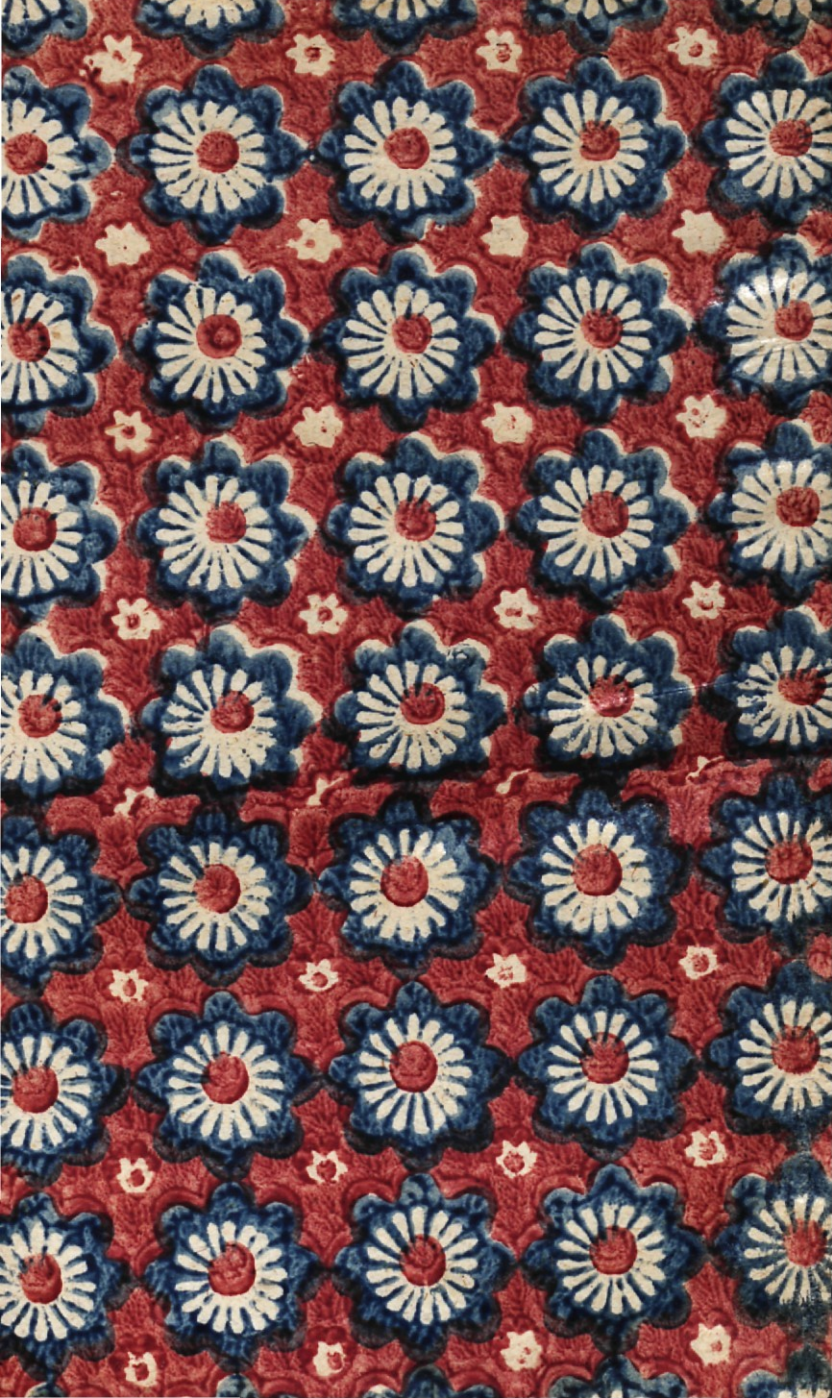


2612. I. G. c. 1. d.

Sammlung
neuer und merkwürdiger
Reisen
zu Wasser und zu Lande,

aus verschiedenen Sprachen übersetzt, und mit vielen Kupfertafeln und Landkarten versehen,

Zweyter Theil.

Neue Reiſen

nach

Guiana, Peru

und durch das

ſüdliche America,

Worin

die Merkwürdigkeiten dieſer Länder nebſt den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner beſchrieben werden,

aus dem Franzöſiſchen

der Herren

Barrere, Bouguer und de la Condamine

überſetzt.

Mit vielen Kupfertafeln und Landkarten.

K K LYCEAL BIBLIOTHEK ZU LAIBACH

GOETTINGEN,
Verlegts Abram Vandenhöecks ſeel., Wittwe, 1751.

Mit Königl. Pohln. und Churf. Sächſ. allergnädig. Privilegio.

Vorrede

des Uebersetzers.

Bey der neulichen Herausgabe der aus dem Englischen übersetzten **Reise nach Hudsons Meerbusen**, welche den ersten Theil dieser Sammlung ausmacht, hat man die Fortsetzung derselben versprochen, und diesem zufolge erscheinet nunmehr der zweyte Theil des Werks.

Der geneigte Leser findet darin des Herrn **Barrere Beschreibung von Guiana** und des Herrn **de la Condamine Reise durch Süd-America den Amazonen-Fluß** herunter, welcher man noch einen Anhang aus des Herrn **Bouguers Peruanischer** und in die Histoire de l' Academie Royale des Scienees de l' année 1744, pag. 249. etc. eingerückter kurzer Reisebeschreibung beygefüget hat.

Von dem Werthe dieser Schriften will ich hier nicht viel gedenken. Der Ruhm und das Ansehen, wel-

welches ihre Verfasser schon so lange in der gelehrten Welt besitzen, überhebet mich dieser Mühe. Die Zuverläßigkeit ihrer Nachrichten muß dadurch ungezweifelt ein desto größer Gewicht erhalten, daß sie von Männern herrühren, deren Einsicht und Wissenschaft so weltbekannt ist, und die wärend ihres langen Aufenthalts in diesen entferneten Ländern hinlängliche Gelegenheit gehabt haben dasjenige, was sie beschrieben, mit der nöthigen Sorgfalt zu betrachten und zu untersuchen. Der Herr **Barrere** hat eine geraume Zeit zu Cayenne als Königl. Französischer Botaniste zugebracht, und die Herren **de la Condamine** und **Bouguer** sind verschiedene Jahre in Süd-America herumgereiset, wohin sie auf Befehl des Königs von Frankreich zu Ausmessung der Erdgrade unter der Mittellinie geschickt waren; eine Reise deren Frucht die Bestimmung der wahren Gestalt der Erde gewesen ist.

Der Herr **Barrere** hat sich mit Beschreibung der Französischen Colonie in Cayenne, am meisten aber mit Abbildung der Sitten und Gewohnheiten der dortigen wilden Völker beschäftiget; der Herr **de la Condamine** hat sich die Geographie und eine richtige Abzeichnung des Laufes

des

des Amazonen-Flusses zu seinem vornehmsten Gegenstande erwehlt, und bey Gelegenheit verschiedene zweifelhafte und ungewisse geographische und historische Punkte erörtert; und was man aus des Herrn **Bouguers** Arbeit übersetzt hat, enthält mehrentheils sehr lesenswürdige Betrachtungen über einige sonderbare in die Naturlehre gehörige Begebenheiten.

Diese Abwechselung der so mannigfaltigen in dem Werke vorkommenden Sachen wird hoffentlich den verschiedenen Neigungen der Leser nicht unangenehm seyn; und man schmeichelt sich, daß dasjenige, woran der eine kein Vergnügen finden dürfte, dem andern gefallen und folglich allen einiger maßen ein Genügen geschehen werde. Um diesen Endzweck desto eher zu erreichen und zugleich für die äußerliche Schönheit des Buches bestermaßen zu sorgen, sind auch alle in den Originalschriften befindliche Kupfertafeln und Landkarten zierlich und richtig nachgestochen und demselben beygefüget worden.

Wofern das Unternehmen des gemeinen Beyfalls würdig geschätzet werden sollte; so wird künftige Ostermesse diesem zweyten Theile der dritte

nach-

nachfolgen, in welchem man des Herrn **Grangers Reise nach Egypten**, und eines ungenannten Verfassers **Reise nach dem glückseeligen Arabien** zu liefern gedenket.

Wegen der hie und da eingeschlichenen Druckfehler bittet man den geneigten Leser um Vergebung. Die Eilfertigkeit des Druckes hat nicht gestattet darin sorgfältiger zu seyn, als man gewesen ist. Diejenigen indessen, welche von einiger Erheblichkeit zu seyn scheinen, sind am Ende des Werkes angezeiget worden, nach welchem Verzeichniß man dieselben gütigst zu verbessern bittet.

Göttingen, am 28 Septemb. 1750.

Neue Beſchreibung von Guiana,

Worin

von den Küſten dieſes Landes und der Inſel Cayenne, von der dortigen Handlung, von den verſchiedenen daſelbſt vorgefallenen Veränderungen und von den Sitten und Gewohnheiten der wilden Völker, welche darin wohnen, ausführliche Nachrichten gegeben werden,

verfaſſet

von

Peter Barrere,

Correſpondenten der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris, Doctorn und Profeſſorn der Arzeneywiſſenſchaft auf der Univerſität zu Perpignan, Arzte des Kriegshoſpitals in dieſer Stadt und ehemahls Königl. Botaniſten auf der Inſel Cayenne.

Mit verſchiedenen Kupfertafeln, die auf der Stelle gezeichnet ſind.

Kurze Beschreibung

von

Hannover

Hannover

Vorbericht.

Die verschiedenen Veränderungen, welche sich mit der Landschaft **Guiana**, die insgemein **Frankreich unter der Mittellinie** *genannt wird, zugetragen haben, hat Anlaß zu Verfertigung dieses Werkes gegeben. Und ohne auf die Gefälligkeit der Leser ein allzugroßes Vertrauen zu setzen, getrauet man sich zu sagen, daß diese neue Beschreibung richtig und nach der Natur gemacht, ja daß sie sogar umständlicher sey, als die von diesem Lande bisher an das Licht gestellete Nachrichten.

Weil diese Beschreibung verschiedene Gegenstände in sich hält, so hat man, um dieselben nicht in einander zu mengen, für nöthig erachtet dieselben in einige Hauptstücke einzutheilen, damit dem Leser die Arbeit erleichtert werden möge, wenn er sich bey einem gewissen Punkte aufhalten will.

Anfänglich wird untersucht, auf was Weise die **Franzosen** sich zuerst in **Guiana** festgesetzt haben. Hernach werden die Küsten dieser großen Provinz von dem **Amazonen-Flusse** an bis zu dem

*) la France Equinoxiale.

dem **Surinam**, wo die **Holländer** eine Colonie haben, beschrieben. Sodann folget eine ziemlich weitläuftige Beschreibung der Insel **Cayenne**, worin man zugleich der vornehmsten Begebenheiten, die sich daselbst zugetragen haben, gedenkt. Man ertheilt endlich eine Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande dieser Colonie; man meldet etwas von der Handlung, und bringt Mittel in Vorschlag um dieselbe blühend zu machen.

Die natürliche Ordnung erfordert hiernächst die Sitten und Gewohnheiten der Wilden in **Guiana** zu beschreiben. Man hat davon sehr umständlich gehandelt, weil die Beschreibung der Sitten ein weitläuftiger und wichtiger Gegenstand ist.

Ob man sich aber gleich genöthiget gesehen hat von der Religion, den Heiraten, der Trauer und andern Gebräuchen dieser barbarischen Völker zu handeln; so hat man dennoch für billig erachtet nur das merkwürdigste anzuführen, damit man dem Leser durch eine allzulange Erzählung nicht beschwerlich fallen mögte.

Uebrigens wird in der Beschreibung der Gemüthsart und der Sitten der **Indianer** in **Guiana** nichts vorgetragen, als was man auf der

Stelle

Stelle gesehen oder in dem oftmahligen Umgange mit einem eifrigen Missionario gelernet hat, welcher seit vielen Jahren in einer Mission bey den **Galibis** an der Bekehrung dieser Völker arbeitet.

Man schließet endlich diese Nachrichten mit einem Verzeichnisse der verschiedenen in der Landschaft **Guiana** zerstreueten **Indianischen** Nationen, welche den in **Cayenne** wohnenden **Franzosen** am meisten bekannt sind.

Vielleicht wird man sich verwundern, wenn man in diesem Werke keine Beschreibung der merkwürdigen Thiere, der seltenen Pflanzen und ihrer Tugenden und vieler andern Sachen, die dieses Land hervorbringt, finden wird.

Der Verfasser glaubte nicht, daß hier der Ort wäre davon zu handeln. Denn außerdem, daß diese Dinge nicht nach jedermanns Geschmack sind, und dieselben hiernächst diese Beschreibung sehr vergrößern würden, hat er für gut befunden davon ein besonderes Werk zu machen, und man kann das kurze Verzeichniß*, welches er an das Licht gestellet hat, als einen Vorläufer dieses Werkes ansehen.

Die

*) Essai sur l' histoire naturelle de la France Equinoxiale.

Vorbericht.

Die Schreibart in dieſer Reiſebeſchreibung iſt vielleicht ein wenig gar zu nachläßig. Allein man hat nicht ſo viele Vorſorge für die Reinigkeit der Sprache, als für eine richtige Abhandlung der Sachen getragen. Ueberdem aber iſt es etwas ſeltenes bey Perſonen, die in der Provinz, ohne den Beyſtand eines Ariſtarchus erzogen worden, dieſe Zierlichkeit im Ausdrucke zu beſitzen, welche gefällt, welche man bewundert und welche oft einem Werke den meiſten Beyfall erwirbt. Man ſchmeichelt ſich alſo, daß man die Fehler von dieſer Art, die ſich etwan in daſſelbe mögen eingeſchlichen haben, überſehen werde.

Inhalt

Das erſte Capitel.
Beſchreibung der Guianiſchen Küſte von dem Amazonen-Fluſſe bis nach Suriname.

Das zweyte Capitel.
Beſchreibung der Inſel Cayenne.

Das dritte Capitel.
Von der Handlung der Colonie.

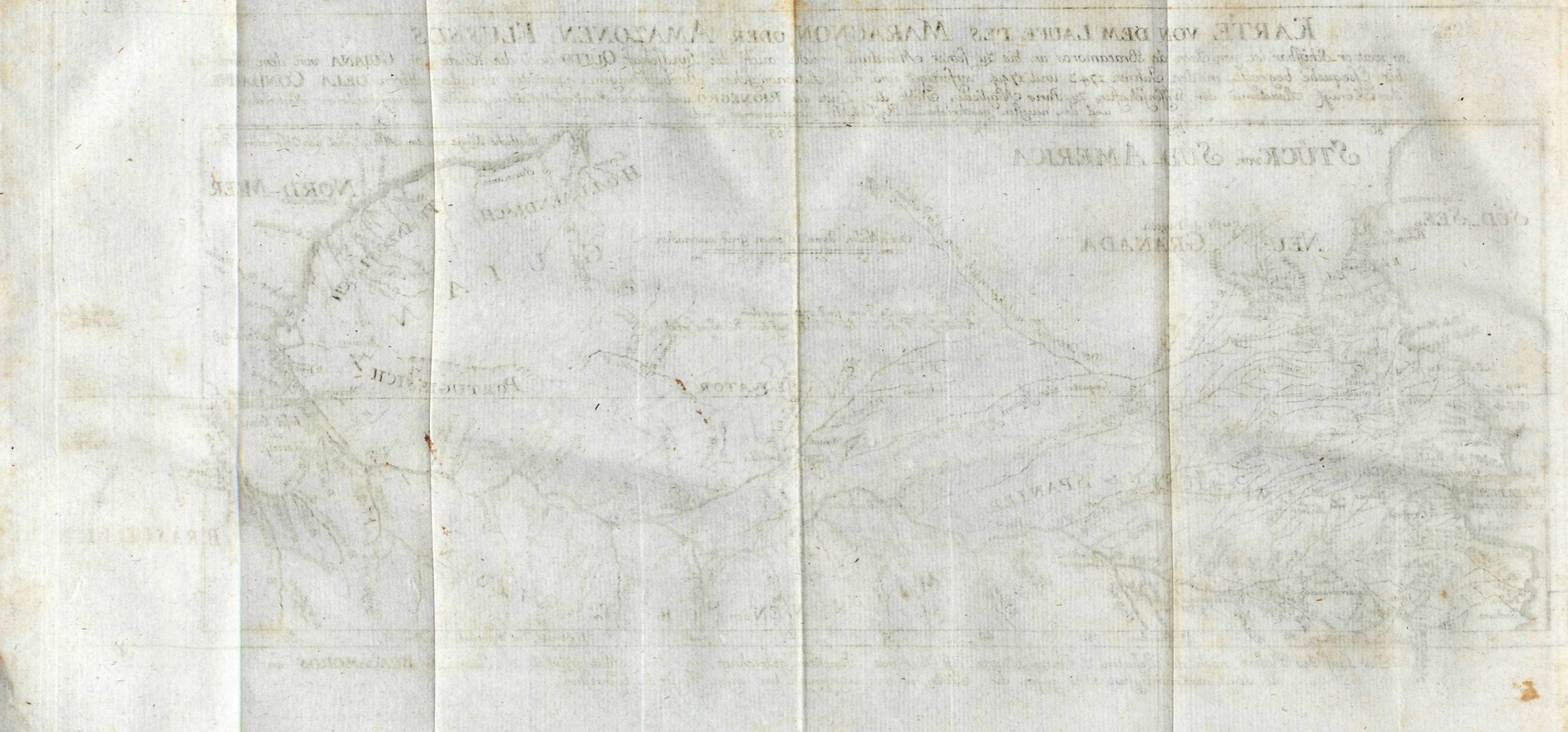
Das vierte Capitel.
Von den Sitten der Wilden in Guiana.

Das fünfte Capitel.
Verzeichniß der verſchiedenen Nationen, welche in der Landſchaft Guiana wohnen.

KARTE VON DEM LAUFE DES MARAGNON ODER AMAZONEN-FLUSSES

so weit er Schiffbar ist, von Jaen de Bracamoros an bis zu seiner Mündung, welche auch die Landschaft QUITO und die Küste von GUIANA von dem Nord-Cap bis Esequebe begreift, in den Jahren 1743 und 1744 verfertiget und nach Astronomischen Beobachtungen eingerichtet von dem Herrn DELA CONDAMINE, der Königl. Academie der Wissenschaften zu Paris Mitgliede, Nebst dem Laufe des RIONEGRO und andern Merckwürtigkeiten, welche aus verschiedenen Nachrichten und den neuesten geschriebenen Reisebüchern hergenommen sind.

Der Lauf des Flusses nach des Jesuiten P. Fritzens Karte ist hier mit Punckten gezeichnet, von dem Mittagszirkel zu Jaen de BRACAMOROS an, als dem merkwürdigsten Orte gegen die Stelle, wo man angefangen hat diesen Fluss zu beschreiben.



Neue Beschreibung von Guiana.

Das erste Capitel.

Beschreibung der Guianischen Küste von dem Flusse der Amazonen bis nach Suriname.

America war kaum von den Spaniern entdeckt worden, als ganz Europa dabey aufmerksam ward. Die überaus großen Reichthümer, welche man daher brachte, erregten die Begierde aller Völker, und viele legten sich nunmehr mit großem Eifer auf das Seewesen. Insonderheit wandten die Franzosen diejenige Geschicklichkeit, welche sie zur Schiffahrt hatten, bey dieser Gelegenheit zu ihrem Vortheile an; sie thaten verschiedene Reisen in diese neue Welt, und theilten so gar mit den ersten Eroberern derselben die Schätze von Peru und Neu-Spanien.

Die Landschaft Guiana lag diesen neuentdeckten Ländern allzunahe, als daß sie dem Fleiße der Franzosen hätte entwischen sollen; sie thaten viele Schiffahrten dahin; und nachdem sie lange Zeit mit verschiedenen wilden Völ-

kern gehandelt hatten, so seßten sie sich endlich vor mehr als hundert Jahren auf dieser Küste feste.

Die Franzosen nennen dieses Land gemeiniglich Frankreich unter der Mittellinie, weil es zum Theil unter derselben liegt. Die Spanier geben ihm den Namen el Dorado, d. i. das goldene, weil sie beständig geglaubt haben, daß der berühmte See Parima darin läge, dessen Sand vieles Gold in sich hält. Eigentlich macht diese Provinz den Theil von America aus, welcher sich von der Mittellinie bis zum neunten Grade der nordlichen Breite erstreckt, und wird von dem Amazonen-Flusse, (welchen die schlechten Erdbeschreiber aus einem gemeinen Irrthum Maragnon genannt haben,) und dem Flusse Orenok eingeschlossen. Daher muß dieser große Strich Landes eigentlich als eine Insel betrachtet werden, weil diese beyden berühmten Flüsse ihn auf allen Seiten umgeben, und von dem übrigen festen Lande absondern. Brasilien, Peru, Neu-Granada grenzen an die Landschaft Guiana, deren Gestalt man mit einem Dreyeck vergleichen könnte, wenn die Küste, welche die grösseste Seite ausmacht, etwas mehr geradelinigt wäre.

Es war gleich nach der großen Entdeckung von America, als die Franzosen sich in Guiana fest seßten. Die Begierde Reichthümer zu erwerben, war sonder Zweifel der vornehmste Bewegungsgrund zu Anlegung der Colonien, und die Freundschaft, mit welcher die Indianer sie aufnahmen, reizte sie an mit ihnen Handlung zu treiben. Johann Laet, der durch seine Sammlung von langen

Rei-

Reiſen und Beſchreibungen fremder Länder bekannt iſt, meldet, daß ſie daſelbſt Färbholz und unter andern eine Gattung von Braſiliſchen Holze zu laden pflegten. Kurz, die Franzoſen thaten faſt beſtändig Reiſen in dieſe entfernten Länder, und fiengen bald hernach an ſich allda nieder zu laſſen.

Im Jahr 1624. ſchickten einige Kaufleute von Rouen eine Colonie von ſechs und zwanzig Leuten ab, welche ſich an dem Ufer des Fluſſes Sinamary, der ſich in der Gegend von fünf und einem halben Grade nordlicher Breite in das Meer ergießet, feſtſetzten. Zwey Jahre hernach ward eine neue Pflanzſtatt an dem Fluſſe Conamama nicht weit von dem Sinamary angelegt, und daſelbſt ein Befehlshaber mit einer bewaffneten Barke gelaſſen. Man führte in der Folge mehr Leute dahin, wodurch dieſe angehenden Colonien augenſcheinlich zunahmen. Einige Zeit hernach errichteten verſchiedene Normandiſche Kaufleute eine Geſellſchaft, und erhielten von dem Könige Ludewig dem Dreyzehnten einen offenen Brief, worin ihnen allein die Handlung und Schiffahrt nach Guiana verſtattet ward. Denn dieſes Land war damahls von keinem andern chriſtlichen Prinzen beſetzt, und in dem Briefe werden der Amazonen-Fluß und der Orenok als deſſen Grenzen bezeichnet. Dieſe Geſellſchaft ward die Geſellſchaft von Nord-Cap genannt, welches das Vorgebürge iſt, das an der linken oder nordlichen Seite des Amazonen-Fluſſes liegt.

Dieſe Geſellſchaft ward nachgehends noch berühmter, weil viele vornehme Leute daran Theil nahmen, welche, nachdem

ſie neue Privilegien, kraft deren ihnen dieſes ganze Land gegeben ward, erhalten hatten, zu verſchiedenen mahlen acht hundert Menſchen auf vielen Schiffen dahin ſchickten, ſo wohl um die bereits angelegten Colonien zu verſtärken, als auch neue Länder zu entdecken.

Nachdem endlich Ludewig der Vierzehnte eine Weſt-Indiſche Geſellſchaft errichtet hatte: ſo gab er derſelben aufs neue das Eigenthum aller von den Franzoſen in dem ſüdlichen America bewohnten Inſeln und Länder. Dieſe Geſellſchaft ließ die Inſel Cayenne und die angrenzenden Provinzen in Beſitz nehmen.

Man rechnet die Länge der Landſchaft Guiana, oder vielmehr der ganzen Küſte von dem Nord-Cap bis zu dem Fluſſe Paria oder Orenok insgemein auf drey hundert Meilen. Denn von dieſem ganzen überaus groſſen Lande hat man bisher nur ſehr unvollkommene Nachrichten. Man muß die Provinz Guiana, ſagt Walter Raleigh als ein Land betrachten, welches noch Jungfer iſt. Niemand hat es noch berühret, und kein chriſtlicher Prinz hat bisher geſucht es zu erobern.

Die ganze Küſte von Guiana bekommt durch ihre Grüne ein wunderſchönes Anſehen. Dieſer Strich Landes wird überall von dicken Wäldern bedeckt, die aus mancherley immer grünen Bäumen beſtehen, und das groſſe Gehölze erſtreckt ſich ſo weit in das Land, daß man deſſen Ende nicht ſehen kann. Das Regenwetter, welches drey viertel Jahre faſt beſtändig anhält, macht die Luft ziemlich mäßig. Man muß zu wei-

len

len ſo gar Feuer machen, weil die Kälte inſonderheit des Morgens ſehr empfindlich iſt.

Der gröſte Theil des Landes längſt der Küſte liegt insgemein ſehr niedrig, und wird von der Flut überſchwemmet: hingegen weiter hinein iſt es ziemlich hoch; und es ſind dorten ſo gar Gebürge, welche den Pyrenäiſchen und den Alpen an der Höhe wenig nachgeben. Ob man gleich faſt überall meiſtens nur Holz antrifft, ſo iſt das Land jedoch ziemlich flach, und an verſchiedenen Orten unbewachſen, allwo nur überſchwemmte Savannen, oder, um mich deutlicher zu erklären, moraſtige Wieſen ſind, welche nur mitten im Sommer trocken werden. Hier findet man öfters Crocodile, die ſehr gefährlich ſind. Dem ungeachtet aber kann man ſagen, daß dieſes ganze Land vortrefflich ſeyn würde, wofern es angebauet wäre. Es hat einen Uberfluß an Lebensmitteln, als Mayz, (Indianiſch Korn) Maniok und vielen Wurzeln und Früchten, die ſich zur Nahrung der in dem Lande gebohrnen Einwohner ſehr wohl ſchicken. Alle groſſen Wieſen, die in dieſer Provinz ſind, könnten unzählige Heerden Vieh ernähren; und die Wälder haben reichliches Holz, ſowohl um Häuſer als Schiffe zu bauen. Mit einem Worte nichts würde, wie ich glaube, leichter ſeyn, als dieſes Land anzubauen, und darin gute Colonien anzulegen.

Auſſer der Fruchtbarkeit des Erdreichs giebt es daſelbſt auch einen Ueberfluß an Wild. Man findet da Hirſche, Schweine von vielen Gattungen, Maypuris *, Paks **,

* Schweine, die theils im Waſſer und theils auf dem Lande leben.

** Eine Art von Caninchen.

Rebhühner, wilde Enten, Faſanen, Holztauben, Turteltauben und eine Menge anderes Wildpret. Die Küſte iſt ſehr fiſchreich: man fängt da vortreffliche Meer-Eſchen und Meer-Barben, Seehechte und andre niedliche Fiſche. Der Meer-Ochs wird häufig in allen Flüſſen gefunden, deren Waſſer mitten im Lande, wo die Fluten nicht hinreichen, und folglich das Seewaſſer nicht hinein treiben können, vortrefflich iſt, indem dieſes das Waſſer in den Flüſſen entweder ſalzig, oder brach macht. Dieſe Fluten bringen zuweilen eine ſo groſſe Menge Schlamm mit, daß man nicht an das Land kommen kann: man iſt ſo gar an gewiſſen Oertern genöthiget unter den Mangle-Bäumen * und ſo zu ſagen in dem Schlamme liegen zu bleiben, allwo man von den Fliegen und Mücken grauſam geplagt wird.

Die Klippen, welche man in den Flüſſen findet, ſind den Reiſenden nicht weniger beſchwerlich. Dieſe großen Felſen, welche gemeiniglich den ganzen Canal verſperren und ſich zu weilen über eine ſtarke viertel Meile erſtrecken, zwingen ſie an das Land zu gehen, die Kähne aus dem Waſſer zu ziehen, und ſie ſo weit zu Lande fortzubringen, bis man dieſe Stellen gänzlich vorbey iſt, wofern man ſich nicht der Gefahr eines unvermeidlichen Schiffbruchs bloß ſtellen will. Das Waſſer macht durch die Heftigkeit, mit welcher es herunter fällt, ſtarke Wirbel, welche zu folge der Höhe des Erdreichs entweder gröſſer oder kleiner ſind. Es giebt Indianer, welche damit ſie die Mühe erſparen mögen, ihre Ladung zu Lande fort-

* Mangles aquatica, foliis ſubrotundis & punctatis. *Plumerii nova Plantarum Americanarum genera.*

fort zu schleppen, diese Klippen herunter fahren, ohne zu ersaufen, ob gleich die Heftigkeit des Wassers unglaublich ist: aber dagegen kommt dieses auch öfters vielen andern, wie geschickt sie auch immer in dem Gebrauche ihrer Kähne seyn mögen, sehr theuer zu stehen, insonderheit aber den Französischen Kaufleuten, welche die Verwegenheit haben, sich an so gefährlichen Stellen ihren Kähnen auf ein Gerathe wohl anzuvertrauen.

Man kan sich nicht genugsam nach dem Ab- und Zuflusse des Meers richten, wenn man in diesem Lande zu Wasser reiset, und wenn man längst der Küste segeln will, insonderheit gegen den Amazonen-Fluß, wo man die so genannte Barre sorgfältig vermeiden muß. Diese Barre ist eigentlich nichts anders als das ungestüme Wasser, welches eine Menge Schlamm mit sich führet, oder die hohe und große Flut, welche die stärksten Pyrogen* sehr leicht umstürzet, auf welchen man hier die Reisen verrichten muß; denn sie können die Gewalt der starken Wellen nicht aushalten, welche im vollen und neuen Monde allezeit sehr hoch sind.

Ganz Guiana wird von einer grossen Anzahl Flüsse durchströmet, wovon die meisten nur für kleine Fahrzeuge schiffbar sind. Der grösseste, den man antrifft, nach dem man das Nord-Cap vorbey gesegelt ist, heist Cachipur. Dieser Fluß entspringet aus den weit in dem Lande liegenden Gebürgen, und ergießt sich unter dem zweyten Grade nordlicher Breite in das Meer. Gegen seine Quelle wohnen Indiani-

* Dieß sind große Indianische Kähne, worin funfzig Personen Raum haben.

dianiſche Völker, welche Palicurer und Norager heiſſen. Dieſe leztern ſind unter allen Wilden die gröſten Menſchen-Freſſer. Jenſeits des Cachipur ſiehet man auf der Küſte weiter nichts als einige Krieken *. Aber wenn man hernach ein wenig vorwärts an der Küſte fortſegelt, ſo entdeckt man das Cap Orange, welches ein ziemlich erhabenes Land iſt und ſich nicht weit in das Meer erſtreckt. Ganz nahe bey dieſem Vorgebürge findet man einen kleinen Fluß, der eben nicht viele Aufmerkſamkeit verdienet, und welchen die Indianer Coupiribo nennen. Wenn man darauf längſt der Küſte von Oſten nach Weſten ſegelt, ſo kommt man in die Mündung des Oyapoks. Dieß iſt der gröſeſte Fluß auf dieſer ganzen Küſte; und er ergießt ſich unter dem dritten und einem halben Grade nordlicher Breite in das Meer. Die zerſtörete Schanze, welche die Holländer, als ſie ſich hier 1676 feſtſeßten, angeleget hatten, liegt auf einer Höhe zur Rechten, wenn man in den Hafen kommt. Dieſer Fluß hat in ſeiner Mündung nicht allein eine ſehr gute Rheede für große Schiffe, ſondern auch einige Plätze, welche gar wohl befeſtiget werden könnten.

Eine ſo vortheilhafte Lage hatte ſonder Zweifel die Holländer angereizet eine ſtarke Colonie hieher zu ſchicken und den Eingang des Fluſſes zu befeſtigen. Das Erdreich iſt hier allenthalben ſehr gut, und verſpricht, wenn es angebauet würde, einen Ueberfluß von allerhand Waaren. Dieſes iſt auch Urſache

* Kleine Flüſſe. Es ſind auch Canäle, welche dazu dienen, daß man aus den Pflanzſtätten eine Gemeinſchaft mit den Flüſſen haben kann.

Urſache geweſen, daß man ſeit langer Zeit den Entwurf gemacht hat dieſes ganze Land zu beſetzen und darin ein neues Fort zu bauen. Im Jahr 1726. ward der Anfang gemacht ſolchen Entwurf auszuführen, welcher auch ſeitdem nicht aus der Acht gelaſſen worden iſt, weil man einen Befehlshaber mit einer Beſatzung dahin geſchickt hat. Im Jahr 1735. hat man auch verſchiedene Indianiſche Nationen, die längſt dem Fluſſe Oyapok zerſtreuet waren, beredet, ſich zu vereinigen und an einem Orte feſt zu ſetzen, damit ſie deſto füglicher in den Grundſätzen der Chriſtlichen Religion unterrichtet werden mögten; und daher iſt eine Miſſion St. Paul genannt errichtet worden, welche nur etliche Meilen von dem Fort Oyapok entfernet iſt.

Vier Meilen von der Mündung des Fluſſes Oyapok ſiehet man eine groſſe Reihe Klippen, welches die erſte iſt; und man kan leichter darüber wegfahren, als über eine andere, welche einige Stunden von dieſer liegt. Weiter herauf gegen die Quelle des Fluſſes findet man die dritte. Das enge Ufer deſſelben, welches die Geſchwindigkeit des Waſſers an dieſem Orte beträchtlich vermehret, und die Bäche, welche wärend dem groſſen Regen ſich mitten aus dem Lande in die Ströme ergießen und dieſelben ungemein heftig machen, erlauben nicht wieder die Flut zu gehen und über dieſe letzte Reihe Klippen zu fahren, ohne ſich der Gefahr bloß zu ſtellen von dem einlaufenden Waſſer zu Grunde zu gehen, oder an den Klippen, womit dieſe Stellen häufig angefüllet ſind, zu ſcheitern. Die Indianiſchen Völker, welche man längſt dieſem Fluſſe antrifft, ſind die Pirious, die Maraonen, die Taruppis,

ruppis, die Ouens, die Mauriuz, die Karanner und die Tokoyenner. Die meiſten von dieſen Indianern graben auf ihre Geſichter Striche oder Linien, welche von einem Ohre bis zum andern gehen. Die Franzoſen nennen ſolche Merkmahle, die gewiſſe Nationen an ſich tragen, *Barbe de Palicour*, d. i. einen Palicuriſchen Bart; die Wilden aber heiſſen ſie Juparats.

Der Fluß Camoppi, welchen man hernach antrifft, iſt ziemlich groß, aber doch etwas kleiner als der vorgemeldete. Er fließt von Abend gegen Morgen. Sein Waſſer kommt von verſchiedenen Orten zuſammen, und macht ihn ſchiffbarer, als der Oyapok iſt; wiewohl man eben ſo wohl Reihen Klippen darin findet, wodurch man genöthiget wird die Fahrzeuge zu Lande fortzuſchleppen, weil es nicht rathſam iſt darüber zu fahren. Es wohnen viele Indianiſche Völker an demſelben, als die Couſſanis, die Armagutous, die Caicoucianer, und unter andern die ſo genannten Acoquouas, welche durchbohrte Wangen haben. Dieſe Wilden ſtecken in die Oeffnungen, welche ſie ſich mit Fleiß machen, Federn von Papagayen oder andern Vögeln, die ihnen zum Zierathe dienen. Sie durchbohren ſo gar die Wangen ihrer Kinder, ſo bald ſie gebohren ſind. Dieſer Fluß läuft durch ſehr ſchöne Länder. Man glaubt, daß darin reiche Gold- und Silber-Gruben ſind; und man ſagt ſo gar, daß man vormahls einige entdeckt habe. Vielleicht iſt dieſes die Urſache geweſen, daß man einen von den höchſten Bergen, die man auf der Küſte ſiehet, den Silberberg genannt hat, worin die Holländer dem Anſehen nach zu der Zeit, da ſie von

dem

Akoquoua
Palikur

dem ganzen Lande Meiſter waren, hatten graben laſſen.

Achtzehn Meilen unter dem Fluſſe Oyapok iſt ein anderer befindlich, welcher den Namen Apruak hat, und auf welchen die Franzoſen die meiſte Schiffart treiben. Die Nähe der Inſel Cayenne, und die verſchiedenen Indianiſchen Nationen, welche längſt dieſem Fluſſe wohnen, ziehen öfters die Kaufleute dahin um dort zu handeln und Meer-Ochſen und Schildkröten zu fangen. Die Holländer hatten dieſen Ort ehemahls ſehr ſchön befunden, und die Güte des Landes wohl erkannt, auch aus dieſer Urſache allda eine Colonie angelegt. Man ſiehet noch die übrigen Stücke von einer Schanze, welche ſie an dem Eingange dieſes Fluſſes hatte bauen laſſen, ſo wohl um die Fahrt zu verſperren, als auch die wilden Völker, welche ſie bezwungen hatten, im Gehorſam zu erhalten. Ganz nahe an der Mündung des Apruaks iſt eine Sandbank, vor welcher man ſich nicht genugſam hüten kan. Die Reihen Klippen, welche ſich in dem Canal dieſes Fluſſes befinden ſind nicht ſo gefährlich als die in dem Oyapok, und man vertrauet ſich der Heftigkeit des Waſſers in dieſen Stellen mit mehrerer Dreiſtigkeit an. Sieben Meilen von der Mündung des Apruaks, in dem Striche von Süden nach Norden, findet man mitten im Meer einen Felſen, der gar nicht bewachſen iſt und faſt die Geſtalt eines runden Daches hat. Man nennet ihn insgemein den groſſen Connetable, um ihn von einem andern kleinern zu unterſcheiden, welcher faſt mit dem Waſſer gleich hoch iſt, und daher der kleine Connetable

table genannt wird. Diese Klippe, welche fast eine viertel Meile im Umkreise hat, thut den Schiffen, welche in allen diesen Gegenden segeln, grosse Dienste, und sie pflegen gemeiniglich nach derselben auszusehen, um sich desto besser ihres Laufs zu versichern. Es kostet hier wegen der Ströme, welche die Schiffe nach dem weiten Meere treiben, viele Mühe zu landen, und überdem ist die See daselbst insgemein sehr ungestüm. Einige alte Einwohner von Cayenne versichern, daß eine süße und mineralische Wasser-Quelle auf diesem Felsen sey, welchen man die Vögel-Insel nennen könnte; denn man siehet allenthalben darauf fast nichts als eine unbeschreibliche Menge Gölands oder Meven, Fregatten*, die so genannten Narren-** und andere Vögel, welche dahin kommen, um Eyer zu legen, und die beständig dort herum fliegen.

Nach dem Flusse Apruak findet man gleich einen andern, welcher Caux genannt wird. Einige Franzosen von Cayenne hatten sich vordem auf seinen Ufern niedergelassen, welche heutiges Tages nur von einer sehr kleinen Anzahl Indidianer bewohnet werden. Das Land inzwischen ist nicht weniger, als bey den andern Flüssen geschickt denen, welche sich entschliessen mögten, hier Wohnungen zu bauen, die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen. Das Wild ist hier im Ueberflusse, und man kan hier in weniger Zeit eine Menge Fische

* *Anas angusti-ostra, stultus vulgo dicta.*

** Eine Art See-Vögel, deren Schmalz für den Schlag oder Lähmung, die von einer Verkältung herrühret, sehr gut ist.

Fiſche fangen, wie denn auch die Einwohner der Küſte Ramira, von welcher dieſer Fluß nur fünf bis ſechs Meilen entfernet iſt, öfters ihre Sklaven zur Fiſcherey hieher ſchicken. Aus dem Fluſſe Caux kommt man ſo dann in den Oyak, welcher Cayenne von dem feſten Lande ſcheidet. Seine Mündung iſt in einer Spitze der Inſel, die man insgemein Mabury nennet.

Man hat im Jahr 1724. eine Pfarre, genannt Kura an den Ufern des Fluſſes Oyak zur Bequemlichkeit der entfernten Einwohner von Cayenne angelegt, von denen ſich ſehr viele längſt dieſem Fluſſe niedergelaſſen haben. Ungefehr acht Meilen von ſeiner Mündung nimmt er die Flüſſe der Grafſchaft Gennes und Ourapeu zu ſich. An dem Ende dieſer letzten Landſchaft hatte man vor dieſem einen Weg angefangen um zu Lande bis zu dem Amazonen-Fluſſe reiſen zu können. Man hatte dabey die Abſicht nicht allein die Portugieſen zu vertreiben, welche ſich in den zu dem Gebiete von Cayenne gehörigen Ländern feſtgeſetzet hatten, ſondern man ſuchte auch Bergwerke zu entdecken und mit den unzähligen Indianiſchen Völkern zu handeln, welche in allen dieſen Gegenden zerſtreuet ſind. Das Land, welches von dieſen beyden Flüſſen, deren Waſſer vortrefflich iſt, durchſtrömet wird, iſt nicht genugſam im Stande angebauet zu werden. Es iſt ganz voller dicken Wälder, worin man eine Menge Eben- Violet- Roſen- Lettern- Eiſen- und anderes gefärbtes Holz antrifft. Die Vanille und die Copau-Bäume wachſen daſelbſt auch von ſelbſt. Die meiſten Gebürge ſind mit Eiſengruben angefüllet, welches man ſo gar auf der

Fläche

Fläche der Erde entdeckt. Der Talk* ist dorten nicht selten; allein er besteht aus kleinen Stücken, welche ziemlich weiß sind. Es giebt allda auch eine weiße weiche Erde, welche man im Wasser löschet, und die Häuser damit weisset. Man findet hier auch eine Gattung von Bolus, oder eine rothbraune Erde, welche die Sklaven gebrauchen um ihre Tabackspfeifen daraus zu machen. Die Portugiesen zu Para verfertigen daraus vortreffliche Töpfer-Arbeit, und insonderheit die so genannten Bardacken, oder Krüge, worin man das Wasser abkühlet. Man könnte solches eben so wohl in Cayenne thun. Ferner ist hier ein schwarzer, feiner und sehr schwerer Sand, welcher Eisen in sich hält. In diesem ganzen festen Lande, welches mit Brasilien eine Aehnlichkeit hat, fehlet es nicht an Mineralien. Und wofern man sich ein wenig Mühe geben wollte, so zweifle ich im geringsten nicht, daß man dereinsten reiche Erzgrubeu entdecken würde, welche den Vorschuß, den man aufwenden dürfte um sie zu suchen, gewiß belohnen würden. Ausser dem Oyak giebt es noch andere kleine Flüsse, an welchen die Franzosen viele Pflanzstätte haben, und wo die Schiffe Holz und Wasser einzunehmen pflegen. Alle diese Flüsse ergießen sich in einen andern, welchem man von dem Berge Senery den Namen giebt. Dieser vereiniget sich mit dem Oyak und macht den eigentlich so genannten Fluß Cayenne aus.

Wenn man der Küste weiter folget, findet man sieben Meilen von dem Flecken Cayenne einen kleinen Fluß, Namens

* Eine Gattung durchsichtiger Steine, welche sich in Blättern oder Schuppen von einander theilen läst.

mens Makuria, welcher sehr schlammigt ist, weil die Ebbe und Flut alle sechs Stunden daselbst einen tiefen Schlamm nachläßt. Seine Ufer sind ganz mit Mangle-Bäumen eingefaßt, woran sich die Austern zur Zeit des hohen Wassers hängen. Unten an diesen Bäumen wird auch eine Menge Krabben gefangen, welche den Sklaven und armen Leuten zur Nahrung dienen. Es giebt daselbst vortreffliche Weide, und das Vieh wird davon ungemein fett. Dieser Ort ist in der ganzen Colonie am meisten geschickt grosse Heerden zu unterhalten, und auf dieser ganzen Küste bis nach Kuru ist nichts schöners zu sehen, als die Pflanzstätte und Meyereyen, welche die Franzosen daselbst angelegt haben. Die Bäume, welche die Franzosen Roth-Holz und die Indianer Coumery* nennen, wachsen häufiger an dem Flusse Makuria, als an den andern Flüssen. Diese Bäume sind sehr harzig, und geben in einer ziemlichen Weite einen sehr starken und angenehmen Geruch von sich, welcher dem Storax nahe kommt. Von dem Stamme dieses Baumes fließt ein rother Saft herunter, der als Wein aussiehet, und ein vortrefflicher Balsam für allerley Wunden ist. Die Schlangen und insonderheit die so genannten Klapper-Schlangen sind in allen diesen Gegenden sehr gemein.

Der Fluß Kuru ist acht Meilen von dem Makuria. Der Eingang desselben ist wegen einiger Sandbänke und Klippen, welche zur Zeit des niedrigen Meers sichtbar sind, sehr beschwerlich. Das Seewasser, welches die Wogen auf die großen ziemlich flachen Felsen werfen, die nahe bey seiner Mün-

* Terebinthus procera, balsamifera, rubra.

Mündung sind, wird cristallisirt und verändert sich in Salz. Allein dieß geschicht nur in der grossen Hitze, und insonderheit, wenn der Nordwind bläset. Dieser Fluß nimmt in seinem Lauf einige kleine Flüsse zu sich, als den Karua, Aoüssa, Passoüra und viele andere Krieken, welche alle sehr fischreich sind; und das Erdreich, welches sie durchströmen, giebt durch seine Fruchtbarkeit einem grossen Haufen Indianer ihren Unterhalt. An dem Ufer des Flusses Kuru, eine Meile von seiner Mündung, haben die Jesuiten im Jahr 1714. eine Mission gestiftet, und daselbst viele herumschweifende und in den Wäldern zerstreuete Indianische Völker versammlet. Man kan den Eifer nicht genugsam loben, mit welchem diese guten Väter diese Kirche anbauen und mehr als fünf hundert Indianer, welche sie dem Joche des Evangelii unterwürfig gemacht haben, in den Wahrheiten unsrer Religion je mehr und mehr unterrichten. Die ganz besondere Sorgfalt, welche der verstorbene Vater Crossart, Superior der Missionen in Cayenne, auf die Unterhaltung dieser neuen Mission, zu welcher er den Grund gelegt hatte, und die reichlichen Geschenke, welche er diesen armen Wilden gab, haben nicht wenig beygetragen daselbst das Christenthum in einen blühenden Zustand zu setzen und die Anzahl der Christen alle Tage zu vermehren. Niemahls war ein Missionarius gutthätiger und eifriger für seine Religion.

Wenn man aus dem Flusse Kuru fähret, kommt man fünf oder sechs Klippen vorbey, welche vier Meilen von dem weiten Meere sind, und welche man die Teufels-

Eylan-

Eylande nennt. Die Indianer suchen daselbst in den Monaten Julius und Augustus, da die See still zu seyn pflegt, Schildkröten und Eidechsen. Sie verbrennen gemeiniglich alles Holz auf diesen Eylanden, um die Schildkröten desto leichter zu fangen, als welche das Feuer hervor zu kommen nöthiget. Die nach Suriname gehenden Schiffe suchen diese Klippen sorgfältig zu vermeiden, an welchen viele Piloten das Unglück gehabt haben Schiffbruch zu leiden. Jenseits des Flusses Kuru siehet man weiter keine Französische Pflanzstätte; und hier ist eigentlich das Land der Galibys, einer sehr zahlreichen Nation, welche längst dieser ganzen Küste wohnet und sich so gar jenseit des Flusses Orenok ausbreitet. Die Flüsse, die man von Kuru bis nach Suriname, (ein Strich den man gemeiniglich fast auf sechzig Meilen rechnet) antrifft, sind der Sinamary, Karua, Conamama, Iraku, Organa, Ammana und Marony.

Der Fluß Sinamary ist ein wenig grösser als der Kuru, von welchem er nur zwölf Meilen entfernt ist. Auf dessen Ufern haben die ersten Colonien der Franzosen ihren Anfang genommen. Die Meerbusen zwischen diesen beyden Flüssen sind zu der Zeit sehr ungestüm, wenn die Schildkröten gefangen werden, welches von dem Merzen an bis zur Mitte des Junius geschicht, da diese Thiere ihre Eyer auf dem Sand zu legen pflegen. Man findet an dem Synamary grosse Austern, welche die Indianer Maypa nennen, und de-

ren Schalen bis auf acht Zolle im Durchmesser haben: allein sie sind nicht so gut, als die kleinen Austern, die man an den Klippen findet, und diese übertreffen auch die bey weitem, welche sich an die Mangle-Bäume hängen.

Der Karua, oder, wie die Französischen Kaufleute es aussprechen, Karuabo, ist etliche Meilen von Sinamary. Man siehet daselbst einige Dörfer der Galibis, welche an seiner Mündung wohnen, nach welcher man in den Conamama kommt. Die Franzosen hatten sich ehedessen an diesem Flusse stark fest gesetzt und einige Jahre nach einander viele Leute dahin geschickt um die daselbst angelegten Colonien zu vergrößern. Heutiges Tages siehet man dort gar keinen Franzosen, sondern nur die Galibis, welche jetzo allein an diesem Flusse Wohnungen haben. Jenseit des Conamama ist der Fluß Iraku, an welchem die Tayras wohnen. Man giebt diesen Namen den Wilden, welche an den Mündungen der Flüsse ihr Lager aufschlagen, um sie von den Ituranes zu unterscheiden, welches in der Galibischen Sprache so viel heißt, als Einwohner der Gebürge.

Nach dem Iraku findet man den Organa insgemein Organabo genannt. Organabo heist in der Landes-Sprache eigentlich eine große Krieke, und es haben sich an demselben einige Indianer niedergelassen.

Der Amana ist einer von den großen Flüssen nach dem Kuru. Die Breite seiner Mündung beträgt über eine halbe Meile. Das Land, welches er durchströ-

met

met, giebt den Indianern, welche auf dessen Ufern wohnen, ihren reichlichen Unterhalt. Sonsten ziehet die Fischerey, welche hier sehr ansehnlich ist, viele Indianer dahin, zumahlen sie fast das ganze Jahr hindurch von Fischen leben. Nun ist, um die Beschreibung der Flüsse längst der Küste von dem Amazonen-Flusse an bis nach Suriname zu endigen, der einzige Marony übrig, von welchem wir noch etwas sagen müssen.

Der Fluß Marony dient den Franzosen zur Gränze, und scheidet das Cayennische Gebiete von den Holländischen Ländern. Seine ziemlich grosse Mündung ist unter dem siebenden Grade nordlicher Breite. Verschiedene andere Flüsse, welche sich darin ergießen, schwellen denselben sehr auf. Dieses Land haben die Galibis ziemlich bevölkert. Die Ufer des Marony so wohl, als der andern Flüsse liegen sehr niedrig, und werden von dem hohen Meere überschwemmet. Ja, die ganze Küste ist sehr niedrig; und so gar weiter in dem Lande siehet man nichts als die so genannten Savannas oder Wiesen, welche im Winter Moräste sind, und nur mitten im Sommer austrocknen. Durch diese Savannas kann man zu Lande von Kuru bis nach Suriname reisen. Die Französischen Ausreisser, welche keine Kähne haben, wissen sich diesen Weg, welcher den Wilden in diesen Gegenden wohl bekannt ist, vortrefflich zu nutze zu machen. Die Indianer, welche längst allen diesen Flüssen wohnen, und welche überdem sehr dienstfertig sind, ermangeln nicht auf das geringste Zeichen, das man ihnen macht, diejenigen,

welche es verlangen, in ihren Pyrogen abzuhohlen. Man hängt insgemein ein Schnupftuch oder einen weissen Lumpen auf den Ast von einem Baume, um ihnen zu verstehen zu geben, daß jemand überzufahren verlange. Dieß ist eine kurze, aber aufrichtige Beschreibung der Küste von Guiana und aller derjenigen Dinge, die darauf merckwürdig sind.

Diese grosse Provinz, die wir zuerst eingenommen haben, ist heutiges Tages getheilet und verschiedenen Europäischen Seemächten unterworfen; und Frankreich besitzet eigentlich nur den dritten Theil davon. Die Holländer machen uns, ungeachtet der von dem Flusse Marony bezeichneten Gränzen, noch das Land streitig, welches diesseit dieses Flusses ist. Die Portugiesen thun beständig bis nahe bey Cayenne neue Streifereyen und bemächtigen sich unvermerkt aller unserer Ländereyen. Sie haben im Jahre 1723. auf einem Stücke Landes bey dem Oyapok um es zum Ackerbau tüchtig zu machen, Holz abgehauen, auch daselbst einen Pfahl mit dem Wapen des Königs von Portugall aufgerichtet und solches so gar in die Felsen gegraben.

Das Gebiete der Landschaft Guiana ist also heutiges Tages zwischen den Flüssen Marony und Oyapok, d. i in einem Strich Landes von achtzig bis hundert Meilen eingeschlossen; und das kleine Stück von dem festen Lande welches den Franzosen von Cayenne übrig geblieben ist kann ihnen ganz und gar nichts nutze seyn, weil die Anzahl der zwischen diesen beyden Flüssen befindlichen Indianer so geringe ist, und sie ein gar schwacher Beystand seyn wür-

würden, im Fall man die Waffen ergreifen müste. Auſserdem kann man weder zum Ackerbau noch zur Anſchaffung anderer Nothwendigkeiten des Lebens Sklaven bekommen, weil man die Freyheit nicht hat weiter in das Land zu dringen.

Die Indianiſchen Weiber ſind ſehr wohl zur Haushaltung, und die Männer zur Jagd und Fiſcherey geſchickt. Die Franzoſen ſind alſo eines Vortheils gänzlich beraubt, welcher vormahls den vornehmſten Reichthum des Landes ausmachte und Kauffahrtey-Schiffe dahin zog. Es würde übrigens den armen Indianern, welche das Unglück gehabt im Kriege gefangen und folglich zu Sklaven gemacht zu werden, ein groſſer Dienſt geſchehen, wenn man ihnen ſo zu ſagen das Leben ſchenkte, indem man ſie von ihren Ueberwindern handelte, welche ſie oft aus Mangel einer guten Gelegenheit dieſelben zu verkaufen, hinrichten. Die Herren dieſer Sklaven würden hierin einen doppelten Vortheil finden; denn ſie würden ſich dieſer armen Schlachtopfer, die ihnen öfters zur Laſt ſind, entledigen, und ſich dafür Stücke Eiſen, Leinwand und andere ihnen ſehr nützliche Sachen, welche ſie begierig ſuchen, verſchaffen können. Auſser dem Sklaven-Handel würde man noch tauſend kleine Gefälligkeiten von dieſen Wilden zu genieſſen haben; denn ſie lieben die Franzoſen mehr, als eine andere Europäiſche Nation, und ſie wurden durch die gute Begegnung, womit man ſie empfieng, angereitzet oft nach Cayenne zu kommen um daſelbſt mit Hamaks, a)

a) Hangende Betten oder Hangmatten, die von Baumwol-

Kähnen, b) Körben, c) Reiben, d) Sieben, e) Filtrir-Säcken, f) Copau-Oehl, Schildkröten, Meer-Ochsen, Papagayen und andern sonderbaren Thieren zu handeln.

Aber es ist nicht zu hoffen, daß die Colonie sich von diesem Verlust so bald erhohlen werde, und sie darf sich nach aller Wahrscheinlichkeit nicht schmeicheln wieder in den Besitz eines Landes zu gelangen, welches sie seit langer Zeit angebauet hat, und dessen andere sich unrechtmäßiger Weise angemasset haben. Indessen wäre sehr zu wünschen, daß man diesem Uebel, welches diese ganze Colonie empfindet, abhelfen und die Portugiesen hindern mögte sich hinführo an Oertern, die den Franzosen zugehören, fest zu setzen. Meiner Meynung nach sollten sie sich mit den Pflanzstätten, die sie an dem nordlichen Ufer des Amazonen-Flusses haben, begnügen, an statt daß sie sich gleichsam vor den Thoren von Cayenne niederlassen und die freyen Indianer, die ihrer Herrschaft niemahls

le oder Pitte gewebt und sieben oder acht Fuß weit sind.

b) Auf Indianisch Pyrogen.

c) Pagaras, Körbe worin der Proviant auf Reisen getragen wird.

d) Grages. Diese werden aus kleinen Kieselsteinen, die in Holz eingefaßt sind, gemacht.

e) Manarets sind Siebe, welche von dem Stamm eines Palmbaums gemacht werden.

f) Diese werden von eben dem Baume gemacht und gebraucht den Maniok dadurch zu giessen.

niemahls unterworfen gewesen sind, in die härteste Sklaverey schleppen. Denn mit einem Worte, nach dem wir über hundert Jahre in dem Besitze dieses Landes gewesen sind, welcher durch die würkliche und beständige Wohnung in demselben bestättiget, und auf verschiedenen Freybriefen unserer Könige gegründet ist: so kann man nicht begreifen, aus welchem Grunde sie das Gebiete von Cayenne in einen so kleinen Raum einschränken und sich eines Landes anmaßen wollen, welches ihnen erst nach den Franzosen bekannt geworden ist, und dessen Kenntniß Philipp der Vierte ihnen so sorgfältig zu verbergen gesucht hat. Denn ihre zwo Pflanzstätte zu Corruppa und Destierro, welche am nordlichen Ufer des Amazonen-Flusses weiter als hundert Meilen von dem Nord-Cap liegen, sind jünger als unsere Colonien, und können folglich unsern Ansprüchen nicht nachtheilig seyn, die wir auf ein Land haben, in dessen rechtmäßigem Besitze wir am ersten lange Zeit gewesen sind.

Im übrigen, was für scheinbare Vorwände man diesem auch entgegen setzen mögte; so würden ihre Ansprüche doch durch verschiedene Gründe, die den Spaniern vortheilhaft sind, entkräftet werden. Denn diese letztern haben noch jetzo viele Pflanzstätte an diesem Flusse in den Gegenden wo er entspringt, und haben sie bey nahe hundert Jahre vor den Portugiesen gehabt. Kurz, die Franzosen hatten sich nicht allein vor den Portugiesen in Guiana fest gesetzt, sondern auch in Brasilien, zu Rio Janeiro, zu Tamarica, zu Rio Grande, zu

Maragnon, allwo wir ein Fort gebauet hatten, welches ſie noch heutiges Tages das Fort Louis de Maragnon nennen, und welches wir im Jahr 1615. zu verlaſſen genöthiget wurden. Wir haben alſo hinlängliche Gründe dieſes ganze Land von den Portugieſen zurück zu fordern, oder zum wenigſten zu verlangen, daß ſie uns dagegen dasjenige abtreten ſollen, was ſie an dem nordlichen Ufer des Amazonen-Fluſſes und in allen übrigen Theilen von Guiana beſitzen, wo die Franzoſen ſich vor ihnen feſt geſetzt haben.

Das zweyte Capitel.
Beſchreibung der Inſel Cayenne.

Cayenne iſt eine Inſel, welche ſechszehn Meilen im Umkreiſe hat. Sie liegt an der Küſte von Guiana unter dem 4ten Gr. 56. Min. nordlicher Breite und dem 33ſten Gr. 2 Min. weſtlicher Länge, und iſt von dem feſten Lande durch zweene Flüſſe abgeſondert, welche ſich wieder vereinigen und ſolchergeſtalt einen Hafen ausmachen. Dieſe Inſel ward vor dieſem von den Arikarets und andern Indianiſchen Völkern bewohnet, welche die Franzoſen, ſeitdem ſie ſich dort 1664. zu erſt feſt ſetzten, vertrieben haben, und welche nunmehro faſt gänzlich vertilget ſind. Ihre Figur iſt faſt ein längliches Viereck deſſen Winkel ſo viele Buchten ſind, welche von den Felſen formiret werden, die ſich mit einer Spitze nordwärts in die See erſtrecken.

Die Franzoſen ließen ſich in Cayenne zu erſt auf

der

KARTE von der Insel CAYENNE

See Meilen

1 2 3 4

Plan des Fleckens CAYENNE

Rhed
von
CAYENNE.

der Küste von Remira nieder, welches die angenehmste und fruchtbarste Gegend der Insel ist. An diesem Orte wohnten nicht allein die Franzosen, sondern auch viele Juden, welche diese angehende Colonie in Aufnahme brachten, sie aber verlassen musten, als die Holländer aus Cayenne vertrieben wurden. Die meisten von ihnen entschlossen sich nach Suriname zu gehen, allwo sie jetzo in starker Anzahl sind. Die Colonie zu Remira ward hernach verlassen und an den Ort versetzet, wo heutiges Tages der Flecken Cayenne gebauet ist.

Dieser Flecken, welcher einen gleichen Namen mit der Insel hat, liegt an einer Spitze an dem Ufer des Meers, fast bey dem Eingange des Hafens. Hier pflegt man sich insgemein zu Schiffe zu begeben, wenn man nach dem festen Lande überfahren und die Pflanzstätte besuchen will, welche um die Insel herum liegen, damit man solchergestalt die Ströme vermeiden möge, welche auf der Küste überaus heftig sind. Der Hafen ist eigentlich nur eine Rhede, die nicht allzuwohl bedeckt, sondern dem Nordwinde bloß gestellet ist, der hier zu weilen entsetzlich stürmet und tobet. Der Eingang, welcher gegen Norden liegt, ist wegen der Sandbänke und einiger Klippen, die fast mit dem Wasser gleich hoch sind, sehr gefährlich, und daher werden die Schiffe öfters gezwungen zwo Meilen in dem weiten Meere Anker zu werfen und einen Piloten zu suchen, um sie sicher hinein zu führen. Man ist so gar genöthiget sich dicht an dem Lande zu halten und zu weilen

einen Pistolenschuß weit von den Mauren des Fleckens Cayenne die Fahrt zu verrichten.

Es sind wenig über hundert und funfzig Hütten oder Häuser an diesem Orte, die alle sehr elend aussehen, und davon die meisten, oder besser zu reden, fast alle von Erde aufgebauet sind. Man bekleidet sie inwendig mit Kuhmist, und so dann beweißet man sie. Einige davon sind von Holz aufgeführet und zwey Stockwerke hoch. Vor diesem wurden sie mit Blättern von Palmen-Bäumen gedeckt. Aber weil sie öfters durch Feuer grossen Schaden litten, und sie befürchteten, daß einsten der ganze Flecken in einen Aschenhaufen verwandelt werden mögte: so haben die Einwohner sich seit einigen Jahren genöthiget gesehen sie mit Holtz oder Schindeln zu decken. Und ob gleich die Häuser ohne Schorsteine sind, und man das Feuer ohne grosse Vorsicht anzündet; so hat sich doch seit solcher Zeit selten ein Unglücksfall ereignet.

Das Haus des Statthalters in dem Flecken ist zur Wohnung bequem und ziemlich wohl eingerichtet. Zu der Zeit, da die Holländer Herren von Cayenne waren, hielte sich der Statthalter gemeiniglich in dem Forte auf.

Dieses Fort, welches von sechs Mann, die man in vier und zwanzig Stunden einmahl ablöset, bewachet wird, liegt an dem Ufer des Meers auf einem Hügel, von welchem man die Rhede und die ganze Insel bestreichen, auch in einer ziemlichen Weite die Schiffe entdecken kann, welche nach Cayenne gehen, oder welche nur das Land zu entdecken

decken suchen. Es ist ein Pulver-Magazin da, und in der Mitte eine ganz verfallene Cisterne, welche noch von den Werken der Holländer übrig geblieben ist. Die Jesuiten haben eine ziemlich gute Wohnung; zum wenigsten kann man sie in einem Lande so nennen, wo die Häuser insgemein nur von Erde sind. Im Jahr 1736. befanden sich zehn Priester und drey Layen-Brüder da, welche nicht allein den Gottesdienst in den Pfarren, die auf der Insel und dem festen Lande sind, abwarteten, sondern sich auch mit großem Eifer beschäftigten das Christenthum unter diesen Wilden auszubreiten und in den Pflanzstätten das Sacrament den kranken Sklaven zu reichen. Die Kirche in dem Flecken ist eben so schlecht und klein, als alle übrigen Gebäude. Inzwischen aber kann man doch sagen, daß diese kleine Pfarre das beste Gebäude im Lande ist. Nur wird die Luft durch den üblen Geruch, der aus den Cörpern der Negern ausdünstet, zuweilen angesteckt, und man würde sich kaum rühren können, wenn die ganze Colonie daselbst versammlet wäre.

Der Wall um den Flecken Cayenne ist sehr niedrig und stellet ein ungleiches Sechseck vor. Er ist mit fünf schlechten Bastionen befestiget, worauf viele Canonen aufgeführet sind, davon die meisten keine Lavetten haben. Die Besatzung hat fast allezeit aus 200. Mann regulirter Truppen bestanden, welche vier Compagnien ausmachten, die ein Ausschuß von See-Soldaten waren. Im Jahr 1724. ward sie mit zwo Compagnien vermehret. Ausser dem Regiments-Stabe befindet sich auch ein hoher

Rath

Rath daselbst, in welchem der älteste Commissarius in Abwesenheit des Statthalters vorsitzet, dessen Gerichtbarkeit ehemahls in seinen Händen war. Dieses Gerichte spricht in allen Sachen, welche die Einwohner betreffen, ohne daß davon appelliret werden kann.

Die Nothwendigkeit das Land zu bauen nöthiget alle Franzosen sich in den Pflanzstätten aufzuhalten, und dies ist die Ursache, daß der Flecken Cayenne insgemein leer stehet. Man siehet zu weilen so gar keine Seele in den Gassen; und man könnte so zu sagen am hellen Tage jemand todt schlagen, ohne daß man Gefahr liefe von einem Menschen gesehen zu werden. Der Ort ist also nur in den großen Festen oder zur Zeit der Musterungen bevölkert. Man siehet alsdenn die Einwohner in ihren Kähnen, und zu weilen die Creolen in ihrem Hamak mit einem Gefolge von Mohren und Mohrinnen kommen. Diese tragen Feder-Vieh, Cassave, Tafia*, Wurzeln und die andern Lebensmittel, deren sie wärend der ganzen Zeit, die sie da bleiben, nöthig haben.

Die Einwohner zu Cayenne sind sehr leutseelig und freygebig. Sie nehmen die Fremden freundlich auf und erweisen ihnen alle mögliche Gefälligkeiten. Ob sie gleich alle Französisch reden, so verstehen ihre Kinder doch kaum zwey Worte von dieser Sprache. In ihrer unverständlichen Rede ist viel Mohrisches, insonderheit was die Aussprache betrifft. Die Mohrinnen, welchen man die Erziehung der Kinder anzuvertrauen genöthiget ist, haben eine große Menge

*) Einen von Zucker gemachter Brandtwein.

Menge Wörter aus ihrem Lande eingeführet. Unterdessen ist die Creolische Sprache zu Cayenne nicht so sehr lächerlich, als auf den Inseln. Die Creolinnen sind auch besser gebildet, als an andern Oertern, und sie haben keine so gelbe oder blasse Gesichtsfarbe, als die zu Martinique und zu St. Domingo. Sie haben von Natur vielen Witz, welches man insonderheit an denen wahrnimmt, die in Frankreich erzogen worden sind. Die Reinlichkeit, die ihnen natürlich ist, und welche zu der glückseeligen Gesundheit, deren sie geniessen, nicht wenig beyträgt, würde sehr lobenswürdig seyn, wenn sie nicht die rechtmäßigen Gränzen überschritte. Denn sie sind der Pracht ganz ungemein ergeben; und Cayenne hat dieses mit den andern Inseln gemein, allwo die Männer, um die Eitelkeit ihrer Weiber zu vergnügen, bey jedem ankommenden Schiffe ihren Geld-Beutel auf thun müssen; und dieses verursacht ihnen in ihrem Hauswesen großen Nachtheil. Wenn also der Verschwendung, die bey einzelnen Familien herrschet, durch ein Gesetz Einhalt gethan würde: so würde dadurch der Reichthum und das Aufnehmen der Colonien überhaupt befördert werden.

Die verschiedenen Veränderungen, welche in Cayenne seit der Zeit der ersten Besetzung des Landes, vorgefallen sind, haben diese Colonie sehr von Leuten entblößt. Die Franzosen suchten im Anfange mit so großem Fleiß, als Geschicklichkeit ihre Pflanzstätte in Aufnahme zu bringen. Der Vortheil, welchen die Kauffahrer aus der Handlung zogen, die sie in diesen entfernten Ländern trieben,

ben, machte die Holländer eifersüchtig, welche schon lange Zeit her ein großes Geld aus Eß- und andern Waaren löseten, welche sie den Französischen Colonien verkauften. Sie wandten daher alles, was in ihrem Vermögen war, an um sich in den Besitz derselben zu setzen, und schickten im Anfange des Jahrs 1676. eilf Schiffe ab, um Cayenne weg zu nehmen, welches sie auch durch einen Ueberfall thaten. Sie stelleten so dann nicht nur die Festungs-Werke wieder her, sondern vermehreten sie auch mit neuen Pallisaden und Katzen, sie führten an verschiedenen Oertern Canonen auf, und mit einem Worte, sie befestigten den Ort mit allem Fleiß. Sie legten eine Besatzung von 400. Mann regulirter Truppen dahin, und vergaßen auch nichts, was zum Vortheil ihrer neuen Pflanzstätte gereichen konnte, welche von ihnen zu Oyapok und Apruak ohne Vorwissen der Franzosen, die sich auf der Küste von Remira festgesetzet hatten, angelegt waren. Die Güte und die Größe des Landes, die Bequemlichkeit der Flüsse, worin die Schiffe gute Ankerstellen fanden, die Hoffnung Gold- oder Silber-Bergwerke zu entdecken, welche nach dem falschen Vorgeben der Indianer dort befindlich seyn sollten, hatten ihnen die Gedanken zu dieser Unternehmung eingegeben. Allein sie besaßen dieses Land, welches wir zu erst besetzet hatten, nicht lange; und sie musten es den 20sten December desselben Jahres wieder verlassen, als der Herr Marschall von Etrées, Vice-Admiral von Frankreich daselbst mit einem Geschwader von sechs Schiffen,

vier

vier Fregatten und einem Brander erſchien, und ſich davon Meiſter machte.

Nach dem Angriff und der Eroberung von Cayenne wurden die angehenden Colonien zu Oyapok und Apruak zerſtöret, und man ſiehet noch jetzo die überbliebenen Stücke der Schanzen, welche ſie dorten gebauet hatten. Die Entlegenheit dieſer beyden Flüſſe von Cayenne, und das den dort angelegten Franzöſiſchen Colonien begegnete Unglück, als welche ſich durch ihr übles Betragen gegen die Indianer das Verderben zugezogen hatten, war ſonder Zweifel den Holländern zu Anlegung ihrer Pflanzſtätte beförderlich geweſen. Die Franzoſen ließen ſich alſo nunmehr mit allem Fleiße angelegen ſeyn ſich auf der Inſel und dem feſten Lande Cayenne recht feſt zu ſetzen. Man legte ſich mit großem Eifer auf alles, was dem Handel vortheilhaft ſeyn konnte; man zog viele Kauffahrtey-Schiffe dahin um dort ein Gewerbe zu treiben; und eine gute Anzahl Familien ließen ſich daſelbſt nieder. Die Freybeuter trugen gleichfalls nicht wenig bey um die Colonie zu verſtärken; ja ſie bereicherten dieſelbe ſo gar durch eine anſehnliche Summe von Piaſtern, die ſie aus der Süd-See dahin brachten; denn der geringſte von ihnen hatte nicht unter acht bis zehn tauſend Franzöſiſche Pfunde. Cayenne war demnach ziemlich bevölkert, ehe der Herr Ducaſſe daſelbſt im Jahr 1688. anlangte, in der Abſicht Suriname weg zu nehmen. Dieſer beredete eine große Anzahl der Einwohner zu Cayenne, daß

ſie

sie mit ihm zu Schiffe giengen, weil er ihnen diese reiche Colonie zur Plünderung zu geben versprach.

Nachdem also einige Truppen angeworben und alle nöthige Anstalten gemacht waren, so gieng man unter Segel. So bald als sie bey der Mündung des Flusses Suriname angekommen waren, allwo die Holländer eine Patache, oder große Barke zu halten pflegten, um von weitem die auf dieser Küste segelnde Schiffe zu beobachten und dem Statthalter davon so gleich Nachricht zu geben: so beschmierten sich einige Cayennische Einwohner den Leib mit Roucou und legten die Camiza * an. Wie sie sich nun solchergestalt vollkommen in Indianer verkleidet hatten, so begaben sie sich in ein Fahrzeug, um die große Barke, welche nur mit fünf oder sechs übel bekleideten Soldaten besetzt war, zu überfallen und dadurch zu verhindern, damit sie keine Nachricht von ihrer Ankunft nach Suriname überbringen mögte. Bisher gieng alles ganz wohl von statten, und das Vorhaben sich von Suriname Meister zu machen würde sonder Zweifel gelungen seyn, woferne man an statt einige Meilen von dem Orte verschiedene Tage vor Anker zu liegen, jeden Morgen und Abend die Trommel zu schlagen, und den gewöhnlichen Canonen-Schuß zu thun, so wie es auf dem Schiffe des

*) Ist ein Band von Baumwollener Leinwand, welches mit viereckigten Figuren bemahlt ist, so wie das Kupfer solches vorstellet. Die Indianer bedienen sich desselben um vor den Augen dasjenige zu verbergen, was die Ehrbarkeit verletzet.

des Herrn Ducasse geschahe, alle Segel beygesetzet und die Holländer zu Wasser und Lande unvermuthet angegriffen hätte. Allein durch diese Verzögerung und Beobachtung der gewöhnlichen Zeichen gaben wir den Feinden Zeit alle ihre Macht zusammen zu ziehen, sich sorgfältig zu verschanzen und die Zugänge Tag und Nacht auf das beste zu besetzen. Wir wurden demnach, so bald wir uns ihnen näherten, herzhaft zurück getrieben; und die tapfere Gegenwehr der Belagerten, die man nicht vermuthet hatte, kostete uns nicht allein einige Leute, die wir verlohren sondern setzte uns auch in die Nothwendigkeit, die Unternehmung aufzugeben und uns zurück zu ziehen. Viele von den Freywilligen wurden hiebey, weil man sie nicht unterstützen konnte, zu Kriegesgefangenen gemacht und nach den Französischen Inseln geschickt, allwo die Güte des Landes und die Hoffnung ihr Glück zu machen sie zu bleiben veranlaßte.

Von dieser Zeit an hat sich Cayenne von dem Verlust, den es an seinen Einwohnern gelitten, nicht wieder erholen können. Es sind jetzo nicht viele über neunzig da. Vor einigen Jahren zählte man in der allgemeinen Musterung ein hundert und fünf und zwanzig Indianische Sklaven an Männern, Weibern und Kindern; funfzehn hundert Mohren, welche arbeiteten und Kopfsteuer bezahlten; sechzig Werkstätte, wo Roucou, neunzehn, wo Zucker, und vier wo Indigo zubereitet wird. Alle Sklaven unter sechszig und über vierzehn Jahre entrichten der Königlichen Kammer sieben und ein halb Pfund als eine

jährliche Kopfsteuer, welche sich überhaupt auf sechs oder sieben tausend Pfunde belaufen soll, und in den Waaren, die das Land hervor bringt, bezahlet wird.

Fast ganz Cayenne ist ein sandigtes Land, worin sich viele Berge und Hügel befinden, wo man Zuckerrohr, Roucou, Indigo, Cacao, Caffee, Baumwolle, große Hirse, Maniok und andre Wurzeln bauet, welche die Einwohner von geringem Stande und die Sklaven zur Speise brauchen. Der übrige Theil der Insel liegt sehr niedrig, und ist an gewissen Stellen so morastig, daß man zu Lande nicht von einem Ende zum andern kommen kann, welches die Einwohner nöthiget fast um die ganze Insel zu gehen, wenn sie sich nach ihren Pflanzstätten begeben wollen. Es giebt daselbst viele Pferde, seitdem die Engländer von Boston und Neu-York allda zu handeln angefangen haben. Sie kosten nicht viel zu unterhalten. So bald man davon herunter gestiegen ist, nimmt man ihnen den Sattel und Zaum ab, und läst sie in völliger Freyheit weiden; denn sie werden gar nicht eingeschlossen.

Man hält hier auch Hämmel und Ziegen und viele Heerden Ochsen. Um diesen ihr Futter zu verschaffen ist man genöthiget die Savannas oder Wiesen in den Monaten August und September anzuzünden, um dieselben fruchtbar zu machen und sie in gute Weide zu verwandeln. Dieß Erdreich, das solchergestalt ausgebrannt ist, bringet mit dem Anfange des regnichten Wetters vortreffliche Kräuter hervor. Das Hammel- und Rindfleisch zu Cayenne ist daher auch besser, als auf den andern Inseln,

allwo

allwo das Fleisch, welches man in den Schlachtbänken antrifft, recht abscheulich ist. Die Nothwendigkeit dieses Vieh zu einer beträchtlichen Anzahl anwachsen zu lassen, ist Ursache, daß wenig davon geschlachtet wird; und man muß überdem eine Erlaubniß von dem Statthalter dazu haben. Inzwischen vermehrt sich dasselbe ungemein, und es würde von Tage zu Tage viel zahlreicher werden, wenn nicht die Tyger zuweilen darunter so übel hauseten. Diese Thiere, unter welchen die dunkelrothen die gefährlichsten sind, schwimmen von dem festen Lande nach der Insel herüber um ihren Fraß zu suchen. Dieß verursacht den Einwohnern einen ansehnlichen Schaden, und man ist zu weilen genöthiget alle Mohren und die Indianischen Jäger zu versammlen, und dieses grimmige Thier zu verfolgen. Der Statthalter pflegte vor diesem einem Indianer oder einem Mohren, welcher einen Tyger getödtet hatte, einen Boukanier oder große Flinte zu geben. Es gehen noch heutiges Tages in den Pflanzstätten Leute mit den Kinnbacken von Tygern herum, wie man es in gewissen Französischen Provinzen mit der Wolfshaut macht; und ein jeder giebt ihnen etwas, entweder Tafia, Leinwand oder gesalzen Fleisch. Der Herr de la Barre, welcher Statthalter zu Cayenne war, nach dem diese Insel wieder unter den Gehorsam des Königs gebracht worden, hat diesen Gebrauch zuerst im Lande eingeführt, um dadurch die Jäger aufzumuntern, daß sie die Tyger ausrotten mögten, welche so häufig und der angehenden Colonie so schädlich waren. Der Verfasser der Anmerkungen über eine

Abhandlung von dem Amazonen-Fluß meldet, daß sie in den Jahren 1665. und 1666. erschrecklich gewütet haben, und die größeste Geißel der Colonie zu Cayenne in ihrem Anfange gewesen seyn. Die Tyger, sagt er, kamen von dem festen Lande, und holeten den Einwohnern ihr Vieh so gar aus den Ställen mit solcher Dreistigkeit weg, daß dieselben fast in Bereitschaft stunden alles zu verlassen, wenn nicht ihr Statthalter, der Herr de la Barre denenjenigen eine Belohnung versprochen hätte, welche diese Thiere erlegen würden. Er ließ ihnen die Flinte, womit sie solches gethan hatten, und außerdem das Fell des Tygers geben, wie er denn auch Anlaß zu der Mode in Frankreich gab die Tyger-Felle zu Muffen und Pferde-Decken zu gebrauchen. Wie sie nun solchergestalt eine gangbare Waare geworden waren: also hatte er die Absicht durch diesen doppelten Vortheil die Einwohner aufzumuntern, daß sie diese grausamen Thiere bekriegen und vertilgen möchten. Dieses Mittel ist ihnen so wohl gelungen, daß sie von denenselben nicht mehr beunruhiget werden; und man kann sagen, daß der Herr de la Barre die Colonie wieder hergestellet hat, so wie er kurz zuvor ihr Stifter gewesen war.

Ob gleich Cayenne eine bergigte und mit Wäldern angefüllete Insel ist, so hat sie dem ohngeachtet an einigen Orten Mangel an Holze, insonderheit an der Küste; denn man ist daselbst genöthiget in den Zuckersiedereyen die Bagassen, d. i. das Zuckerrohr zu brennen, welches zweymahl durch die Mühle gegangen, und woraus man nichts

mehr

mehr preſſen kann. Auf dieſer Inſel mangelt es nicht an Wildpret. Man ſiehet allenthalben Papagayen, Holztauben und Indianiſche Caninchen, die hier Aguthys genannt werden. Dieſe letztern vermehren ſich ſtärker, als die Caninchen in Frankreich. Man ſchießt hier auch Faſanen, Rebhühner, Hirſche, Schweine und zwo Gattungen anderer Thiere, welche die Einwohner Tathous und Paks nennen. Dieſe letztern ſind ihre beſten Gerichte; und in der That iſt der Pak das niedlichſte Wildpret auf der Inſel, und giebt dem Haſen faſt gar nicht als nur in der Gröſſe nach.

Der Aufenthalt in den Pflanzſtätten iſt ſehr angenehm, und man wohnt daſelbſt mit größerem Vergnügen, als in dem Flecken Cayenne. Man hat dorten bey den reichen Einwohnern an nichts einen Mangel, inſonderheit, wenn öfters Kauffahrtey-Schiffe ankommen. Man macht ſich daſelbſt einen guten Tag und man hat alles bey der Hand. Insgemein haben ſie einen geräumigen Hof, allwo Hüner aufgezogen werden, welche vortrefflich ſind, wenn man ſie ſchlachtet, nach dem ſie eine Zeitlang mit Hirſe gefuttert worden. Eben ſo hält man auch welſche Hühner, Tauben, Enten und Schweine. Ueberdem hat man einen und wohl gar mehr Jäger und Fiſcher. Die Papagayen ſchmecken ſehr gut in der Suppe, und wenn ſie gedämpft ſind. Die wilden Enten ſind vortrefflich: allein die Rebhühner und Faſanen haben einen ſchlechten Geſchmack; ihr Fleiſch iſt ſehr zähe, und überhaupt muß man das Speck bey Zurichtung des Wildprets nicht

schonen. Zu Cayenne werden die besten Fische in der Welt gefangen. Außer einigen Gattungen, die den andern Inseln gemein sind, giebt das Meer und die Flüsse noch viele andere Arten, die auf denselben ganz und gar unbekannt sind.

Man legt auch insgemein Gärten an um sich einige kleine Näschereyen zu verschaffen. Die Fruchtbäume, welche man aus Frankreich bringt und die man fortzupflanzen gesucht hat, wollen in diesem Himmelsstriche nicht gedeihen. Dahin gegen aber gerathen die Küchen-Kräuter desto besser; und man hat hier gute Salate von Lattich, Kerbel, Pimpinell, Andivien und Sellery. Man bauet kleine Erbsen, große und kleine Kürbisse und Wasser-Melonen, die einen niedlichen Geschmack haben, und womit man in großer Hitze den Durst löschet. Man thut sich auch mit verschiedenen Früchten des Landes, die nicht übel sind, was zu gute, dergleichen die weisse und gelbe Ananas, die Gayave, Corrossol, der im Garten gebauet wird *, die Papaye ** und einige andern sind, die in Zucker eingemacht werden. Man achtet hier Citronen und Pomeranzen gar nicht, welche man in Frankreich für etwas kostbares halten würde. Man macht in Fasttagen ein gutes Eßen aus Spinate, der im Lande wächset.

Dieß

*) Gunabanus fructu virescente, reticulato *Plumerii nova plant. Americ. genera.*

**) Papaya fructu maximo Cucumeris effigie.

Dieß ſind die Blätter von dem Tayouc *) deſſen Wurzeln den Sklaven zur Nahrung dienen. Man bereitet unter dem Namen Spinat auch eine Pflanze zu, welche man auf dem neuen von dem Holze gereinigten Lande findet, und welche von der ordentlichen Phytolacca faſt gar nicht, außer durch ihre kleine Frucht unterſchieden iſt. Ich glaube, daß dieſes nur eine beſondre Art von eben der Pflanze iſt, welche die Verſchiedenheit des Himmelſtrichs ein wenig verändert hat. Man hat hier treffliche Feigen, und der Weinſtock geräth vollkommen gut. Aber es iſt ſehr ſchwer die Trauben zu erhalten, weil die Vögel und inſonderheit die Ameiſen ſie gänzlich verderben. Man kann in ſeinem Garten mit leichter Mühe zu allen Jahreszeiten reife Trauben haben. Man darf zu dem Ende in der Wein-Latte nur zwo Abtheilungen machen und ſie wechſels weiſe beſchneiden, nämlich die eine Hälfte einen Monat, und die andere den folgenden. Wenn man dieſes beobachtet, ſo wird man den Weinſtock alle Monate des Jahrs Früchte tragen ſehen. Jedoch werden die Trauben im Winter wegen des ſtarken Regens kaum reif, und daher kommt es, daß ſie alle Zeit einen etwas ſauren Geſchmack behalten. Man hat verſchiedene mahle verſuchet aus den Trauben des Landes Wein zu machen, und es iſt allezeit gelungen. Dieſer auf ſolche Weiſe wachſende Wein iſt gut, und kann ſo gar eine Zeitlang dauren,

*) Arum maximum, Aegyptiacum, quod vulgo Colocaſia. *Caſpari Banhini Pinax Theatri Botanici.*

wenn man ihn nur ſieben oder acht Tage gähren läßt, ehe man ihn in Flaſchen thut. Es wäre zu wünſchen, daß man genugſamen Wein pflanzte, damit man davon einen Vorrath im Nothfall haben mögte, ſo wohl zum Gebrauch in der Meſſe, als auch zur Erquickung derjenigen, welche das Unglück haben zur Zeit einer Theurung krank zu werden, da der Wein gemeiniglich am erſten zu mangeln pflegt.

Die Creolen bewirthen ſich oftmahls mit vielen beſondern Gerichten, und unter andern mit einer Brühe von Ygniame*, imgleichen Tayoue-Wurzeln, oder Karulu-Saamen**, ſo ſie mit vielem Pimento kochen; und dieſe Art von Brey eſſen ſie mit groſſen Händen voll. Die Creolen mögen die Frucht des Pimento, welche ſonſt Indianiſcher Pfeffer genannt wird, ungemein gerne, ob ſie gleich den Mund ſehr erhitzet. Dieſe Frucht dienet ihnen ſtatt aller andern Gewürze, und ſie können nichts, inſonderheit aber keine Fiſche eſſen, wenn ſie nicht wohl pimentiret ſind. Sie haben ſo gar die Gewohnheit ſo wohl an Fleiſch- als Faſt-Tagen allezeit etwas von der Pimento-Frucht auf die Salzfäſſer zu legen, inſonderheit aber die Gattung, welche ſie Pimento Bouc heiſſen. Die Cre-

*) Polygonum ſcandens, eſculentum, radice alba craſſiſſima.

**) Ketmia Braſilienſis, folio ficus, fructu pyramidato ſulcato. *Inſtitutiones Rei Herbariae Joſephi Pitton Tournefort.*

Creolen ziehen auch die Caſſave dem beſten Brodte von der Welt vor; ſie eſſen dieſelbe ſelten trocken, ſondern weichen ſie allezeit in Waſſer oder in eine Brühe ein. Dieſe Speiſe giebt ihnen ſonder Zweifel ihre ſo blaſſe Farbe, und iſt Urſache, daß ſie gar nicht roth und lebhaft im Geſicht ausſehen. Die Coake wird zu Cayenne ſehr ſelten, oder vielmehr faſt niemahls gegeſſen. Dieß iſt die gewöhnliche Speiſe der Portugieſen zu Para und Maragnan, imgleichen der Völker die an dem Amazonen-Fluſſe wohnen. Die Coake iſt eigentlich nichts anders als das Mehl von dem Maniok, welches man auf einer eiſernen oder irrdenen Platte ausbreitet und darunter Feuer macht, eben ſo, als wenn man Caſſave machen wollte. Man rühret dieſes Mehl um, wenn die Hitze in daſſelbe dringet, um zu verhindern, damit es nicht anbrennen möge, und es bekömmt gemeiniglich die Geſtalt kleiner Körner. Wenn die Portugieſiſchen Indianer ihre Mahlzeit einnehmen wollen, ſo thun ſie eine Handvoll Coake in die hohle Hand, welche ihnen ſtatt eines Tellers dienet, und von da bringen ſie dieſelbe auf eine geſchickte Weiſe in den Mund. So dann trinken ſie darauf eine gute Schale Waſſer und anderes Getränke; und das iſt ihre ganze Mahlzeit. Auf dieſe Weiſe ernähren ſich insgemein nicht nur die Wilden, ſondern auch die an dem Amazonen-Fluß gränzende Portugieſen. Sie ſind zu dieſer ſparſamen Lebens-Art aufgelegt und ſchicken ſich daher ungemein wohl zur Entdeckung der Länder und zu langen Reiſen, wo man ſich ſo wenig, als es möglich iſt, beſchweren und nur die noth-

wendigsten Sachen mit sich führen muß. Die Coake hat diesen Vorzug über die Cassave, daß sie sich ungemein wohl hält, wenn sie nur von dem Wasser gesichert ist; dahingegen die Cassave nicht lange dauren kann ohne zu verderben. Die Portugiesischen Schiffe, die in diesen Gegenden handeln, nehmen davon einen guten Vorrath zu ihrem Gebrauch ein, insonderheit wenn das Schiffs-Volk an Lebens-Mitteln zu kurz kommt.

Es würde eine unnütze Arbeit seyn allhier von dem Maniok so wohl als von der Art und Weise die Cassave zu machen eine Beschreibung zu geben. Dies ist heutiges Tages gar zu wohl bekannt, und befindet sich in so vielen Reisebeschreibungen, daß ich mich dabey gar nicht aufhalten darf. Ich will nur mit zweyen Worten melden, wie diese Pflanze gebauet wird.

Man theilet den Maniok in verschiedene Gattungen, nämlich in ästigs Holtz, gefleckt, Weiden-Holz, weiß, grau und roth Holz; und diese verschiedene Benennungen bekommt er von der Farbe des Stammes oder der Wurzel. Dieß sind die Arten des Manioks, welche den Einwohnern des Landes bekannt sind, und sie werden bey nahe auf einerley Weise gebauet. Man macht nämlich in erhabenes Erdreich Löcher, in welche man ein oder zwey Stücken Holz, die ungefehr einen halben Fuß lang sind, ein wenig schräge leget und hernach mit etwas Erde bedeckt. In niedrigem und flachem Erdreiche wirft man, um zu verhüten, daß der Maniok nicht faule, Hügel auf, worin man gemeiniglich vier Stücken Holz pflanzet.

Man

Man pflegt diese Löcher ziemlich dichte an einander zu machen, und bey dem ästigen Holz alleine erfordert die Nothwendigkeit, daß es vier Fuß von einander gepflanzet werde. Die beste von allen diesen Arten des Manioks ist das gefleckte Holz, welches den Namen von den Indianern hat, von denen es zuerst hergebracht worden. Das Weidenholz, welches insgemein nur in sandigtem Erdreiche gepflanzet wird, kommt zu einer ausserordentlichen Dicke. Die Wurzeln so wohl von dieser als den andern Gattungen, sind eben so dick, als große gelbe Rüben, und eine jede von denenselben ist zuweilen anderthalb Fuß lang, und drey oder vier Zolle dick. Ueberhaupt wird der Maniok so wohl als gewisse Früchte, nach Beschaffenheit des Landes, worin sie gepflanzet sind, mehr oder weniger dicke. Er vermehrt sich weit besser, wenn er mittelst abgeschnittener Zweige gepflanzet, als wenn Körner gesetzt werden. Funfzehn oder achtzehn Monate nach der Zeit, da er gepflanzt worden ist, pflegt man ihn aufzuziehen. Nach derselben wird er Mapu, d. i. er verdorret ganz in der Erde. Jedoch die Einwohner, welche Mangel an Lebensmitteln haben, warten nicht, daß der Maniok achtzehn Monate alt werde, sondern ziehen ihn aus, wenn er nur eben ein Jahr gestanden hat.

Der Maniok ist ein tödtliches Gift, nicht allein den Menschen, sondern auch den Thieren, und insonderheit den Lastthieren, obgleich diese seine Blätter und Wurzeln mit gröster Begierde fressen, ohne davon ein merkliches Ungemach zu empfinden. Es ist was wunderbares, daß eine

Wur-

Wurzel, deren Saft dem Menschen und allen andern Thieren, ja so gar dem Ungeziefer so schädlich ist, daß zwo Unzen desselben ihnen den Tod zuziehen, gleichwohl unzählbaren durch das große feste Land von America zerstreueten Nationen zur Nahrung diene. Die rohe Wurzel ist den Thieren im geringsten nicht schädlich; sie macht im Gegentheil dieselben, und insonderheit die Hirsche darnach so begierig, daß sie ganze Stücken Maniok verderben, womit viele Sklaven ernähret werden könnten. Es giebt auch Ungeziefer, welche dieses Gewächse verwüsten, wenn es anfängt auszuschlagen; und es entstehet daher so gar ein Mangel an Lebensmitteln. Man ist zu weilen genöthiget, gewisse Stücken Landes, ob sie gleich vortrefflich sind, wegen der Ameisen zu verlassen, welche alle bepflanzten Aecker gänzlich verwüsten. Unter allen Ameisen sind die so genannten rothen Ameisen die gefährlichsten; sie sind fast einen Zoll groß; sie haben vorne zwo Scheeren, die anderthalb Linien lang und sehr hart und scharf sind, indem sie Zacken wie eine Säge haben. Mit diesen Scheeren thun sie so großen Schaden und schneiden die jungen Blätter von dem Maniok und andern Gewächsen herunter. Bisher hat man noch kein ander Mittel dagegen gefunden, als daß man große Löcher in den Ameisenhaufen macht und darin ein großes Feuer anzündet. Man vertilget dadurch einen Theil von ihnen: allein sie kommen dem ohngeachtet einige Zeit nachher wieder und thun eben so vielen Schaden, als zuvor. Derjenige würde der Colonie eine große Wohl-

that erweisen, der den Einwohnern das Geheimniß zeigen könnte diese Thiere gänzlich zu vertilgen.

Außer denen Gattungen des Manioks, welchen man bauet um die Cassave zu machen, und welche insgesammt sehr gefährlich sind, findet man noch eine andere Art, die wilder Maniok heißt. Dieß Gewächse ist dem obigen an der äußerlichen Gestalt ganz ähnlich; aber seine Wurzel ist ganz und gar nicht schädlich. Die Mohren und die Indianer essen dieselbe gebraten oder gesotten, eben so als die Batates und Ignyames *.

Der Himmelsstrich, unter welchem Cayenne liegt, ist sehr regnicht, sonst aber sehr gesund; und man kann mit Wahrheit sagen, daß sie in diesem Betracht unter den Französischen Inseln eine der besten ist. Man weiß auch hier nichts von der Syamischen Krankheit, welche so viele Leute zu Martinique und St. Domingo aufreibet, und welche man mit Recht den Kirchhof der Franzosen nennt. Die Fleckfieber, die Blattern und so viele andere Krankheiten, welche oft in Frankreich regieren, sind hier etwas seltenes. Eben so wenig empfindet man hier die heftige Hitze, die in den Inseln so beschwerlich ist. Und obgleich Cayenne unter dem vierten und einem halben Grade nordlicher Breite liegt: so ist doch die Hitze daselbst im Sommer sehr erträglich. Dieß rühret von

*) Sind Arten von dicken und knolligten Wurzeln in Ost- und West-Indien, die an statt des Brodts gegessen werden.

von dem Ostwinde her, welcher sich alle Tage um neun Uhr des Morgens zu erheben pflegt. Jedoch ist so wohl die Dürre als Nässe hier überaus groß; denn es regnet neun Monate lang im Jahre. Diese Zeit nennet man insgemein den Winter. Der Anfang dieser Jahreszeit äussert sich durch den kleinen Regen, welchen man gemeiniglich im Monat October bekommt, und welchen man in dem Lande den Regen von Acajou nennet, weil die Früchte dieser Bäume * alsdenn reif werden; worauf so dann alsbald ein beständiger Regen zu folgen pflegt. Da es gemeiniglich neun Monate nach einander und sehr stark regnet: so können die Einwohner nichts von ihrem Hausgeräthe in ihren Hütten erhalten, weil dieser ungemein große Regen darin während der übrigen Zeit des Jahres eine beständige Feuchtigkeit verursachet.

Ob nun gleich diese große Regengüsse sehr beschwerlich sind: so befindet sich doch das Vieh sehr wohl dabey, weil es so dann überall eine fette Weide findet; dahingegen die Dürre im Sommer zuweilen so groß ist, daß die Felder ganz verbrannt sind, und es sterben öfters sehr viele Pferde und Ochsen so wohl aus Mangel der Weide, als auch weil sie nicht einen Tropfen Wasser zu trinken finden.

Außer

*) Acajou-Aepfel. Die Indianer brauchen sie so wohl zur Nahrung, als zur Arzeney wieder den Durchlauf. An dem Apfel hängt eine grüne Nuß welche gegessen wird, und die Hülle derselben führt, wenn sie reif ist, ein beizendes Oel bey sich.

Außer dem so häufigen Regen hat man noch andere Beschwerlichkeiten auszustehen, und man wird von einer Menge Ungeziefer, als von verschiedenen Arten Mücken, die man dort **Mustiken**, **Marangoinen** und **Maks** nennet, von kleinen Flöhen, welche **Chiken**, von Schaafläusen, welche **Tiken** und einer andern Art, welche **Agutische Läuse** heißen, ferner von Ameisen, Holzwürmern, Käfern und Kröten geplagt. Diese letztern aber sind im geringsten nicht schädlich, obgleich das Land ganz damit angefüllet ist, so daß sie auch in die Gemächer kriechen. Ja sie sind so gar nützlich, weil sie die Ameisen fressen, welche in den Häusern so beschwerlich sind. Diese Ungeziefer leben in beständiger Feindschaft und reiben sich unter einander selbst auf. Allein nichts ist so bewundernswürdig, als eine Gattung von Ameisen, die sich nur eine gewisse Zeit sehen lassen, und die man insgemein **laufende Ameisen** nennet. So bald diese Thiere an einen Ort kommen, so tödten sie alles Ungeziefer, als Fliegen, Wespen, Käfer, Spinnen, und reinigen die Häuser von allen andern Unbequemlichkeiten. So gar die Ratten, wie groß sie auch seyn mögen, können ihnen nicht wiederstehen und sie machen daraus ein vollkommenes Gerippe. Kurz, es ist ein Glück für diejenigen Häuser, wodurch dieses herumwandernde Ungeziefer gehet. Wärend zween oder dreyen Tagen, da dieselben an einem Orte zu bleiben pflegen, muß man das Haus räumen, weil man sonst von ihnen auf das heftigste geplagt werden würde.

Eines von den Hausungeziefern, welche man am meisten zu fürchten hat, sind die Holzläuse. Man kann sich unmöglich vorstellen, was dieselben in kurzer Zeit für Schaden thun. Denn innerhalb vier und zwanzig Stunden verwandeln sie einen Kleiderschrank, so sehr derselbe auch mit Leinwand und anderm Zeuge angefüllet seyn mag, in kleine Zäserchen. Sie fressen und durchlöchern alles, was sie finden, und greifen so gar das Kupfer an. Dieß kleine Thier ist nur anderhalb Linien lang, und hat einige Aehnlichkeit mit den Ameisen, den Kopf ausgenommen, welcher sich mit einer schwarzen und sehr harten Spitze, welche eine halbe Linie lang ist, endiget. Mit dieser kleinen Spitze verderben sie gleich als mit einer Feile oder Pfriemen alles, was sie vor sich finden. Eines von den besten Mitteln ein so schädliches Thier aufzureiben ist das Rattenpulver, wovon man etwas weniges auf die Gänge, welche es sich gemacht hat, streuet. Der Geruch dieses Minerals ist ihnen so schädlich, daß sie darnach auf lange Zeit verschwinden. Ich habe angemerket, daß diejenigen, auf welche ich nur ein wenig Rattenpulver streuete, davon sehr aufschwallen und kurz darauf barsten.

Was die Mustiken, Maringoinen und Maks betrifft, womit die Luft zuweilen dergestalt gefüllet ist, daß man sie, gleichsam zerhacken könnte: so ist kein besser Mittel sich gegen dieselben zu verwahren, als daß man die Thüren und Fenster in den Häusern, so bald die Sonne untergangen ist, wohl zumache. Man ist so gar genöthiget Feuer zu machen, wenn man von diesen Thieren

nicht

nicht grauſam gequälet ſeyn will, welche das Blut auſſaugen und einen die ganze Nacht kein Auge zuthun laſſen. Es iſt weit empfindlicher, wenn man von den Maks, als von den Maringoinen geſtochen wird. Der Mak iſt eine Gattung von Maringoinen, aber etwas größer. Er hat vorne zween lange ſteife Stacheln, mit welchen er bis in das Fleiſch ſticht, gleich als wenn es mit einer Schuſter-Aale geſchehen wäre. Auf einen jeden Stich folgt eine Entzündung mit einem unerträglichen Jücken. Ich glaube nicht, daß man eine ſchmerzlichere Art des Todes erdenken könne, als diejenige ſeyn würde, wenn man einen nackten Menſchen den grauſamen Anfällen dieſes Geſchmeißes Preis gäbe. Unterdeſſen habe ich doch gehöret, daß ehemahls einige Einwohner ſo grauſam geweſen ſind und ihre Sklaven durch eine ſo entſetzliche Marter haben ſterben laſſen.

Die Tiken, die Aguthyſchen Läuſe und die Chiken ſind nicht ſo beſchwerlich, als das Ungeziefer wovon wir geredet haben. Allein man kann ſich im Lande dafür nicht hüten. Die Tike iſt ſehr klein, und gemeiniglich ſind die Schaafe und Hunde davon voll. Dieß Geſchmeiß befindet ſich auf den Blättern verſchiedener Gewächſe. Man bekommt deren eine Menge auf den Leib, wenn man im Vorbeygehen nur den Zweig von einem Baume oder ſonſt einen Ort, wo dieſelben ſind, anrühret. Sie hängen ſich ſehr feſt an die Haut, wovon man ſie mit heißem Waſſer trennen muß; ſie laſſen aber allezeit ein Gift nach, welches man viele Tage empfindet. Die Aguthyſchen Läuſe,

welche zu Martinique und auf den andern Inseln wegen ihrer Farbe rothe Thiere (Bete rouge) genannt werden, nisteln sich zwischen der obersten Haut und dem Felle ein, und verursachen ein so starkes Jücken, daß man sich nothwendig kratzen muß, ob man gleich wohl weiß, daß man sich dadurch ein Ungemach zuziehet, dessen man sich nicht anders als mit großer Mühe entledigen kann. Man muß sich gleichfalls in warmem Wasser waschen und mit Citronen-Safte reiben, um dieses Ungeziefer, womit zuweilen der ganze Leib bedeckt ist, los zu werden. Die Chike ist eine Art von Flöhen, denen sie auch an Gestalt und Farbe ähnlich sind, und anfänglich kleiner, als eine Miete. Dieses Geschmeiß nistelt sich allezeit unter der Fußsohle, und insonderheit zwischen dem Nagel und dem Fleisch ein. Anfänglich fühlt man es nicht: aber es wird in weniger Zeit merklich groß, und nach Verhältniß der Zeit, die es an einem Orte ist, gräbt es immer weiter vorwärts. Es legt in ein Säcklein, womit es allenthalben umgeben ist, eine unendliche Menge Eyer, welche man sonst nicht, als mit Hülfe eines guten Vergrößerungs-Glases erkennen kann. Wenn man eine Chike bekommen hat, wird man es durch das Jücken, welches man am Fuße fühlt, gewahr. An eben demselben Orte, welcher jücket, und unter der Haut erblicket man einen schwarzen Punct, welcher zufolge der Größe der Chike größer oder kleiner ist. Man muß sie den Augenblick ausziehen, welches die Mohren und Indianer sehr geschickt zu verrichten wissen. Sie können nicht wohl ausgerottet werden, insonderheit, wenn

sie

ſie tief zwiſchen den Nägeln eingewurzelt ſind, ohne einen groſſen Schmerz zu verurſachen, weil dieſe Glieder ſo ungemein empfindlich ſind. Man fährt mit einer groſſen oder kleinen Nadel, oder welches noch beſſer iſt, mit der Spitze eines kleinen Meſſers rund herum, und man nimmt ſolchergeſtalt das Säcklein, und die Chique auf einmahl hinweg. Wenn dieſes Säcklein worin die Eyer ſind, und das ihnen zur Bährmutter dienet, unglücklicher Weiſe berſten und davon das geringſte in dem Fleiſche zurück bleiben ſollte, ſo leidet man ſo lange, bis ſie ganz heraus ſind. Ueberdem entſtehet daraus ein Geſchwür, welches einen oft hindert zu gehen. Es iſt nicht möglich ſich vor dergleichen Ungemächlichkeiten auf den Inſeln zu hüten, inſonderheit aber in den Häuſern, welche nur ein Stockwerk haben, und welche ganz und gar nicht gepflaſtert ſind. Inzwiſchen bekommt man nicht ſo viel von dieſem Ungeziefer wenn man allezeit Schuh und Strümpfe an hat, und wenn man an Oertern wohnet, wo der Boden mit Holz ausgelegt oder wohl gepflaſtert iſt. Ich habe geſehen, daß Sklaven ſich die Fußſohlen mit Karapa-Oel gerieben haben, um davon nicht ſo ſehr geplagt zu werden. Dieſem ohngeachtet aber ſind ſie damit beſtändig überhäufet, und ſie haben öfters von den Chiken faule Beine, welches um ſo viel mehr geſchicht, weil ſie barfuß gehen und auf der Erde wohnen.

Das Wetter war vormahls zu Cayenne weit regnichter und unangenehmer, da man das Erdreich auf der Inſel zum Ackerbau noch nicht zubereitet hatte, und die Einwohner waren ſehr beſchwerlichen Krankheiten unterworfen.

Die Sklaven wollten sich im Anfange lange nicht vermehren, weil es unmöglich war ein Mohren-Kind lebendig zu erhalten; denn sie starben fast so bald, als sie auf die Welt kamen. Noch heutiges Tages sind diese armen Kinder mit dieser Krankheit geplaget, die man in dem Lande, wie wohl sehr uneigentlich einen Catarr oder Hauptfluß zu nennen pflegt. Sie bestehet in einer Verzückung aller Glieder, oder in einer würklichen Gicht, und man kann sie die Geißel der Kinder nennen. Sie greift dieselben insgemein kurz nach ihrer Geburt an, und reißt sie fast alle in drey oder vier Tagen dahin. Ja sie verschonet auch nicht erwachsene Leute, in welchem Alter sie auch seyn mögen. Man hat niemahls, oder zum wenigsten sehr selten gesehen, daß ein Weißer, wie man im Lande redet, davon angefallen worden sey. So viel hat die beständige Erfahrung gezeiget, daß die Kinder die drey oder vier ersten Tage nach ihrer Geburt, biß zum neunten, diesem Uebel am meisten unterworfen sind; wenn sie aber neun ganze Tage, ohne davon etwas zu empfinden, überstanden haben, so glauben die Weiber, daß sie außer Gefahr sind, und setzen sie dreist in die Luft. Einige bringen diese Krankheit, wenn sie gebohren werden, mit sich auf die Welt und sterben davon den Augenblick. Insgemein erkennet man dieselbe an der Schwierigkeit zu saugen und an der Verzückung der Kinnbacken; wie denn auch ihr Geschrey sehr gezwungen klingt, und von dem ganz unterschieden ist, welches man bey andern Kindern hört. Die Kinnbacken schließen sich endlich immer mehr und mehr zu-

sam-

sammen; die äusserſten Enden werden ſtarre, ſo dann folgen verſchiedene verzückende Bewegungen, welche die Vorboten des Todes ſind, auf einander, und reißen den Kranken dahin.

Die erwachſenen Leute halten zwar länger aus, als die Kinder; aber ſie haben allezeit einerley Schickſal mit ihnen. Die Krankheit äußert ſich bey denſelben in einer gewiſſen Verdrehung des Halſes, oder einem Schmerze, welchen man daran empfindet; und welchen die Kranken mit einem Seile vergleichen, welches darum feſt geſchnüret wird. Darauf ſchließen ſich die Kinnbacken zuſammen, und hindern ſie Speiſe zu genießen; die Arme und die Schenkel werden ſo ſteif, daß, wenn man den Kranken bey einem Fuße oder dem Kopf ergreift, man ihn gleich wie ein Stück Holz aufheben kann. Jedoch hält dieſe Steife der Glieder nicht beſtändig an, ſondern es erfolget darauf etliche Mahle des Tages eine gewaltſame Zuſammenziehung der Nerven. Dieſe Zufälle matten die Kranken dergeſtalt ab, daß ſie laut ſchreyen. Sie bitten daß man ihnen Hülfe leiſten ſolle, und man iſt ſo gar genöthiget ihnen den Kopf ein wenig in die Höhe zu halten, damit man ihnen das Othemholen, welches ihnen ſehr ſchwer fällt, erleichtern möge. Das ſonderbarſte in dieſer Krankheit iſt ein unerſättlicher Hunger, welcher den Kranken zuweilen dermaßen zuſetzt, daß ſie alle Augenblicke eſſen würden, wenn man ihnen darin zu Willen ſeyn wollte, und wenn ſie ſonſten nur ſchlucken könnten. Es ſchlägt allezeit ein Fieber dazu; der Schweiß bricht über den ganzen Leib

aus, und die Krankheit wird immer stärker, so daß der Kranke endlich mit den entsetzlichsten Verzückungen stirbt.

Das sicherste Mittel den Fortgang derselben zu hindern ist dieses, daß man die Kranken verschiedene mahle des Tages mit so frischem Wasser, als man bekommen kann, begieße, und insonderheit so bald, als man merkt, daß den Kindern das Saugen schwer fällt, und daß ihre Kinnbacken anfangen sich zusammen zu schliessen. Dieses Begießen muß so oft wiederhohlt werden, biß daß die schädlichen Zufälle vertrieben, und die Glieder wieder so geschmeidig geworden sind, als sie zuvor waren. Es ist nöthig die Kräfte der Kranken, insonderheit wenn es erwachsene Leute sind, durch gute Brühen zu stärken, davon man ihnen oft ein wenig, und dazwischen einige Löffel voll Wein geben muß. Man kann auch versüßeten Mercur oder das schwarze Mineral gebrauchen, wenn man es mit abführenden Sachen, als Rhabarber, zubereitetem Scammonio und der Jalap-Wurzel vermischet. Der Aloe-Extract hat mir in diesen Zufällen auch gute Dienste gethan. Und wenn der Kranke auch nicht im Stande seyn sollte eine Latwerge herunter zu schlucken, so kann man statt dessen doch den Saft von eingeweichten Senesblättern mit Manna und andern abführenden Arzneyen gebrauchen. Die Sklaven, welchen ich in der Colonie glücklich wieder zu ihrer Gesundheit geholfen habe, sind Zeugen von den Vorzügen und dem Nutzen dieser Methode. So bald die Mohrinnen jetzo merken, daß ihre Kinder von dieser Krankheit etwas zu befürchten haben, baden sie dieselben ohne weitere

Um-

Umſtände, und begießen ſie mit großen Schaalen voll Waſſer *.

Auſſer dieſer beſondern Krankheit giebt es noch andere in dem Lande, welche nicht weniger merkwürdig ſind, als z. E. der Makake-Wurm. Derſelbe iſt ſo dick, als ein Feder-Kiel und einen Zoll lang; er ſiehet rothbräunlich oder dunkelbraun aus, und hat ſeiner Geſtalt nach eine Aehnlichkeit mit der Raupe. Er wächſt unter der Haut, zwiſchen dem Felle und Fleiſch, und gemeiniglich in den Beinen bey den Gelenken, ferner in den Schenkeln, inſonderheit aber an dem Knie. Anfänglich empfindet man ihn durch ein Jücken, welches in der Haut entſtehet, und worauf alsbald eine Blatter folget, die unvermerkt zunimmt. So bald als man dieſes kleine Geſchwühr öffnet, findet man den Wurm darin, welcher in dem Eiter ſeinen Aufenthalt hat. Wenn man ihn herausziehen will, ſo drückt man die Haut, und faßt ihn ſo dann zwiſchen ein klein Stückchen geſpalten Holz Einige legen auf die Stelle, wo er ſich befindet, etwas von der Unreinigkeit, die in den Tobacks-Pfeifen zurück bleibt, um dadurch den Wurm deſto geſchwinder herauszubringen. Insgemein heilet die Wunde von ſelbſt ohne einiges Arzney-Mittel zu. Die Indianer, die Mohren und die Creolen werden von dergleichen Würmern geplagt; die Fremden aber ziehen ſich dieſe Krankheit durch ihren Aufenthalt in dem Lande zu.

*) Dieſe Schaalen machen ſie von großen Kürbiſſen, die in der Mitten von einander geſchnitten und ausgehöhlet werden, und nennen ſie Couyen.

Bey den Sklaven, die erst neulich von der Africanischen Küste angekommen sind, findet man zuweilen die so genannten Guineischen Würmer; allein die Creolischen Mohren sind diesem Ungemach ganz und gar nicht unterworfen. Diese sonderbare Gattung von Würmern nistelt sich an verschiedenen Stellen des Leibes ein, als an dem Halse, am Rücken, an den Armen und an den Beinen, wo sie der Länge nach in einander geschlungen sind, oder in der Runde auf einander liegen. Dieses garstige Gewürme, welches ich einmahl Gelegenheit hatte zu sehen, ist sehr dünne, fast wie ein Zwirnfaden, und hat zuweilen sechs Ellen in der Länge. Ehe der Wurm eine Oeffnung in der Haut macht, erkennet man ihn an einem Geschwüre, welches an der Stelle entstehet, wo eines von seinen Enden aufhöret. Man läßt dergleichen Geschwüre insgemein von dem Wurme durchbohren, und so bald, als er heraus kommt, windet man ihn um ein Stöckgen rundes Holz, bis daß man einigen Wiederstand antrifft. Den folgenden Tag windet man den Wurm weiter, und fähret auf gleiche Weise verschiedene Tage nach einander fort, bis man ihn ganz herausgebracht hat. Jedesmahl werden Baumwollenblätter mit etwas Aoûra-Oel darauf gelegt. Diese Salbe befördert den Ausgang des Wurmes. Wenn derselbe, indem man ihn aufwindet, unglücklicher Weise zerreißt, so verursachet das Stück, welches zurück bleibet, ein Geschwür, woran der Kranke viele und heftige Schmerzen ausstehen muß, die er, so weit die Länge des ganzen Wurmes reicht, empfindet. Uebrigens

heilet

heilet die Wunde schwer zu, und die Kranken bekommen gemeiniglich eine Art von Schwindsucht, welche sie zuweilen zum Grabe befördert.

Ich kann die Beschreibung der Insel Cayenne nicht besser endigen, als wenn ich zugleich etwas von fünf kleinen Eylanden anführe, welche vier Land-Meilen davon entfernet sind, und der Küste von Remira gerade gegen über liegen. Einige Wilden erzählen, wie wohl ich nicht weiß, woher sie die Historie haben, daß diese Eylande vormahls mit der Insel Cayenne zusammen gehangen haben. Unterdessen ist es gar wohl möglich, daß die Sache wahrer sey, als sie vielleicht selbst denken. Denn die See, welche allezeit weiter auf die Küste einbricht, kann das meiste nordwärts liegende Erdreich gar wohl weggeführet, und daraus verschiedene kleine Inseln gemacht haben, welche den Franzosen unter dem Namen der Inseln von Remira bekannt sind. Die zwo entferntesten heissen die zwo Brüste oder die Söhne, weil sie fast von gleicher Grösse sind, und von weiten neben einander wie zween Zwillinge und als Spitzen von Warzen aussehen. Die drey andern heissen der Vater, die Mutter und der Kränkliche. Alle diese Eylande, von denen das größeste nicht mehr als drey oder vier Meilen im Umkreise hat, sind Berge oder große Felsen, welche durch eine Menge Ameisenhaufen gleichsam durchlöchert sind. Im Anfange der Colonie wurden diejenigen, welche was großes verbrochen hatten, dahin verwiesen. Alles ist darauf mit Holze bedeckt, und das Wild findet sich daselbst sehr häufig. Allenthalben hö-

ret man fast nichts, als das Geschrey der Holz-Tauben, die hier in einer so großen Anzahl sind, daß ein Jäger in weniger als einer Stunde deren so viele schießen kann, als zu einer Mahlzeit für vier oder fünf Personen nöthig sind.

Die Einwohner, welche sich auf der Küste niedergelassen haben, pflegen bey diesen Felsen den Schwerdt-Fisch und die großen See-Schild-Kröten zu fangen. Diese letztern halten sich insgemein nahe bey den Klippen auf, an welchen sich die großen Meerwogen brechen, und die Fischerey wird mit einem Netze verrichtet. Solches ist ohngefehr vierzehen oder zwanzig Schuhe breit und vierzig bis funfzig Klaftern lang. Die Maschen halten einen Fuß im Gevierte, und der Faden, woraus es gemacht ist, hat nicht über anderthalb Linien in der Dicke. An jeder zwoten Masche werden zwo Flotten befestiget; diese sind einen halben Schuh lang, und von dem dornigten Stengel eines gewissen Gewächses gemacht, welches die Indianer **Muku-Muku** * nennen und statt Kork-Holzes gebrauchen. Man bindet an die unten am Netze befindliche Linie vier oder fünf große vierzig bis funfzigpfündige Steine, damit dasselbe wohl ausgespannet werden möge. An den zwey Enden, die so hoch als das Wasser liegen, werden zween Wächter gebunden. Diese bestehen auch aus einigen großen Stücken von **Muku-Muku**, und dienen den Ort genau zu bezeichnen, wo das Netz ausgeworfen ist. Man thut dieses insgemein ganz nahe bey den

*) Arum arboreſcens ſpinoſum.

den Eylanden oder bey einigen Steinklippen, welche mit dem Waſſer gleich hoch ſtehen, weil die Männchen von den Schildkröten (denn mit dieſer Art von Netzen fängt man niemahls die Weibchen,) dahin kommen, um ein gewiſſes Meergras * zu freſſen, welches auf dieſen Klippen wächſet. Man muß auf die Netze von einer Zeit zur andern genau Acht haben, und wenn ſich etwas darinnen befindet, ſo erkennet man es daran, daß es an einem Orte tiefer ſinkt, als an dem andern; und ſo dann wird das Netz mit demjenigen, was man gefangen hat, geſchwinde in die Höhe gezogen. Ob gleich dieſe Thiere ungemein groß ſind, ſo können ſie ſich doch nicht leicht aus dergleichen Netzen losmachen, weil die auf einander laufenden und an dieſen Orten ziemlich hohen Meereswogen die zwey Enden des Netzes beſtändig von einer Seite zur andern ziehen; und dieſes erſchreckt die Schildkröten noch mehr, und ſetzt ſie in größere Verwirrung. Allein der Schwerdt-Fiſch arbeitet, ſo bald er ſich gefangen ſiehet, dergeſtalt, daß er zuweilen große Stücken an dem Netze zerreiſſet, und alſo entwiſchet. Wenn man das Netz beſichtiget und befindet, daß einige Maſchen weggeriſſen ſind, ſo iſt dieſes ein Zeichen, woran man erkennen kann, daß ein ſolcher Fiſch durchgegangen iſt. Wofern man, nachdem einige Schildkröten gefangen ſind, etwas lange verziehet das Netze durch zu ſuchen, ſo wird man ſie insgemein erſtickt und ganz todt finden.

Die eigentliche Zeit des Schildkröten-Fanges dauret

*) Fucus opuntioides Americanus minor.

ret vom Jenner bis den May. Der Schwerdt-Fiſch aber muß im Anfange des Winters gefangen werden, und inſonderheit, wann der Nordwind wehet, welches insgemein im Chriſt-Monat, Jenner, Hornung und März geſchicht. Dieſer Wind iſt zuweilen ſo ungeſtüm, daß er die Gewächſe durch ſeine Kälte verzehret und mit der Wurzel ausreißet; ja es dürfen ſich ſo dann auch keine Schiffe von der Rhede zu Cayenne wagen. Die Schwerdt-Fiſche kommen nicht ſo nahe an das Land, als die Schildkröten, und daher pflegt man auch die Netze ein wenig weiter in dem hohen Meere auszuwerfen. Man iſt mit großer Sorgfalt bedacht die Naſe oder den Zahn dieſes Fiſches mit einer Art abzuhauen, ehe man ihn in das Boot ziehet, inſonderheit, wenn er ſehr groß iſt, damit er niemanden verwunden oder tödten möge. In Betracht ſeiner Gröſſe iſt noch anzumerken, daß zuweilen einige gefangen werden, von denen die kleineſten zween und die größeſten dreyßig Fuß lang ſind. Sein Fleiſch taugt gar nichts, und außer den Mohren und Indianern iſſet keiner davon. Die Leber allein iſt brauchbar, weil man eine Menge Thran daraus macht, welcher in den Zucker-Siedereyen gebrannt wird. Ganz anders verhält es ſich mit der großen See-Schildkröte, welche im Indianiſchen Uyamury heißt. Das friſche Fleiſch davon iſt vortrefflich, und man ſalzt es auch ein, um es deſto länger zu erhalten. Auſſer den Schwerdt-Fiſch und den See-Schildkröten wird auch zuweilen dieſe ſchöne Gattung von Schildkröten gefangen, davon die Schaale ſo hoch geſchä-

ßet wird. Vielleicht ist dieses Thier nicht so seltsam, als man es sich einbildet; und vielleicht könnte man einen ordentlichen Schildkröten-Fang in dem Lande anstellen, wenn man sich die Mühe geben wollte die desfalls nöthigen Untersuchungen zu verrichten. Die Schaale, welche wegen verschiedener Arbeiten, wozu sie gebraucht wird, so schätzbar ist, könnte einen wichtigen Theil der Handlung zu Cayenne ausmachen, wovon wir im folgenden Capitel handeln wollen.

Das dritte Capitel.

Von der Handlung der Colonie.

Nachdem die meisten See-Mächte in Europa verschiedene Colonien nach America geschickt hatten: so konnten sie nichts bessers thun, als diese neu-angebaueten Länder durch Einführung des Handels zu bereichern. Auf diese Weise haben wir nicht allein aus wüsten und unbewohnten Ländern wohl bevölkerte Colonien gemacht, sondern auch zwischen uns und so vielen wilden Völkern, die anfänglich so grausam und unumgänglich schienen, ein Verständniß errichtet, welches noch heutiges Tages bestehet.

König Ludewig der Vierzehnte war insonderheit bedacht diese den Französischen Colonien so nöthige Handlung zu befördern. Er suchte daher den Kauffahrtey-Schiffen, welche auf ihren Reisen beunruhiget wurden, Sicherheit zu verschaffen; und damit alle seine Unterthanen die Freyheit und Vortheile dieser Handlung genießen mögten,

mögten, so schaffete er im Jahre 1674. die West-Indische Handlungs-Gesellschaft, welche 1660. war errichtet worden, wiederum ab. Darauf sahe man in diesen Inseln eine weit größere Anzahl Schiffe, als zuvor, anlanden. Das Königreich entledigte sich dadurch seiner überflüßigen rohen und gemachten Waaren, und das Geld blieb in den Händen der Königlichen Unterthanen. Die nöthigen Waaren wurden um einen guten Preis verkauft, und Leute welche keine Arbeit und keine Lebensmittel hatten, fanden so wohl das eine als das andere. Die Inseln bekamen zuletzt über fünf und zwanzig tausend Einwohner, und diese Colonien sind heutiges Tages die reichsten und treiben unter allen die stärkste Handlung in America.

Die glückliche Lage der Insel Cayenne und die Nähe des Amazonen-Flusses erregte bey vielen Franzosen so gleich nach der im Jahr 1664. geschehenen Anlegung der Colonie ein Verlangen sich in diesen entfernten Ländern niederzulassen. Die Güte der Waaren, welche man von dorther brachte, und der Gewinn, den man sich inskünftige von dieser Handlung versprach, munterte viele Kaufleute auf Schiffe dahin zu schicken. Der Erfolg stimmete mit der Hoffnung der See-Fahrer überein; denn weil sie mittelst der Waaren, die sie dahin, und durch diejenigen, die sie von daher zurückbrachten und in Frankreich verkauften, einen doppelten Vortheil erhielten; so gab ihnen dieses genugsame Bewegungs-Gründe ihr angefangenes Gewerbe daselbst fortzusetzen.

Die heutige Handlung dieser Colonie bestehet insonderheit

heit in vielem Roucou, einer ziemlichen Menge Zucker und ein wenig Indigo, Caffee und Cacao; ehemals aber, ehe der Roucou* eine gangbare Waare ward, konnte sonst nichts als, der Zucker die Kauffahrer dahin ziehen. Der Centner von dem schönen geläuterten Zucker wird auf der Stelle für zehn Thaler verkauft, und der rohe gilt insgemein nicht mehr, als sechszehn bis achtzehn Französische Pfunde. Man liefert den Kaufleuten gemeiniglich nur von dem letztern, weil die Einwohner den feinsten, gleich wie die andern Waaren des Landes auf ihre Rechnung den Correspondenten, welche sie in Frankreich haben, zu schicken pflegen, zumahl diese dieselben zu größerm Vortheile der Eigenthümer verkaufen.

Ob gleich die meisten von den ansehnlichsten Einwohnern sich blos mit dem Zucker-Sieden beschäftigen, weil dieses gleichsam das sicherste Mittel ist reich zu werden: so ist es jedoch nicht so leicht dadurch sein Glück zu machen, als man wohl denken mögte; und es sind wenige Leute geschickt aus diesem Gewerbe einen rechten Vortheil zu ziehen. Wenn man zu Cayenne eine Zucker-Siederey anlegen will, kommt es bey nahe auf folgende Haupt-Umstände an. Erstlich und insonderheit muß man sich ein Stück Land anweisen lassen, welches ein festes, schwarezes und mit Sande vermischtes Erdreich hat. Man braucht ferner zum wenigsten fünf und zwanzig arbeitende Mohren, und

*) Eine Materialisten-Waare und Art von einem dicken Hefen, den die Färber brauchen.

und eben so viele Mohrinnen, dreyßig Zug-Ochsen und eine gleiche Anzahl Pferde, eine gute Savanne oder Ebene, wo dieselben weiden, und vornehmlich Wasser, wo sie in der großen Hitze trinken können. Die Aufsicht über diese Thiere muß einem guten Mohren anvertrauet werden, welcher auf dieselben sorgfältig Acht haben und die Savanne allezeit rein halten könne, damit es dem Viehe nicht an Grase fehle. Zweene getreue Leute sind unumgänglich nöthig, wenn man eine Zucker-Siederey in Aufnahme bringen will, nehmlich ein arbeitsamer Haushalter, um alles darin anzuordnen, und ein guter Aufseher, um die Mohren anzuhalten, daß sie ihre Arbeit gehörig verrichten. Die guten Eigenschaften eines Auffehers bestehen darin, daß er dem Eigenthümer der Zucker-Siederey getreulich ergeben sey, daß er dem Haushalter alle Tage eine genaue Nachricht von dem, was zu thun ist, ertheile; daß er die Sklaven zu ihrer Arbeit anhalte, daß er sie strafe, wenn sie es verdienet haben, sie ferner des Morgens und des Abends, wenn sie zum Gebet versammlet sind, zähle, die Wache gehörig von ihnen verrichten lasse, mit einem Worte ihnen allezeit so viel, als billig zu thun gebe, und sie niemahls aus den Augen lasse. Zu der guten Einrichtung dieses Werks gehöret auch ein bequemes Wohnhaus. Dieses muß weder zu nahe, noch zu weit von der Mühle seyn; es muß insonderheit offene Zimmer haben, damit man von seinem Bette oder Hamak sehen könne, ob die Mühle gehe; ferner, damit man im Stande sey auf die Mohren, welche in der Zu-

ckers

cker-Siederey aus- und eingehen, imgleichen auf diejenigen, welche das Rohr mit Schubkarren zufahren, ein wachsames Auge zu haben; und endlich, damit man alles genau beobachten und die Sklaven auf diese Weise in ihrer Schuldigkeit erhalten könne. Nächstdem ist auch ein Vorraths-Haus eine sehr nothwendige Sache, um den Brandtwein, den Proviant des Herrn und das nöthige Hausgeräthe zu verschließen, folglich dadurch zu verhüten, damit die Mohren, die von alter Zeit her zur Dieberey und zum Lügen gewohnt sind, ihn nicht bestehlen mögen. Ausser diesem Vorraths-Hause ist es sehr dienlich, noch ein anderes zu haben, welches weit größer seyn muß, insonderheit, wenn man viele Sklaven zu erhalten hat, wie man denn solches auch zur Verwahrung der Lebensmittel als das großen Mills, Manioks und anderer Wurzeln sehr nöthig braucht. Bey dem Hause muß auch eine Kammer oder Hospital für die kranken Mohren und Mohrinnen gebauet werden. Die Vorsicht erfordert ferner sich mit einer guten Kiste auserlesener Arzeney-Mittel, und unter andern mit einem Vorrathe von Queckſilber zu versehen, damit man denen mit den Franzosen behafteten, womit die Pflanzstätte allezeit angefüllet sind, hülfliche Hand leisten könne. Man muß überdem eine oder zwo Mohrinnen halten, welche so wohl den Kranken aufwarten, als auch für die bey den Häusern befindlichen Hühner, Enten, Tauben, welsche Hähne, Schweine und alles, was zum Lebens-Unterhalte nöthig ist, Sorge tragen können. Der gute Haushalter muß endlich auch nicht

lassen ein richtiges Tagebuch zu halten, um alles, was in der Pflanzstätte vorgehet zu verzeichnen; insonderheit aber muß er anmerken, wie viele Hüte Zucker täglich gemacht werden. Gemeiniglich giebt es in einer ansehnlichen Pflanzstatt, ausser den arbeitenden Mohren noch andere, welche Töpfer, Wagner, Stielmacher, Mäurer und solche Handwerker sind, die einer Zucker-Siederey nützlich seyn können. Dieses sind die wichtigsten Dinge, welche dazu erfordert werden.

Was die Pflanzung des Zucker-Rohrs betrifft, so müssen jedes Jahr Plätze, welche vier hundert Schritte ins Gevierte haben, von dem Gehölze gereiniget werden. Und wenn das Erdreich feste und beständig bleibt, das ist, wenn jährlich gleich viel Rohr geerndtet wird, oder der Unterscheid nicht sehr merklich ist, so ist man nur in den ersten beyden Jahren genöthiget Holz abzuhauen. So wie nun dieses auf das späteste am Ende des Heumonats geschehen muß; also muß es auch in den dreyen Sommer-Monaten verbrannt werden. Und endlich muß man sich so wohl bey dieser Arbeit, als bey der Pflanzung des Rohres nach dem Regenwetter richten. Insgemein pflegt man es von dem Winter-Monat bis zum Ende des Merzen zu pflanzen. Man braucht dazu Stücken von dem obersten Theile des Rohrs, die einen Fuß lang sind. Diejenigen, welche viele Knoten haben, werden dazu ausgesucht und ziemlich dichte neben einander gesetzt, so dann aber mittelst einer Hacke mit ein wenig Erde bedeckt. Dieses Rohr wird achtzehn Monate nachdem es gepflanzt

worden

worden ist, und die jungen Sprossen ein Jahr darauf abgeschnitten. Man führet es hernach auf Schubkarren nach der Mühle. Wenn dieselbe von den Pflanzstellen ein wenig zu weit entfernet ist, so hat man Vorspann, um den Last-Viehe eine Erleichterung zu verschaffen.

Die Zuckermühlen, deren man sich zu Cayenne bedient, sind fast eben so, wie auf den andern Inseln beschaffen. Es sind drey Walzen, welche senkrecht auf einem Gestelle von Balken stehen. Die größeste davon ist zwölf, und die beyden kleinen nur fünf Fuß lang. An jeder Walze befindet sich ein eiserner Cylinder, welcher einen Zoll dicke und zween Schuhe lang ist. Sie sind oben an platten Balken und unten an vier kleinen Ständern befestiget, deren jeder mit einem kupfernen Angel und vier hölzernen Keilen versehen ist, welche mit einer eisernen Kolbe fest zugedrückt oder losgelassen werden. An die Flügel der Mühle, welche funfzehn Fuß lang sind, werden zween Ochsen oder drey Pferde mit ihrem Joche und Zugriemen gespannet. Das Holz zu diesen Mühlen muß hart und feste seyn, und man legt sie gemeiniglich unter einer Hütte oder einem Gebäude an, welches dreyßig Schuhe im Gevierte, und sechs Schuh breite Gänge hat. Wenn die an den beyden kleinen Walzen befindlichen eisernen Cylinder dicht an den großen gedruckt werden; so zerquetschen sie das dazwischen gelegte Zuckerrohr mit aller Gewalt. Unter dem Gestelle ist ein großer Kahn oder Trog, um den ausgepreßten Saft aufzufangen, welcher mittelst einer hölzernen Rinne in die Zuckersiederey geleitet wird.

Eine Zuckersiederey bestehet aus einer großen Kammer, dichte bey der Mühle, worin sechs große kupferne oder eiserne Kessel sind. Alle diese Kessel, außer dem ersten, welcher nur dazu dienet, daß der Saft aus dem Rohre dahinein laufen kann, sind eingemauret, und darunter befinden sich zwo oder drey Oeffnungen, durch welche man das Holz hinein thut, und auf diese Weise den Zucker siedet. Man gießet mit einem großen kupfernen Löffel den Saft des Zuckerrohrs, so wie er kocht, aus einem Kessel in den andern, von dem ersten bis zum letzten. In die beyden erstern von diesen fünf Kesseln wird der grobe Schaum gethan. In den dritten gießet man von einer Zeit zur andern, und insonderheit, wenn der Schaum stärker wird, Kalkwasser oder Seife, welche aus der Asche eines gewissen Holzes, welches Canonen-Holz heisset, gemacht wird. Unter dem vierten Kessel wird beständig ein großes Feuer unterhalten, und in dem fünften der Zucker völlig gekocht. So dann thut man ihn, wenn er noch in dem Syrup ist, in ein grosses kupfernes Gefäß, und wenn er darin ein wenig kalt wird, in ein anderes, welches einen krummen Schnabel und zween Handgriffe hat. Aus diesem wird er von den Mohren in irdene und in der Gestalt eines Kegels gemachte Formen gegossen, welche einen Schuh und neun Zolle lang, sieben Linien dick, und unten bey nahe einen Schuh weit sind. Wenn der Zucker ungefehr zwölf Stunden in den Formen gewesen ist, so eröfnet man das kleine an der Spitze einer jeden befindliche Loch, und setzt sie so dann auf einen Syruptopf. Diese

Töpfe

Töpfe ſind an den Seiten weit und ungefehr einen Schuh und drey Zolle hoch. In dieſem Zuſtande läßt man den Zucker vierzehn Tage, nach welchen er zu der erſten Läuterung geſchickt iſt. Zu Cayenne hat man ſeit langer Zeit die Gewohnheit gehabt den dort gemachten Zucker zu läutern. Die Einwohner finden darin einen doppelten Vortheil; denn der Zucker wird nicht allein ſehr weiß, ſondern verlieret auch dadurch das ſchmierige Weſen, welches von dem allzuvielen Syrup herrühret. Insgemein ſetzet man mit einer Mäurerkelle eines guten Fingers dick Erde auf jede Form. Dieſe Erde iſt eine Gattung von Thon, oder vielmehr von Mergel, welche, wenn ſie was nützen ſoll, weder zu fett, noch zu mager ſeyn muß. Nach Verlauf der erſten acht Tage nimmt man die erſte Erde von den Formen hinweg, und thut andere darauf, welche man zum wenigſten drey Wochen lang da läßt, weil in dieſer Zeit der Zucker von ſeinem Syrup völlig gereinigt wird, ſo daß man ihn aus den Formen nehmen kann. Man ſetzet ihn ſo dann an die Sonne auf Tücher von grober Leinwand, und wenn er wohl getrocknet iſt, wird er in große Kiſten oder Fäſſer gepacket.

Aus dem Syrup, welcher aus den Formen gelaufen iſt, wird auf eben die Weiſe, als wir zuvor gedacht haben, wieder Zucker gemacht. So wohl dieſer, als jener müſſen mit großen kupfernen Schaum-Kellen wohl abgeſchäumet werden, damit der Zucker ſo weiß werde, als es möglich iſt. Seit einigen Jahren hat man das Geheimniß erfunden den Schaum und den letzten Syrup, wor-

aus nur sehr schlechter Zucker gemacht ward, nützlich zu gebrauchen, indem man ihn distilliret und Brandtewein daraus verfertiget. Und in der That, wenn der Syrup einige Tage in den zu dem Ende gemachten Trögen gegähret, und dadurch einen etwas säuerlichen Geschmack bekommen hat; so wird daraus ein vortreffliches Getränke abgezogen, welches man in dem Lande Tafia und in den andern Inseln Guildive nennet. Die Engländer halten diese Syrupe, die man ehemals zu Cayenne verderben ließ, ungemein hoch. Alle Schiffe von Boston, oder aus Neu-York, welche der Handlung wegen hieher kommen, nehmen starke Ladungen von dieser Waare ein, und führen sie in die entferntesten Nordländer, allwo man Brandtwein daraus distilliret, der in diesen kalten Gegenden für etwas sehr nothwendiges gehalten wird.

Da der große Regen, welcher den Winter hindurch anhält, nicht erlaubet, während dieser Jahres-Zeit Zucker zu machen, so müssen die Zuckersieder es so einrichten, daß sie alle Arbeit im Winter verrichten, und im Sommer nichts anders zu thun haben mögen, als das Zuckerrohr umzusetzen und das abgehauene Holz zu verbrennen. Denn ohne diese Vorsicht würden sie ihre Ernte verliehren.

Die Einwohner, welche etwas ärmer sind, machen hingegen den Roucou im Winter. Die übermässige Dürre des Sommers richtet viele von diesen Stauden zu Grunde, oder trocknet wenigstens ihre Frucht so stark, daß sie fast gar nichts daraus machen können. Unterdessen müssen sie

die-

dieselbe doch abnehmen, damit die künftige dadurch in ihrem Wachsthume nicht gehindert werde. Die Kauffahrtey-Schiffe, welche zu Cayenne im Sommer ankommen und Roucou einnehmen wollen, werden öfters genöthiget, auf die Ladung zu warten.

Der Roucou, welcher den vornehmsten Theil der Handlung zu Cayenne ausmacht, wächst an keinem Orte der Colonie von selbst. Man findet ihn so gar nicht an denjenigen Oertern, wo er ehemals ist gebauet worden. So viel Mühe ich mir auch gegeben habe einige Nachrichten zu erlangen, auf was Weise dieses Gewächse in das Land gebracht worden, so habe ich doch nichts anders erfahren, als daß die Franzosen, welche die Indianer in diesen Gegenden zuerst besuchten, daselbst einige Stämme Roucou gefunden, und daß diese letztern solchen mit Fleiß gebauet haben und noch bauen, um sich damit das Gesichte und die andern Glieder des Leibes zu beschmieren. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist der Roucou die vornehmste und einträglichste Waare dieser Colonie. Das Pfund davon gilt insgemein funfzehn und zuweilen gar zwanzig Stüber. In der Färberey ist er ungemein nützlich, und wird gebraucht gelbe, rothe und andere Farben zu machen. Ich will nur mit wenigen Worten anzeigen, wie man ihn bauet, und auf was Weise man ihn zurichtet.

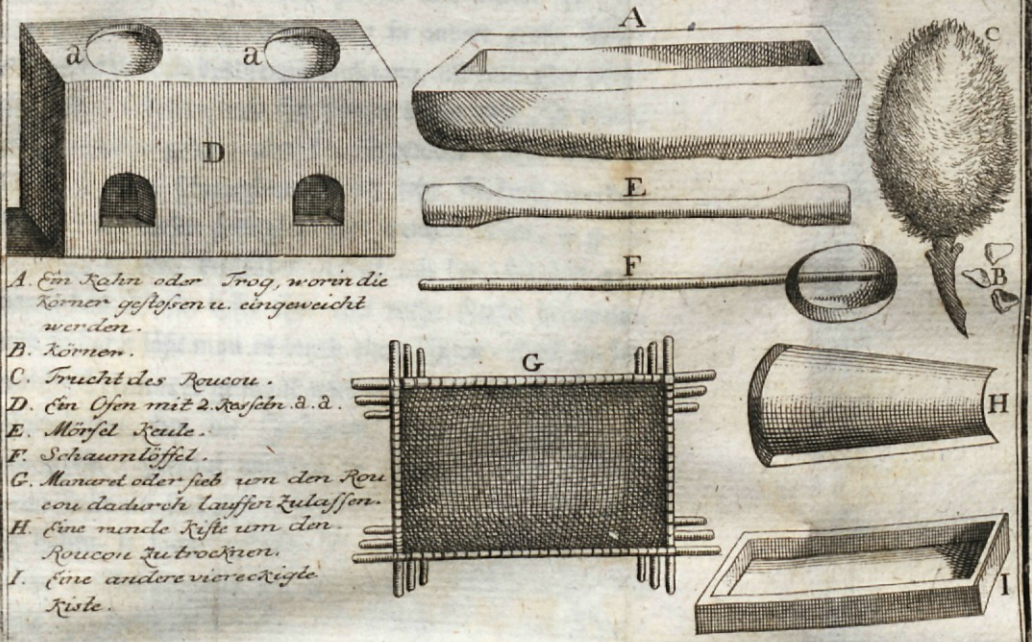
Anfänglich wird ein Stück Land von dem Gehölze gereiniget. Solches hat zween oder drey hundert Fuß im Gevierte, wiewohl es zuweilen nach dem Vermögen dieses

oder jenes Einwohners auch gröſſer oder kleiner iſt. Wenn man daſſelbe zu gehöriger Zeit angezündet hat, ſo gräbt man die Erde an den Ort, wo der Roucou geſäet werden ſoll, ein wenig um. Insgemein werden fünf oder ſechs Körner zuſammen, welche man zuvor mit Waſſer wohl waſchen muß, zehen Schuhe von einander geſetzet. Daraus wird eine Baumſchule, und man verſetzt die jungen Stämme, wenn ſie fünf oder ſechs Monate, oder aufs höchſte ein Jahr alt ſind, zween gute Schritte von einander, dergeſtalt, daß ihrer zwey und zwey beyſammen ſtehen. Man muß auch von einer Zeit zur andern das Unkraut um dieſelben ausgäten und damit ſo lange fortfahren, bis ſie ſo hoch ſind, daß ſie davon nicht mehr erſtickt werden können. Dieſe Stauden wachſen acht bis zehn, und auf der Küſte ſo gar zwanzig Fuß hoch. Achzehn Monate nach dem ſie gepflanzet worden ſind, fangen ſie an Früchte zu tragen, welche im Lande Cabochen genannt werden. Man nimmt dieſelben mit langen Hacken, womit man die Zweige niederbeuget, herunter, ſo bald, als ſie in ihrer Reife ſind. Dieſes aber erkennet man daran, wenn ſie anfangen roth zu werden, oder vielmehr, wenn ſie hart anzufühlen ſind; denn es gibt einige, welche, wie reif ſie auch immer ſeyn mögen, doch nur gelb werden.

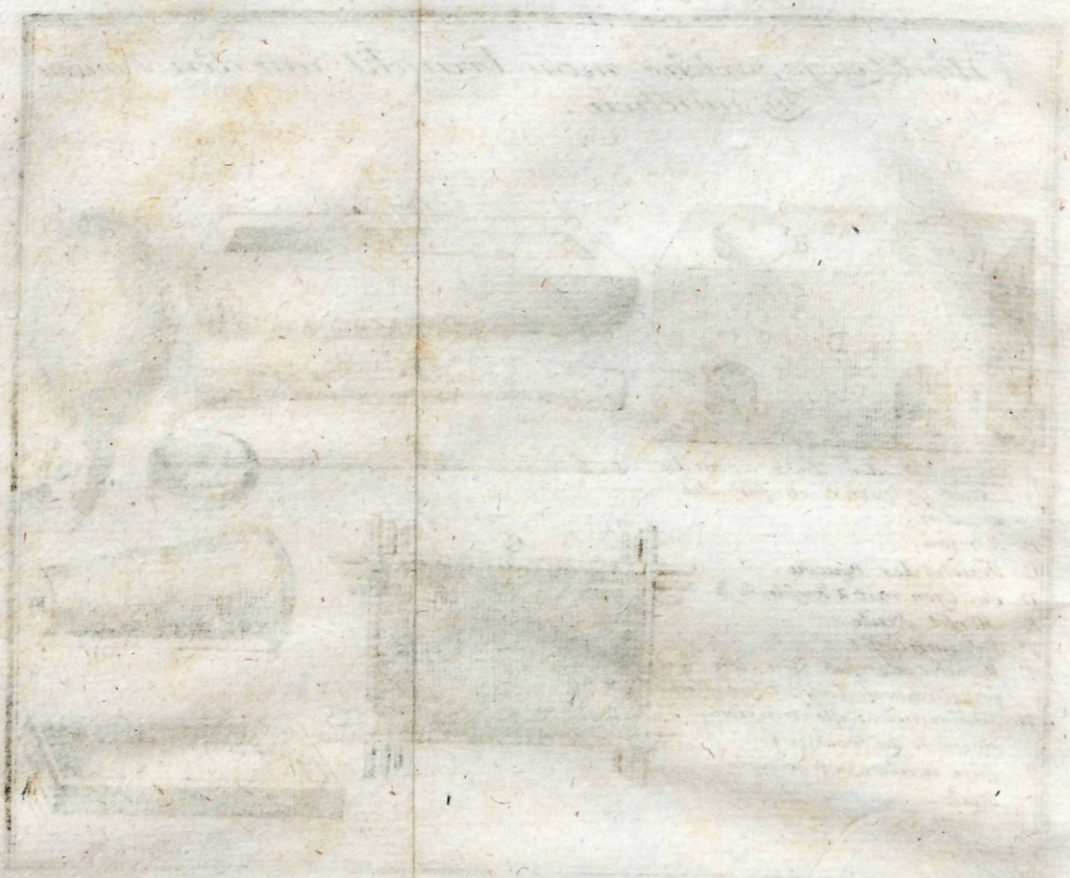
So bald die Früchte von den Stauden herunter ſind, werden ſie ausgehülſet. Am beſten läßt ſich dieſes mit den Händen thun (man ſetzt voraus, daß ſie zu trocken ſeyn um die Körner davon abzuſondern,) man legt ſie haufenweiſe zuſammen und ſchlägt mit groſſen Stöcken darauf.

Man

Werkzeuge, welche man braucht um den Roucou Zu machen.



A. Ein Kahn oder Trog, worin die Körner gestossen u. eingeweicht werden.
B. Körnen.
C. Frucht des Roucou.
D. Ein Ofen mit 2. Rostern a. a.
E. Mörsel Keule.
F. Schaumlöffel.
G. Manaret oder sieb um den Roucou dadurch lauffen zulassen.
H. Eine runde Kiste um den Roucou zu trocknen.
I. Eine andere viereckigte Kiste.



Man zerstößt diese Körner in gewissen Trögen, die ohngefehr zehn Fuß lang sind, bis ein Teig daraus wird. Diesen nimmt man so dann heraus und weicht ihn acht oder höchstens vierzehn Tage lang in andere große Tröge ein, welche zwanzig bis dreyßig Fuß lang, und einen oder zween tief sind. Wofern man ihn länger darin ließe, so würde er zwar mehr geben, aber der Roucou würde nicht so schön, sondern schwarzbraun und sehr stinkend werden. Wenn man diesen genugsam hat weichen lassen, so preßt man ihn in eben demselben Troge mit den Händen aus, damit das Wasser desto eher eine rothe Farbe bekomme, und so dann läßt man es durch einen Filtrir-Sack laufen, welcher Manaret genannt wird und von einem gewissen Palmbaum, den die Indianer Arruma heißen, gemacht ist. Hierauf wird es in eisernen Kesseln, welche neun Zolle tief sind und anderthalb Schuhe im Durchmesser haben, so lange gekocht, bis es so dick als ein Brey wird. Gemeiniglich hat man zween Kessel, um damit desto eher fertig zu werden. So wie das rothe Wasser abnimmt, muß allmählig mehreres darzu gegossen und der Schaum aus einem Kessel in den andern gethan werden. Wenn der Roucou auf diese Art gemacht ist, läßt man das Feuer ausgehen, und setzt ihn in runden oder viereckten Kisten, die ohngefehr drey Schuh lang, anderthalb breit, und so gemacht sind, daß die Feuchtigkeit ablaufen kann, an die Sonne, um sie zu trocknen. Damit dieses desto besser geschehen möge, wird er in Stücken zerschlagen, und das oberste unten gekehret, so dann aber in Fässer eingepackt.

packt. Die Körner welche man schon einmahl durch das Sieb hat gehen lassen, werden aufs neue gestoßen, und zu drey verschiedenen mahlen drey Wochen lang eingeweicht, oder überhaupt so lange, bis sich das Wasser ganz und gar nicht mehr färbt. Das erstere und andere Wasser wird gekocht, um Roucou daraus zu machen, das dritte aber ist sehr blaß und taugt zu nichts, als daß man neue Körner darin weicht.

Ehe die Einwohner zu Cayenne den Kaufleuten ihren Roucou überlassen, pflegen sie denselben zu zerstoßen, damit er einen rothen Glanz bekomme, und ihn hernach in große Klumpen von zwanzig bis fünf und zwanzig Pfunden zusammen zu packen. Heutiges Tages läßt er sich besser verkaufen, wenn er in kleine Stücke von zwey oder drey Pfunden zertheilet wird, welche in Bananie- oder Barulu-Blätter eingewickelt werden.

Der Roucou wird jährlich zweymal geerndtet, nemlich im Winter, das ist im Christ-Monat, Jenner und Hornung, und im Sommer vom May bis zum Ende des Heu-Monats. Man könnte ihn das ganze Jahr hindurch bauen, wenn die Hitze im Sommer nicht so unmäßig wäre. In der Insel an der Küste von Kemira macht man fast in allen Jahreszeiten Roucou. Diese Gewächse dauren daselbst zehn Jahre, dahingegen sie auf dem festem Lande nur zwey oder höchstens drey Jahre aushalten. Dieses nöthiget die Einwohner öfters neues Land

dazu

dazu von dem Gehölze zu reinigen und ihn öfters von neuem zu pflanzen.

Nach dem Roucou war die gemeinste Waare der Indigo, womit man vormals vieles gewinnen konnte, und von dem noch heutiges Tages an einigen Oertern der Colonie etwas weniges gebauet wird. Er wird hier fast auf eben die Weise gemacht, als zu St. Domingo, wo er mit zu dem Reichthum des Landes gehöret. Jedoch beobachtet man zu Cayenne wegen des häufigen Regens, welcher drey viertel Jahr lang anhält, eine verschiedene Weise denselben zu bauen. Insgemein säet man etliche Tage nach Allerheiligen die Körner dieser Pflanze in kleine Löcher, die einen halben Schuh von einander gemacht sind, und in ein jedes derselben werden vier, fünf oder sechs Körner gesteckt. So bald es ein wenig regnet, siehet man diese neu gepflanzten Körner sogleich hervorkeimen. Der Indigo wird zum ersten mahl nach einer Zeit von vier Monaten, und darnach alle sechs Wochen oder zween Monate geschnitten. Man bindet ihn gleich wie kleine Bündel Heu zusammen, und legt deren bis hundert und zwanzig in einen Kübel, welcher neun Fuß weit und vier oder fünfe tief, zugleich aber wohl beschlagen und verküttet ist. Man packt diese kleinen Bündel, welche vorher mittelst hölzerner dazu insbesondre verfertigter Pflöcke fest gebunden sind, so gut als man kann, zusammen. So dann läßt man in den Kübel eine große Menge Wasser durch eine Rinne laufen, damit dieses Kraut wohl eingeweicht werden möge. Auf diese Weise läßt man es zwanzig oder vier und zwanzig

Stunden

Stunden gähren, oder so lange, bis das Wasser zween Zolle gefallen ist. Man läßt es hernach in einen andern, dem vorigen gleichen Kübel laufen, worin es bis zum folgenden Tage bleibt, und man läßt solche Bündel durch zween Mohren so lange unaufhörlich schlagen, bis die Körner heraus kommen und sich setzen, das ist, bis daß auf dem Grunde einer kleinen silbernen Schaale, in welcher man damit zu wiederhohlten mahlen Versuche anstellet, etwas dickes, gleichsam als eine Art von Sande erscheine. Insgemein kommen die Körner innerhalb zwo Stunden, und zuweilen noch eher hervor. Man wartet so dann einen ganzen Tag, daß sich der Indigo setzen könne, und nach Verlauf desselben läßt man die Röhren offen, um alles Wasser aus dem Kübel ablaufen zu lassen, bis daß man den Indigo heraus fließen siehet. Sogleich macht man dieselben zu, und sammlet den auf dem Grunde liegenden zusammen. Man thut ihn so dann in grobe anderthalb Ellen lange Säcke, welche man an einer Stange aufhänget, damit das Wasser, welches sich darunter befindet, leicht auslaufen möge. So bald dies geschehen, nimmt man den unten in den Säcken befindlichen Teig heraus, und läßt ihn in kleinen anderthalb Schuh langen Kisten so lange an der Sonne trocknen, bis er in Stücken zerfällt. Man rühret ihn darauf mit einer Mäurer-Kelle um, bis er zu einer Festigkeit kommt, und darauf schneidet man den Indigo in viereckte Stücken, welche aufs neue so lange an die Sonne gesetzt werden, bis daß man sie in die Kiste thun kann, oder daß etwas an den Fingern kleben

kleben bleibt. Man läßt ihn zum letzten mahle in dem Schatten trocknen, und endlich in Fässer einpacken, worin er noch besser und schöner wird.

Cayenne hat einen ansehnlichen Verlust erlitten, seit dem die meisten Einwohner sich genöthiget gesehen haben die Verfertigung des Indigo ganz aufzugeben. Dieses Gewächse, welches vormahls den größten Reichthum des Landes ausmachte, ist von seiner ehmahligen Güte so sehr abgewichen, und giebt heutiges Tages so wenig, daß man nichts, das sich der Mühe verlohnt, daraus machen kann. Ein Kübel voll Indigo giebt zuweilen einen reichlichen Theil, dahingegen aus vielen andern, die doch von eben dem Stücke Landes her sind, nicht das geringste gemacht wird. Man könnte es daher mit Recht ein eigensinniges Gewächse nennen. Der schöne Indigo zu Cayenne war eben so kupferig, als der auf den Inseln, und das Pfund davon ward auf der Stelle vor einen Thaler verkauft. Sollte man nicht Hoffnung haben, hier wieder guten Indigo zu verfertigen, wenn man Saamen von St. Domingo pflanzte? Vielleicht würde er auch eben so gut, als zuvor gerathen, wenn man das überschwemmte Land in der Insel, welches vortrefflich ist, aufbauen könnte.

Zu diesem Verluste könnte man auch denjenigen hinzusetzen, den die Colonie in Betracht des Indianischen Sklaven-Handels erlitten hat. Dieser Handel war ehemals beträchtlich, und sie hatte davon einen ungemeinen

Vor-

Vortheil, so wohl wegen ihrer großen Anzahl, als auch wegen des guten Preises, wofür man sie kaufte, und hernach wurden sie den nach den Inseln reisenden Kaufleuten dreymahl so hoch, ja noch höher verkauft. Ein großer Indianer kostete insgemein hundert Thaler, und eine Indianerinn nicht mehr, als zwey hundert oder zwey hundert und funfzig Französische Pfunde. Allein jetzo bekommt man sehr selten einige von ihnen zu sehen, und wenn ja einer zu kaufe ist, so wird er nicht unter acht hundert Franken gelassen. Seitdem die Portugiesen von Para sich in unserm Lande niedergelassen haben, so dürfen sich die Franzosen nicht weit von Cayenne entfernen, und können sich nicht ohne große Gefahr in den Flüssen zu weit herauf wagen. Dieser Handel ward sonst folgendermaßen verrichtet.

Wenn die Kaufleute in einem Indianischen Dorfe angekommen sind, so suchen sie vornehmlich den Hauptmann der Nation und die andern Indianer durch Erweisung allerhand Gefälligkeiten zu gewinnen, und ihnen zu bezeugen, daß sie als gute Freunde mit ihnen leben wollten. Nach den gewöhnlichen Complimenten, welche nicht sehr lang sind, wird den Kaufleuten zu trinken gegeben. Diese müssen so dann, insonderheit wenn sie sehen, daß etwas für sie zu thun ist, den Hauptmann beschenken und hernach fragen, ob einige Sklaven bey ihm zu verkaufe seyn? Insgemein erklären sich der Hauptmann und die andern Indianer nicht so gleich, wenn auch schon würklich

Skla-

Sklaven verhanden seyn sollten, und wenn sie gleich ein groſses Verlangen hätten sich deren zu entledigen. Wenn viele da sind, sagen sie, daß sie nicht mehr, als einen oder zween haben, und geben allezeit vor, daß sie weit entfernet seyn, ob sie sich gleich nahe bey dem Karbet befinden. Der Kaufmann sucht hernach die Waaren, welche er mitgebracht hat, auseinander, und füllet damit so viele Körbe an, als Sklaven zu verkaufe sind. Ein solcher Korb heiſt bey ihnen Kurkuru er ist rund und durchsichtig, ungefehr zween Schuhe lang und in der Oeffnung einen breit. Der Werth der Waaren, die man für einen jeden Indianer giebt, beläuft sich insgemein auf ein duzend Thaler. Wenn ein Korb mit allem gehörig versehen seyn soll, muß er aus sechs Beilen, sechs Hacken, sechs oder mehrern Gartenmessern, zween oder dreyen Pfunden gläserner Corallen von verschiedenen Farben (den Indianern sind die weißen und blauen die angenehmsten,) zwey Dutzend Holländischen Messern und einigen Klaftern weiſser Leinwand bestehen. Kleine Spiegel, Angeln, groſse hörnerne Kämme, eiserne Platten, die sie brauchen um Cassave zu machen, Schleifsteine sind gleichfalls Waaren, welche sich zu diesem Handel sehr wohl schicken. Die Klugheit aber erfordert, daß der Kaufmann dasjenige, was er geben will, nur nach und nach zeige, denn wenn die Indianer es auf einmal sähen, so würden sie für einen oder zween Sklaven alle Waaren fordern, wenn sie gleich hinlänglich wären hundert dafür zu kaufen. Man muß auch den Indianern, welche die Sklaven suchen,

ein

ein Geschenke geben, und man ist genöthiget ihnen die Waaren auf ihr Wort anzuvertrauen. Sie kommen gemeiniglich wieder, und bleiben selten aus. Nachdem der Ort, wo sich die Indianer, welche sie verkaufen wollen, aufhalten, weit oder nahe ist, bleiben sie eine lange oder kurze Zeit aus. Wenn sie zurückkommen und viele mit sich bringen, so hüten sie sich sehr sie alle zusammen zu dem Kaufmann zu führen. Sie bringen nur einen oder zween zu ihm, und lassen die andern in den Wäldern, worin sie dieselben sorgfältig verbergen. Oefters sagen sie zu dem Kaufmann, wenn sie ihm einen oder zweene Sklaven liefern: Da mein Freund ist alles, was ich habe finden können, und ich habe dafür alle Waaren, die du mir anvertrauet hast, gegeben. Wofern der Kaufmann sein Handwerk versteht, so liebkoset er die Indianer in dem Karbet, und sucht sich insonderheit bey dem Hauptmann, welcher insgemein die Triebfeder bey allen diesen listigen Streichen ist, beliebt zu machen, damit sie nichts verbergen mögen. Wenn der Hauptmann gewonnen ist, so stellt er sich, als wenn er hinschickt, um wo möglich, noch mehrere zu finden. Die Abgeschickten bleiben etliche Tage aus, ehe sie wiederkommen, damit man glauben möge, sie hätten diejenigen, welche sie von neuem bringen, sehr weit hergeholet, da es doch allezeit einige von denjenigen sind, welche sie einige Schritte von dem Karbet auf den Nothfall versteckt hatten. Kurz, wenn der Kaufmann sich gegen sie gut bezeiget, und insonderheit, wenn er keine Geschenke sparet, so bekommt er nach und nach alle diese armen und

unglück-

unglückseeligen Leute. Die Wilden in Guiana treiben ihren Handel mit aller Argliſt und Betrügerey, die ſie nur erdenken können, und man muß ziemlich wohl mit ihnen umzugehen wiſſen, wenn man nicht betrogen werden will, und wenn man die Waaren, welche man bey ſich hat, und nach welchen ſie überaus begierig ſind, vor ihren Händen ſicher ſtellen will.

Im Jahr 1721. hat man in Cayenne angefangen Caffee zu bauen. Einige Franzöſiſche Ausreißer, welche nach Suriname geflohen waren, und nach Cayenne wieder zurück kamen, glaubten, daß ſie Gnade erhalten würden, wann ſie etwas von der Frucht der Caffee-Bäume, welche die Holländer bereits vor vielen Jahren in dieſer Colonie gepflanzet hatten, mit ſich brächten. Gleich nach der Ankuft dieſer Flüchtlinge ſteckte man dieſe Frucht in die Erde, welche aufging und drey Caffee-Stämme hervor brachte, wovon man die Saamen-Körner unter verſchiedene Einwohner austheilete.

Die Caffee-Bäume zu Cayenne wachſen insgemein nur zehn Fuß hoch. Die Wurzel treibt einen geraden Stamm hervor, welcher unten zweymal ſo dick als ein Daume, und von Anfang voller Zweige iſt. Dieſe Zweige, von denen je zween und zween kreuzweiſe gegen einander ſtehen, und rundherum drey bis vier Fuß lang ſind, machen einen ziemlich dicklaubigten Baum aus, der faſt die Figur einer Pyramide hat, und wegen ſeiner Schönheit, noch mehr aber wegen ſeiner vortrefflichen Frucht

schätzbar ist. Die Blätter, welche einen halben Schuh lang und drittehalb breit sind, wachsen je zwey und zwey zusammen, so wie die Blätter auf einem Lorbeer-Baum, der in einem Garten gewartet wird, wiewohl sie etwas größer sind. Oben haben sie eine dunkel- und unten eine blaß-grüne Farbe, und sind am Rande ein wenig geflammet. Da, wo die Blätter hervor kommen, wachsen verschiedene Blumen ziemlich dichte zusammen über einander, die fast gar keinen Geruch haben. Eine jede Blume bestehet aus einer kleinen weissen Röhre, die sechsthalb Linien lang, und der kleinen Jasmin-Blumen einigermassen ähnlich, oben aber in fünf Theile zertheilet ist. Der untensitzende Knopf ist platt und grünlich; über demselben siehet man ein dünnes zackichtes Fäserlein, und endlich wird daraus eine länglich runde Oeffnung, welche anfänglich grün ist, in ihrer Reife aber eine Kirsch-Farbe hat. In derselben findet man zwey Saamenkörner, welche auf einer Seite erhaben, auf der andern aber platt, und beyde in einem weißlichen Gehäuse eingeschlossen sind.

Diese Bäume blühen und bringen ihre Frucht insonderheit zur Zeit des Regenwetters. Im Anfange, da man sie pflanzte, schiene es, als wenn sie in diesem Lande nicht gedeihen würden. Die ungemeine Dürre des Sommers verdarb viele von ihnen, und der übermäßige Regen im Winter ließ die Frucht nicht reif werden. Ja die Wurzeln verfauleten so gar, so wie dieselbe nach und nach in die Erde drangen. Man konnte auch die neugepflanzten Caffee-Bäume sehr schwer wieder die ungeheure Menge

der

der Ameisen und anderes Ungeziefer, welches sie auffraß, beschützen. Endlich aber hat man alle diese Schwürigkeiten überwunden. Die jungen Bäume gerathen heutiges Tages vollkommen wohl; und wenn sie herangewachsen sind, so tragen sie insgemein jedes Jahr zwölf Pfund Caffee-Bohnen. Es wäre zum besten der Colonie zu wünschen, daß noch mehr Caffee gebauet würde, um damit einen desto stärkern Handel treiben zu können. Derjenige, welchen man hier bauet, ist vortrefflich, und wenn er ein wenig alt ist, würde man ihn für Bohnen von Moka ansehen.

Uebrigens trägt der Caffee-Baum jährlich zweymal Früchte. Die erste Ernte ist im Brachmonate, und die andere gegen Weihnachten. Die Zweige, welche im Brachmonate blühen, bringen Frucht im Christmonate, und diejenigen, auf welchen man in dieser Zeit die Blüte siehet, tragen ihre Frucht im Brachmonate. Er geräth besser in dem hohen als niedrigem Boden, und wächst lieber in einem schwarzen und fetten Erdreich, welches aber in der Colonie sehr selten ist als in sandigtem Lande. Zuletzt ist noch zu merken, daß es leichter ist, diese Bäume durch Saamen-Körner, als durch abgeschnittene und in die Erde gesteckte Zweige fortzupflanzen.

In Cayenne wird auch Baumwolle gebauet, welche weit schöner und feiner, als die in den Inseln ist, ob gleich der Baum zu eben der Gattung gehöret, die man dort fin-

det, und welche in der Kräuter-Wissenschaft der kleine Baumwollen-Baum genennet wird, weil er nur zehn bis zwölf Fuß hoch wächst. Es ist Schade, daß man nicht mehr bauet, um damit eine ordentliche Handlung treiben zu können. Die Kauffahrer nehmen die wenige, welche sie zu kaufe bekommen, mit sich, und sie würden gerne mehrere laden, wenn nur genug in dem Lande wäre. Das wenige, was davon auf der Insel, oder dem festen Lande gebauet wird, wird von den Einwohnern verbraucht. Die Indianer machen Leinwand, um sich damit zu bedecken, und schöne Hangmatten daraus: aber nichts kommt der Schönheit der baumwollenen Strümpfe und Handschuhe bey, welche zu Cayenne gestrickt werden. Die Baumwolle wird jedes Jahr gleichfalls zweymahl, nemlich im Sommer das ist im Herbst- und Weinmonate, und im Winter, das ist im Jenner und Hornung geerntet.

Die Pitte, welches eine Gattung von Ananas * ist, giebt ebenfalls eine gute Art von Flachs. Der Faden davon ist stärker und feiner als Seide. Die Portugiesen machen Strümpfe daraus, welche, wie man sagt, an Güte und Feine den seidenen nichts nachgeben sollen. Man glaubt, daß wenn die Pitte in Europa Mode wäre, sie den Seiden-Manufacturen schaden könnte. Die Indianer brechen dieses Gewächse wie den Hanf, und brauchen es gemeiniglich zu Stricken und Hangmatten.

Seit

*) Ananas non aculeatus, Pitta dictus. *Description des Plantes de l' Amerique par le P. Plumier.*

Seit einigen Jahren ist man zu Cayenne auf den Einfall gerathen Cacao zu pflanzen, welcher sehr wohl bekommen ist, und daher der Colonie große Hoffnung zu einem ansehnlichen Vortheile gegeben hat. Schon im Jahre 1735. hatten einige Einwohner drey große Fässer von diesem neuen Cacao gemacht. Woferne er eine gangbare Waare werden sollte, so wird man ihn in weniger Zeit in der Colonie sehr häufig bauen. Wenn diese Bäume einmal gerathen sind, so entstehet daraus hernach ein Wald, und es ist sehr angenehm, an diesen mit Cacao bepflanzten Oertern zu spatzieren.

Ausser diesen Waaren, welche jetzo die ganze Handlung zu Cayenne ausmachen, könnte man sich noch auf den Anbau vieler andern Gewächse legen, welche das Land von selbst hervor bringt, und die mit der Zeit in dem Handel was wichtiges zu bedeuten haben würden. Dergleichen sind die Vanille, der Copahu-* und der rothe Balsam, die weiße Ipecacuanha, Gummigutta, Abuta, Sassaparille, Gayac, Krabben-, Eisen-Violen-, Eben-, Rosen- und Ferol-Holz. **

*) Dieser Balsam wird also genannt von dem Baume, von welchen er fließet, und welcher sonst auch Copaiba heißt. Er hat vortreffliche Eigenschaften und wird von den Indianern nicht allein äußerlich, sondern auch innerlich gebraucht. Sie beobachten viele abergläubische Ceremonien, wenn sie den Copahu-Balsam einsammlen.

Dieses Holz hat den Namen von dem Herrn de Feroles,

Zu allen diesen Materialisten-Waaren, die an und vor sich selbst in dem Handel wichtig sind, könnte man noch eine Menge anderer hinzusetzen, welche zwar nicht von selbst in dem Lande wachsen, aber dennoch vollkommen gut gerathen würden, wenn man sich die Mühe geben wollte, sie zu bauen, als Zimmet, Pfeffer große Brasilische Kaßia und eine andere Art, die auf den Inseln wächset, der Tamarinden-Baum, die Jalappa-Wurzel, Scammonium, Drachen-Blut, Storax, Campfer und sehr viele andere Sachen.

Der größeste Handel der Colonie wird heutiges Tages eigentlich nur mit Zucker und Roucou getrieben. Die Schiffe, welche hieher kommen, bringen nichts mit sich, als Wein, Mehl, gesalzen Rindfleisch, grobe und insonderheit gedruckte Leinwand, allerhand eiserne Werkzeuge, Schuhe, grobe Hüte, gläserne Corallen und andere Waaren, die den Einwohnern unentbehrlich sind. Jedoch muß die Ladung davon nicht allzugroß seyn, weil es ihnen sonst schwer fallen würde, sie zu verkaufen, so wie es mit den Seiden-Waaren, Brandtwein und andern eisernen und kupfernen Kleinigkeiten zu geschehen pflegt, die in der Colonie schlechten Abgang haben. Die wenigen Mohren, die es im Lande giebt, sind Ursache, daß nicht viele Schiffe hieher kommen, und sie müssen oft lange auf ihre Ladung warten, weil nicht Waaren genug zur Einschiffung fertig sind.

Wie

les, Statthaltern zu Cayenne, in dessen Pflanzstätte es zuerst gefunden worden ist. Es ist voller rothen, weißen und gelben Adern gleich dem Marmor.

Wie gering inzwiſchen auch der Handel zu Cayenne ſeyn mag, ſo werden doch die Waaren, die man dort jährlich macht, auf zweymal hundert und funfzig tauſend Pfunde oder ein hundert tauſend Thaler gerechnet. Die Einwohner würden aber damit ein weit größeres gewinnen können, wenn es ihnen nicht an Sklaven fehlete. Daher kommt es, daß man ſo viel Land in der Colonie gebraucht, weil man dasjenige beſtanzet, welches wenig anzubauen koſtet, und daß man die niedrigen Oerter auf der Inſel ungebauet liegen läſſet, welche unvergleich ſeyn würden, wann man ſie zur Anpflanzung bereitete. Daher ſind auch wenige Pflanzſtätte auf der Inſel. Die meiſten ſind ziemlich weit in dem Lande angelegt, allwo man jedes Jahr neue Plätze um Zuckerrohr und Roucou darauf zu bauen, von dem Holze reinigen muß, weil die Fruchtbarkeit des Landes nur eine kurze Zeit dauret. Dieſe Entlegenheit der Pflanzſtätte iſt ſehr beſchwerlich, weil es nicht allein viel koſtet die Waaren von da fortzubringen, ſondern auch, weil die Einwohner ſich nicht geſchwinde genug nach Cayenne, im Fall dort ein Lermen entſtehen ſollte, begeben können. Das Land, welches die Holländer zu Suriname ſo wohl nutzen, und woraus die dortige Colonie ſo große Vortheile ziehet, iſt nur ein niedriges Erdreich, welches von dem hohen Meere überſchwemmet ward. Sollten wir denn nach ihrem Exempel auch nicht im Stande ſeyn die Länder zu Cayenne welche überſchwemmet ſind, auszutrocknen und daſelbſt neue Pflanzſtätte anzulegen? Allein dazu würden Mohren von nöthen ſeyn,

und eben daran hat die Colonie Mangel. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß nach Cayenne Schiffe mit Mohren geschickt würden, um den Abgang der Sklaven zu ersetzen, woran es den Einwohnern seit langer Zeit gefehlet hat. Man würde viele Zuckersiedereyen wieder herstellen, so aus eben dieser Ursache zu Grunde gegangen und nicht wieder hergestellet sind; man könnte so gar neue anlegen und so dann mit leichterer Mühe alle diejenigen Waaren bauen, von denen sich ein Vortheil in der Handlung hoffen läßt. Dieses würde sonder Zweifel viele Kauffahrtey-Schiffe dahin ziehen, und man würde also nicht mehr so große Theurungen zu befürchten haben. Mit einem Worte, dieses wäre das einzige und sicherste Mittel, wodurch man der Colonie eine neue Gestalt geben, und darin so wohl den Ueberfluß erhalten, als die Handlung blühend machen könnte.

Das vierte Capitel.
Von den Sitten der Wilden in Guiana.

Wie sehr auch alle wilden Völker, die in dem grossen festen Lande von America zerstreuet sind, sich einander ähnlich seyn mögen: so giebt es doch gewisse Gebräuche, welcher einer jeden Nation insbesondere eigen sind. Die Wilden in Guiana unterscheiden sich durch ihre natürlichen Neigungen und Gewohnheiten nicht weniger von den Indianern in ihrer Nachbarschaft, als von andern nordlichen Völkern, und man nimmt bey ihnen gewisse

Ge-

Gebräuche wahr, die so sonderbar sind, daß sie die Neubegierde derjenigen reizen können, welche ein Verlangen haben, die Menschen und den Character der Völker eines jeden Landes von Grunde aus zu erkennen.

Alle diejenigen, welche uns Nachrichten von Guiana gegeben, haben von den Neigungen und den Sitten dieser Völker nur obenhin etwas berühret, und wie sehr sie sich auch bemühet, dasjenige, was sie insbesondere von ihnen angemerket haben, ausführlich zu beschreiben, so sind dennoch sehr viele Sachen ihrer Aufmerksamkeit entwischet. Man kann so gar mit Recht sagen, daß die Sitten der Galibis, welches die ursprünglichen Einwohner des größesten Theils dieses Landes sind, nur sehr unvollkommen bekannt seyn. Ich habe demnach geglaubet, daß dasjenige, was ich davon melden werde, wohl aufgenommen werden dürfte, ob gleich einige Schriftsteller schon vor mir davon kürzlich gehandelt haben.

Die Wilden in dem Lande Guiana gehen ganz nackend, und sind in den Wäldern zerstreuet; ihre Leibesgestalt ist klein, sie sehen röhtlich aus und haben insonderheit einen dicken Bauch und schwarze gerade Haare. Einige an dem Amazonen-Flusse wohnende Nationen gehen vollkommen nackend, und sie sehen es so gar als ein sicheres Zeichen eines künftigen Unglücks und des noch in eben demselben Jahre bevorstehenden Todes an, wenn jemand dasjenige bedecken wollte, was die Schamhaftigkeit uns zu verbergen verbindet. Diejenigen hingegen, welche es für

nöthig halten, dasjenige, was der Sittsamkeit zuwieder ist, dem Gesichte zu entziehen, bedecken sich vorne mit einer Camiza oder einer baumwollenen Binde, worauf sie mit Roucou, oder dem Saft eines andern Gewächses verschiedene viereckigte Figuren gemahlet haben. Diese Binden sind vier bis fünf Schuhe lang und sieben Zolle breit. Sie binden solche als einen Gürtel mit einem baumwollenem Bande um, und lassen sie zwischen den Schenkeln hängen. Die Männer glauben, daß sie galant aussehen, wenn sie dieselben bis auf die Ferse herunter hängen lassen. Die Weiber gebrauchen eine Schürze, die fast dreyeckicht, und oben fast einen Schuh breit, sonst aber mit gläsernen Korallen besetzet ist. Die entfernten Völker, welche nicht leicht Gelegenheit haben mit den Europäern zu handeln, bedecken sich mit einer Muschel, oder mit einem Stück Schildkröten-Schale, die sie mit einem Faden um den Leib binden. Ungeachtet nun alle diese Wilden so nackend gehen, als sie gebohren sind, so kann man doch zu ihrem Lobe sagen, daß sie mit Vorsatz nichts ungebührliches sehen lassen; man siehet keine geile Geberden bey ihnen, und sie enthalten sich so gar aller unanständigen Vertraulichkeit.

Was ihre Gemüths-Eigenschaften anbetrifft, so sind alle Indianer überaus abergläubisch, feige, weibisch und faul. Dem ohngeachtet fehlet es ihnen nicht an Geschicklichkeit und Witze; und wie kaltsinnig sie auch zu seyn scheinen, so ist doch vielleicht keine Nation, welche mehr Lebhaftigkeit besitzet. Man könnte daher folgende Beschrei-

bung

Eine Indianerin
Ein Indianer in Guiana

bung von einem Guianer überhaupt geben, daß er ein Menſch ſey, welcher von außen in Anſehung aller Sachen vollkommen unempfindlich zu ſeyn ſcheinet, und deſſen Leidenſchaften jedoch überaus heftig ſind. Sie treiben auch in der That alles bis zur Ausſchweifung. Sie ſind im höchſten Grade unkeuſch und dem Trunk über alle Maße ergeben. Ihr Haß iſt unſterblich, und ihre Rachbegierde kann nicht anders als in dem Blute derjenigen gelöſchet werden, von welchen ſie beleidiget worden, und welche das betrübte Schickſal haben in ihre Hände zu fallen.

Wenn man der Trunkenheit nicht gedenken will, ſo ſind die Guianiſchen Indianer überhaupt, und inſonderheit die Galibis, die ich am beſten kenne, ziemlich gute Leute. Ihre Sitten ſind nicht ſo verdorben, als man wol denken ſollte; in ihren Handlungen herrſchet eine gewiſſe natürliche Billigkeit, und in ihrer Aufführung nimmt man gewiſſe Grundſätze der Redlichkeit wahr; ja ſie haben ſo gar ungeachtet dem gräßlichen Begriffe, den man ſich von einem Wilden machet, eine Art von Höflichkeit und Leutſeeligkeit. Wenn ſie mit einander ſprechen, ſo geſchicht es ſtets mit Mäßigung und Vorſicht. Sie wiederſprechen und erhitzen ſich niemahlen in ihren Unterredungen, außer, wenn der Wein ſie toll gemacht hat. Ihre Geſpräche ſind ohne Abwechſelung und nach meinem Geſchmacke ſehr verdrießlich. Wenn zwo Perſonen einmahl eine Unterredung angefangen haben, ſo wiederholet derjenige, mit dem man ſpricht, alles von Wort zu Wort, was der andere zu ihm geſagt hat, und fügt endlich hinzu:

so sagtet ihr Baba, das ist mein Vater, oder Nao, oder Bamouby, welches so viel heißt, als mein Vater- oder Mutter-Bruder, mein Vetter ꝛc. ꝛc. Der andere wiederholet darauf gleichfalls dasjenige, was man ihm geantwortet hat, und vergißt nicht am Ende eines jeden Satzes hinzuzusetzen: so sagtet ihr mein Sohn; denn wenn man ihn z. E. Baba genannt hat, so bedienet er sich allezeit eines solchen Worts, welches eine Verhältniß zu dem Namnen hat, den man ihm gegeben. Nichts ist angenehmer und gefälliger, als die Art und Weise mit der sie sich in ihren Gesprächen begegnen. Sie dutzen sich selten, und sagen sich niemalen etwas, wodurch einer beleidigt werden könnte; sie brechen niemahls in Scheltworte aus, auch so gar, wenn sie einander übel wollen. Sonsten können sie sich unter dem äußerlichem Scheine der Freundschaft sehr wohl verstellen; oder wenn sie von ungefehr in dem Umgange ihre Empfindlichkeit äußern, so geschicht es allezeit mit kaltem Blute und so gar ohne den Ton ihrer Stimme zu erheben. Ihre Höflichkeit gegen einander ist nicht weniger bewundernswürdig. So bald sie sich alle des Morgens in dem großen Karbet versammlet haben, welches mitten im Dorfe ist, und woselbst alle Männer gemeinlich den Tag zubringen, wenn sie nicht in das Feld ausgehen: so ermangeln sie niemahls, sich untereinander zu grüßen. Der Herr des Karbets redet einen jeden insbesondere an und sagt zu ihm: Parigado, das ist: Guten Morgen mein Vetter, mein Kind, mein Bruder ꝛc. ꝛc.; und ein jeder antwortet: Jo. Wenn

ihrer

ihrer gleich tauſend da wären, ſo muß man ſie alle nach einander grüßen und ſie alſo gleichſam durch die Muſterung gehen laſſen; und eben dieſes thun ſie auch, ehe ſie des Abends aus einander gehen. Wenn Fremde da ſind, ſo fangen die Complimente allezeit bey ihnen an.

Ueberhaupt ſprechen die Indianer ſehr wenig, inſonderheit in Gegenwart der Fremden, vor denen ſie gleichſam eine gezwungene Sittſamkeit annehmen. Ganz anders verhält es ſich mit den Mohren, welche unbarmherzige Plauderer ſind. Dieſe beyden Nationen ſind von ganz verſchiedener Gemüthsart, obgleich die Creoliſchen Mohren unter eben dem Himmels-Striche, als die Indianer, gebohren werden. Dieſen muß man gleichſam die Worte aus dem Munde reißen; jene hingegen muß man mit Schlägen zum Stillſchweigen bringen, und öfters kann man es auch nicht einmahl durch dieſes Mittel von ihnen erhalten. Es giebt Nationen, welche ſich eher in Stücken zerhauen ließen, ehe ſie wieder aufhörten zu reden, wenn ſie einmahl angefangen haben. Dieſe elenden Tröpfe opfern ihrem Kitzel zu plaudern ſelbſt die Ruhe der Nacht auf, welche ſie doch billig hoch halten, und worin ſie dem Anſehen nach einen großen Troſt finden ſollten, weil ſie ſo dann ihr trauriges Schickſal vergeſſen könnten.

Obgleich die Indianer nicht viel ſprechen und eine große Kaltſinnigkeit zu haben ſcheinen; ſo beſitzen ſie doch eine Neigung zur Galanterie und ein natürliches Geſchicke

zur

zur Satyre. Sie machen alle Augenblicke über die geringſten Vorfälle Lieder, und wenn ſie einmahl auf dem Zuge ſind, ſo iſt kein guter Einfall und kein beißendes Wort, das ſie nicht gebrauchen ſollten. Wie gräßlich ſie auch den Europäern vorkommen mögen, ſo ſehen ſie ſich doch als Leute an, die weit über dieſelben erhoben wären. Inſonderheit aber verachten ſie die Mohren, ſo wohl wegen ihrer Schwärze, als wegen der Sklaverey, worin ſie alle gebohren werden. Aber dieſes alles hindert dieſe leztern nicht, ſich eben ſo hoch, als die Indianer zu halten; ja ſie haben ſo gar eine weit beſſere Meinung von ihnen ſelbſt, wie man aus den Vorwürfen ſehen kann, welche ein Mohriſcher und Indianiſcher Sklave ſich einſtens machten. Der erſtere ſagte, in dem er von ſich ſelbſt ſprach: ich Zucker, ich Roucou, ich Geld. Du, indem er ſich zu dem Wilden wandte, Meſſer, du Garten-Meſſer, du Glas-Korallen, du Kamiza. Der Mohr wollte dadurch ſo viel ſagen, daß er ſeinen Zuſtand wohl kennete; aber daß, wenn er ein Slave wäre, er für Geld, Zucker oder Roucou wäre gekauft worden, welches weit beſſere und koſtbarere Waaren, als Glaß-Korallen, Leinwand, Meſſer oder Garten-Meſſer wären, mit welchen man Indianiſche Sklaven zu kaufen pflegt.

Alle Wilden ſind bey dem geringſten Vorwurf, den man ihnen mit einer Bitterkeit machet, ungemein empfindlich. Sie fallen öfters darüber in Verzweifelung, und es giebt zuweilen einige, welche eine erlittene Beſchimpfung nicht überleben wollen, ſo daß ſie ſich oft wegen einer Klei-

nig-

nigkeit aufhängen. Ich habe eine junge Indianerinn gekannt, welche mit ihrer Schweſter in einen Wortwechſel gerathen war. Wie nun die Mutter die Partey ihrer Schweſter nahm, ſo machte ſie die Stricke von ihrem Hamak los, und wolte ſich an einen Baum aufhängen, wenn nicht ein Miſſionarius, der davon Nachricht erhalten, dazu gekommen wäre und ſie von ihrem Vorhaben abgehalten hätte.

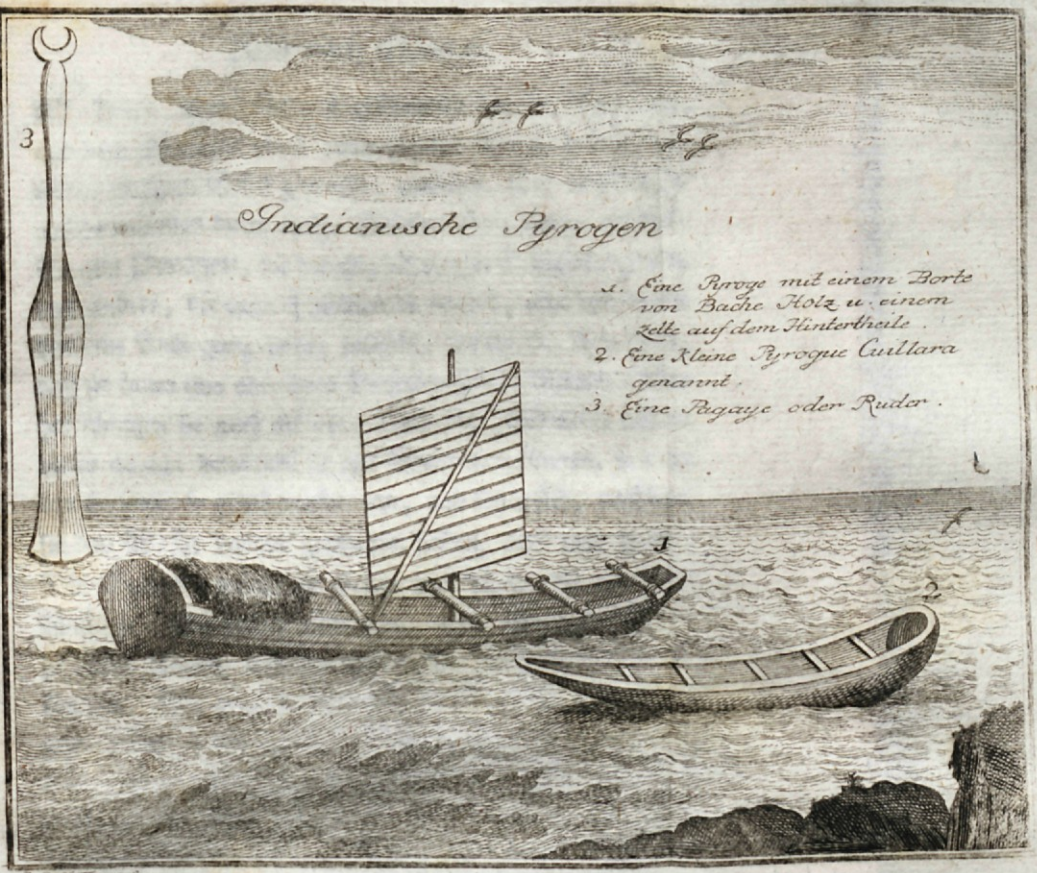
Die Indianerinnen ſind klein und ſehr zärtlich; ſie haben eben eine ſolche Geſichtsfarbe als die Männer, kleine Augen und pechſchwarze Haare. In ihrer Geſichts-Bildung iſt eine gewiſſe Freundlichkeit, welche eben nicht was wildes anzeigt. Einige ſind gar ſo beſchaffen, daß ſie einem wol Luſt machen könnten, und ſie haben ſonſt nichts wildes, als ihren Namen. Sie haſſen die Franzöſiſchen Kaufleute nicht; allein ihre Liebeshändel ſind gefährlich: denn die Männer würden ſie ohne Barmherzigkeit todt ſchlagen, wenn ſie den geringſten Verdacht auf ſie hätten. Dieſe unglückſeeligen Weiber ſind eingentlich Sklavinnen ihrer Männer. Auſſer der Haushaltung die ihnen auf dem Halſe liegt, müſſen ſie die von dem Holze gereinigten Oerter beſtanzen und ausgäten, die Wurzeln, welche ſie zur Nahrung gebrauchen, aufziehen, Caſſave und irdene Gefäſſe machen, Holz hohlen und für die Kinder Sorge tragen; mit einem Worte, ſie müſſen ſich mit allem, außer der Jagd und Fiſcherey beſchäftigen. Ja zuweilen ſind ſie ſo gar genöthiget, Lebensmittel für ihre

Männer

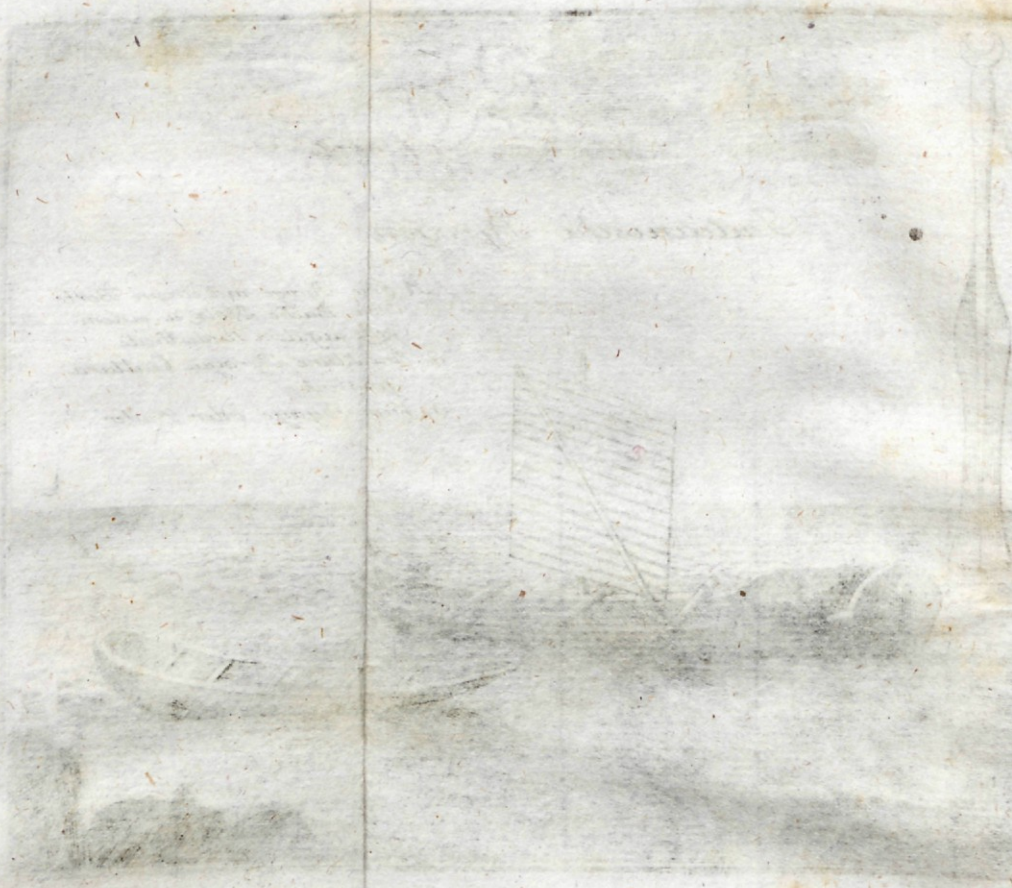
Männer zu suchen, wenn dieselbe faulenzen und ohne die geringste Bekümmerniß in dem Hamak liegen.

Die Indianer bringen fast ihr ganzes Leben im Müssiggange zu, und man trifft sie beständig in dem Hamak an. Dieses ist für ihre Faulheit eine gar angenehme Sache, welche sie noch träger machet. Sie bringen darinnen ganze Tage zu, ohne was anders zu thun, als zu plaudern, sich in einem kleinen Spiegel zu besehen, die Haare aufzupußen, sich den Bart auszureißen, oder andern dergleichen Zeitvertreib vorzunehmen. Diejenigen, welche in der Musik ihr größestes Vergnügen finden, mögen gerne beständig auf der Flöte blasen, oder vielmehr heulen. Eine richtigere Verleichung kann ich davon nicht geben; denn ihre großen Flöten machen ein Gethöne, welches einigermassen dem Brüllen eines Ochsen gleichet. Nichts als der Hunger kann sie aus ihrem Lager bringen, und sie würden darin in Ewigkeit liegen bleiben, wenn sie das Essen entbehren könnten. Es scheint, als wenn diese armen Tröpfe sich eine Ehre aus ihrer Trägheit machten, und man kan mit Grunde sagen, daß die Faulheit und der Müssiggang den Haupt-Character aller dieser dem Stillsitzen so ergebener Völker ausmachen.

Die Arbeitsamsten unter ihnen, oder vielmehr diejenigen, welche am wenigsten faul sind, deren es aber nicht gar viele giebt, machen Körbe, Filtrirsäcke, Reiben, Bogen und Pfeile; sie gehen auf die Jagd und Fischerey, und bauen auch Pyrogen oder Kähne. Diese Pyrogen, mit



J. C. G. Tritzsch fc.



mit denen man überaus geschwinde fahren kann, sind aus dem Stamme eines ausgehöhlten Baumes und aus einem einzigem Stück gemacht; zuweilen aber werden sie auf den Seiten durch einige Stücken Holz etwas erhöhet. Es gibt Pyrogen, die dreyßig bis vierzig Schuhe lang sind, und andere, die man Couillaras nennet, und von denen das eine Ende ganz spitzig zuläuft, welche so klein sind, daß sie kaum zwo oder drey Personen halten können. Daher schlagen sie auch oft um; allein die Indianer achten dieses wenig: denn weil sie gut schwimmen können, so wenden sie solche so gleich wieder um, und setzen sich, nachdem sie das Wasser daraus geschöpfet haben, aufs neue hinein. Die Bauart, welche sie dabey beobachten, ist gar nicht künstlich. Sie suchen einen neun, zehn, oder zwölf Schuhe dicken Baum und den geradesten aus, den sie finden können. Sie machen darin eine Oeffnung von neun oder zehn Zollen in die Länge. Darauf hauen sie von innen auf beyden Seiten das Holz weg, und machen dieselben so eben, als sie können, um ihm eine Runde zu geben. Wenn dieses geschehen ist, wenden sie den Baum um, damit er auch von außen seine gehörige Gestalt bekomme. Gemeiniglich behauet man ihn vorne am meisten; jedoch sind die beyden Enden sich zuweilen an der Größe vollkommen gleich. Insonderheit suchet man ihm allenthalben eine gleiche Dicke zu geben, und daher macht man alle drey Schuhe weit von einander kleine Löcher darin, in welche man kleine Stücken Holz steckt, um die Dicke mit desto größerer Gewißheit zu erkennen. Ein

geschickter Kahn-Baumeister hat jedoch nicht nöthig die Pyrogen durchzubohren; denn wann er nur seine beyden Hände gegen einander darauf legt, so weiß er gleich, an welchen Stellen man noch mehr Holz weghauen muß. Ein Kahn ist insgemein auf dem Boden zween Zolle, an den Seiten anderthalb, und an dem Rande nur einen Zoll dick. Wenn alles dieses geschehen ist, so ist nichts mehr übrig, als dem Kahne seine Oeffnung zu geben. Zu dem Ende setzet man längst dem Werft, welches etwas erhaben ist, einige Pfähle, welche drey oder vier Schuhe von einander stehen. So dann wird so wohl von außen als innen Feuer angezündet, und wenn der Baum recht heiß ist, so ziehen sie mit einem Stücke Holze, welches wie eine Zange gemacht ist, den Rand des Kahns, mit verschiedenen Ansätzen von einander, so daß er innerhalb drey oder vier Stunden seine völlige Oeffnung bekommt. Aus Vorsicht halten sie allezeit Wasser in Bereitschaft, um damit das Feuer zu dämpfen, wenn es überhand nehmen sollte, und zu verhindern, damit der Kahn nicht verbrennen möge. Ein Baum welcher zehen Schuhe in der Runde dicke ist, wird insgemein sechsthalb Schuh weit. Wenn seine Dicke aber nur neun Schuhe beträgt, so ist die Weite nur fünfthalb, u. s. w.

Die Indianer machen an ihren Pyrogen selten einen Bord, weil man dazu Nägel, Bretter und andere Sachen nöthig hat, welche ihnen und insonderheit denenjenigen, welche weit in dem Lande wohnen, ganz unbekannt sind.

sind. Sie begnügen sich daher die Seiten von dem Vorder- bis zum Hintertheile mit einigen Stücken Holze von einem gewissen Palmbaume, welchen sie Bache * nennen, ungefehr einer halben Faust dick zu erhöhen. Sie befestigen dieselbe so gut auf einander an den Kahn, daß das Wasser nicht hinein dringen kann, wofern nicht die Wellen darüber schlagen. Eben einen solchen Bord machen sie auch mit andern dergleichen Stücken Holz in die Queere, welche eine Ruderbank abgiebt. Hinten befestigen sie ein Steuerruder, oder sie gebrauchen auch statt dessen eine Art von Rudern, welche sie Pagaye nennen. Diese Ruder sind von einem leichtem Holze, fünf bis sechs Fuß lang und den Beckerschaufeln ähnlich. Der Stiel endiget sich gemeiniglich als ein Kreuz, damit man ihn mit der Hand desto besser fassen könne; die andere Hälfte, welche im Wasser ist, ist sehr dünne und gegen das Ende immer kleiner. In großen stürmischen Gewässern ist eine Pagaye einem gemeinem Flußruder und allen andern Arten von Rudern vorzuziehen, weil man hier die großen Wellen auf das geschwindeste durchschneiden muß; und dieses kann man mit der Pagaye augenblicklich thun; dahingegen man mit einem Flußruder immer zwo Bewegungen machen muß. Die Wilden gebrauchen nicht allein die Pagaye, sondern sie segeln auch. Ihre Segel sind fast viereckicht und aus Stücken Bache-Holz gemacht, welches

*) Palma dactylifera, radiata major, glabra. *Plumerii nova Plantarum Americanarum genera.*

in die Länge gespalten und gleich wie Latten gehauen ist. Sie sind nett an einander gefügt und mit kleinen Lianne-Halmen *, oder Garne von Pitte befestigt.

Eines von dem nützlichsten Hausgeräthe, welches von den südlichen Indianern ausgesonnen worden, sind die Hamaks oder hangende Betten. Insgemein werden sie von Baumwolle gemacht, und zu dem Ende bauen sie dieselbe auch. Einige sind von Pitte gewebt, aber nicht so bequem, weil die kleinen Stricke, woraus sie gewebt sind, so wohl sehr hart sind, als auch, weil man sich darin am Tage gegen die Stiche der Mustiken und Marangoinen nicht sicher befindet. Der Weberstuhl, auf welchem sie dergleichen Betten machen, bestehet nur aus vier dicken Stangen von fünf oder sechs Schuhen, die an jeder Ecke mit einem hölzernen Nagel, oder einem Stückgen Lianne befestiget sind. Auf diesem Weberstuhle, welcher ein wenig gegen die Wand gesenkt stehet, ziehen sie viele Baumwollene Fäden in die Länge an beyden Seiten auf. Hernach machen sie zwischen diesen beyden Reihen Fäden mit einem Weberschiffe den Einschlag. Jedesmal, wenn dieses geschicht, schlagen sie darauf mit einem harten und scharfen Stück Holze. Wenn der Hamak fertig ist, setzen sie Bänder daran, um ihn allenthalben, wo sie wollen, befestigen zu können. Die Indianer beschmieren ihre Hamaks öfters mit Roucou, oder einem gewissen Harze,

*) Lienne oder Lianne werden in den Americanischen Inseln alle Gewächse genannt, welche sich um Pfähle oder Bäume schlingen und so in die Höhe wachsen.

Eine Creolinn die in dem Hamak getragen wird.

J. C. Gottf: Fritzsch sc. Lipsiæ. 1750.

Harze, welches ſie in Copau-Balſam, oder einem andern Oele auflöſen. Sie machen auch allerhand Gattungen von Figuren, gleichſam als zum Zierath und mit einer bewundernswürdigen Symmetrie darauf. Einige derſelben ſind durchſichtig; aber die beſte Art von allen, worin man ſehr bequem lieget, iſt ein weißer Hamak, welcher wohl ausgeſtopft iſt und ſieben Schuhe im Gevierte hat. Unſere Guianer machen ſie ſehr ſchön und von allerhand Größe. Die Braſilianer haben in dergleichen Arbeiten einen ungemein guten Geſchmack; und ſie übertreffen ſo gar die Galibis darinnen.

In den warmen Ländern ſind dergleichen Betten ſehr nützlich. Man empfindet die Hitze darin bey weitem nicht ſo ſtark, als in den gewöhnlichen Betten. Leute die am Fieber krank ſind, bekommen eine merkliche Erleichterung, wenn ſie darin einige Stunden am Tage oder in der Nacht zubringen. Ich zweifle nicht, daß dieſe Mode bald nach Frankreich kommen würde, wenn man die Vorzüge dieſer Americaniſchen Betten erkennete, welche ſie inſonderheit in der großen Hitze des Sommers, da man in den Betten faſt brennet, haben. Und außerdem empfindet man auch darin nicht die geringſte Beſchwehrlichkeit von Flöhen und Wanzen, ſondern genieſſet ſtets einer angenehmen Kühle. Endlich muß man auch ſagen, daß der Hamak in America ein unvergleichliches Geräthe für Reiſende iſt; denn man findet auf dem Wege weder Wirths-Häuſer noch Betten, inſonderheit, wenn man etwas weit in das Land hinein kommt. Man hängt den Hamak an,

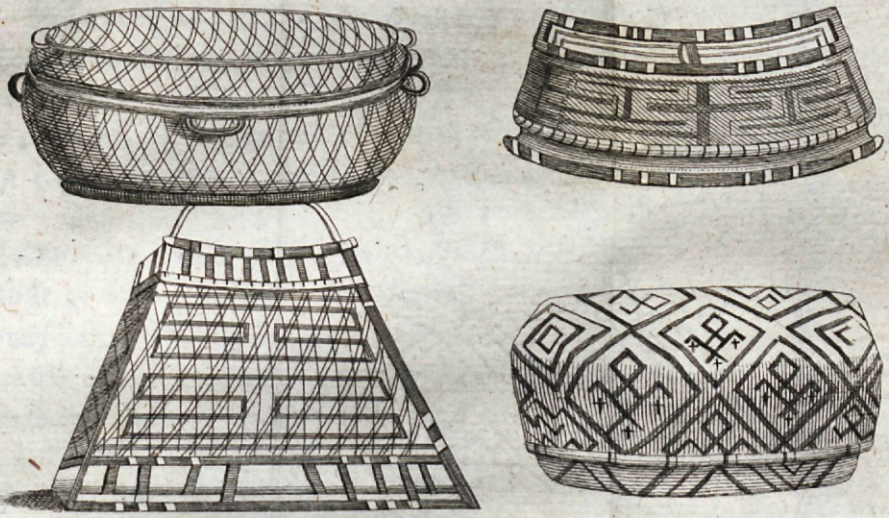
wo man will, man mag in einem Walde, oder in einem Dorfe seyn; und man führt ihn ganz bequem mit sich. Man siehet daher auch selten einen Indianer über Feld gehen, der nicht seinen Hamak mit sich nimmt, vornehmlich wenn er glaubt, daß er nicht zu Hause schlafen werde, und es ist auch so gar unter den Einwohnern zu Cayenne eine beständige Gewohnheit, niemals auszureisen, ohne den Hamak in einer Pagara oder Korbe mit sich zu nehmen. Die Matten sind bey den Völkern in Guiana fast gar nicht gebräuchlich. Ich habe einige gesehen, welche von Palmblättern gemacht waren, und welche ihnen statt einer Bettdecke in dem Hamak, oder statt einer Tapete dienen, wenn sie sich auf die Erde schlafen legen.

Die Geschicklichkeit dieser Wilden ist nicht allein in diesen hangenden Betten, sondern auch in ihren Tragkörben bewundernswürdig. Sie machen dieselben viereckicht, cylindrisch, rund, oder auch in der Gestalt einer Pyroge. Sie bemahlen sie mit rothen und schwarzen Figuren, welche wie die Glasscheiben in einem Fenster unter sich abgetheilet sind. Diejenigen, welche man am meisten braucht, sind ein längliches Viereck und allenthalben doppelt. Dazwischen werden Baroulou-* oder Ahouai-Blätter ** gestopfet, damit das Wasser nicht hinein dringen könne. Diese Tragekörbe sind auf den Reisen ungemein nützlich, und sehr leicht; sie dienen so wohl zum Speiseschrank, als auch

*) Cannacorus Musae folio & facie.

**) Palma Coccifera humilis foliis trapesiis emarginatis.

Pagaras,
oder Körbe der Indianer in Guiana.



auch ſtatt eines Kaſten und eines Kellers; denn man verwahret darin ſein Zeug, den Hamak, das Küchengeräthe und den Proviant, welchen man auf der Reiſe am nöthigſten braucht.

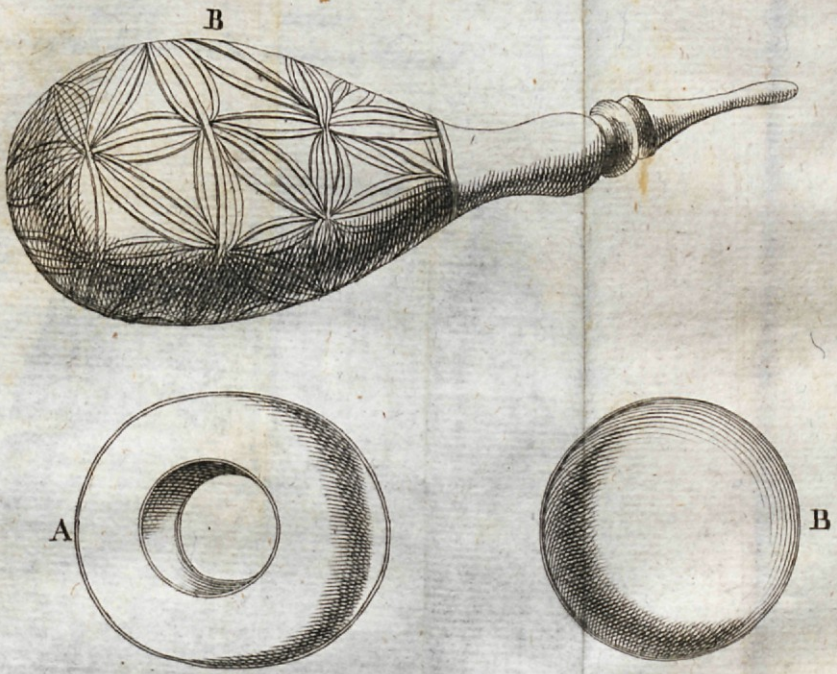
Außer den Tragekörben machen ſie auch Filtrierſäcke, (Couleuvres,) Siebe, (Manarets,) Reiben, (Grages) um Caſſave zu machen. Dieſe Reiben ſind Bretter, welche zween Schuhe lang und acht Zolle breit, und mit kleinen ſpitzigen Steinen in rautenförmigen Figuren beſetzet ſind. Aber nichts komme der Schönheit der Schaalen (Couyes) bey, welche die Indianer an dem Amazonen-Fluſſe zu machen pflegen. Sie ſchneiden nämlich die Frucht vom Kürbisbaum in zwey Stücke, welche ſie hernach ſehr nett lackieren, und Figuren von Blumen und andern ſchönen Sachen darauf drucken. Dergleichen Schaalen ſind zuweilen ganz, und zuweilen länglich rund. Einige haben ein Netz wie Melonen, und man gibt der Frucht dergleichen Figuren, wenn man ſie, da ſie noch grün iſt, mit einer Lianne feſt zuſammen bindet.

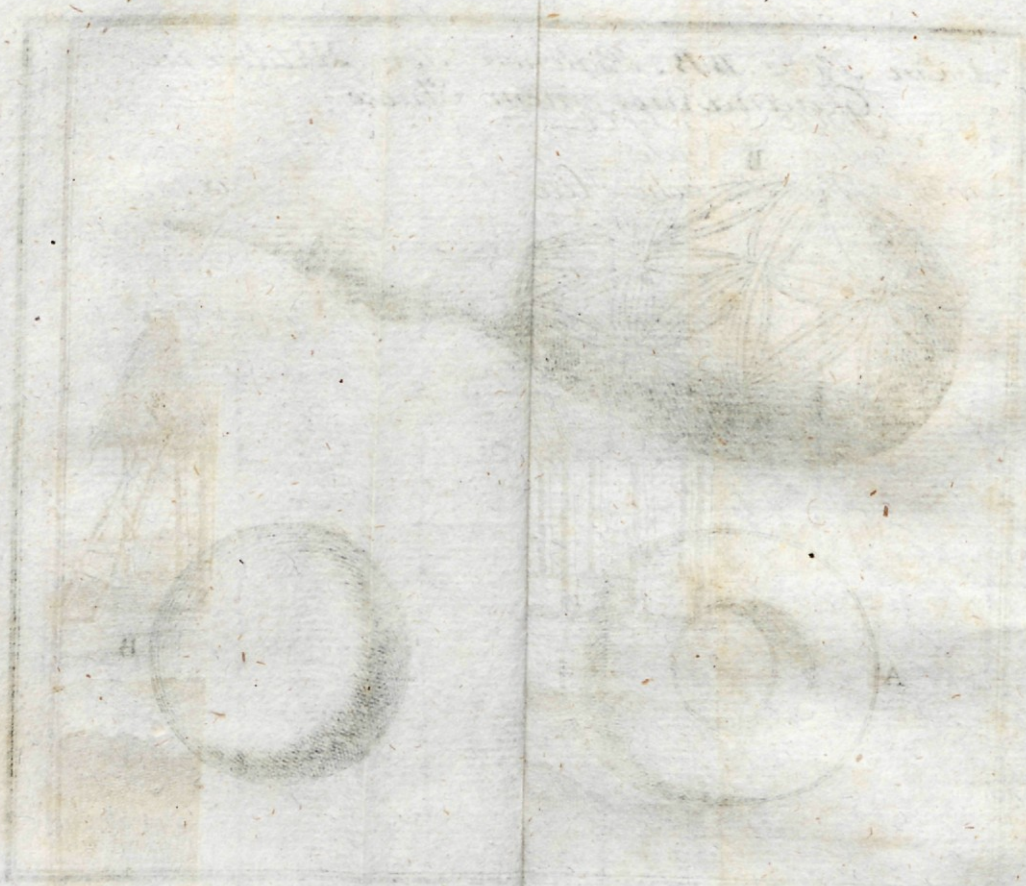
Eben dieſe Indianer machen auch Ballonen, Ringe und Sprützen, eine andere Art von Ballen, die von den Liebhabern rarer Sachen ſehr geſucht wird. Alle dieſe Dinge werden aus der Milch einer Lianne gemacht, welche in Anſehung der Geſtalt der Frucht und der Blume zu einer Art von Kräutern gehöret, welche unter dem Namen Apocynum bekannt ſind. Sie ſammlen einen Vorrath von dieſem Milchſaft und laſſen ihn ungefehr eine gute viertel Stunde kochen, um ihm ein dichtes Weſen zu

geben; sie stellen darauf die Formen in Ordnung, welche sie zu verschiedenen Sachen zubereitet haben. Diese bestehen insgemein aus ein wenig Thon, welchen sie mit Sande durchkneten, damit man sie leicht zerbrechen könne. Die Formen zu den Sprützen haben die Figur einer Perle oder einer großen Birne, die fünf oder sechs Zolle lang ist. Ueber diese Formen streicht man verschiedene Lagen von dem oben gedachtem Brey, und zeichnet darauf mit der Spitze eines Meßers, oder einem Grabstichel verschiedene Bilder; man trocknet sie hernach bey einem kleinen Feuer, und schwärzt sie endlich an dem Rauche, worauf die Form entzwey geschlagen wird. Man macht aus eben demselben Stoffe auch Stiefeln und Eymer, welche dem Wasser besser wiederstehen, als das gemeine Leder. Die Ballonen sind sehr elastisch, und thun fünf bis sechs Sprünge nach einander, wenn man sie einmal geworfen hat. Die Ringe aber sind noch weit bewunderswürdiger; ihre ausdehnende Kraft ist ungemein, und sie erweitern sich überaus stark. Insgemein sind sie so dick als ein kleiner Finger, und haben in Durchmesser anderthalb Zolle. Ein Ring z. E. welcher sich feste um die fünf Finger der Hand schließt, wenn sie dicht zusammen sind, kann sich so weit ausdehnen, daß nicht allein der Arm, sondern auch der ganze Leib dadurch gehet. Sodann ziehet er sich wieder zusammen und kommt durch seine eigene elastische Kraft wieder in seinen vorigen Zustand.

Diese Dinge dienen den Indianern zu einem kleinen Zeitvertreibe. Aber was sie auf eine ernsthaftere Weise beschäf-

A. Ein Ring. BB. Batonen der Wilden in Guiana aus einem Stücke.





Tabui
oder
grosses Korbet

Sura
oder
Das hohe Haus.

beschäftiget, ist die Erbauung ihrer Karbets, welche sie um sich so wohl wieder das böse Wetter, als auch die wilden Thiere Sicherheit zu verschaffen, nöthig haben. Dieses sind elende Häuser oder viereckichte Hütten, die jedoch länger als breit sind. Einige davon, welche sie Sura nennen, sind ein Stockwerk hoch; die andern aber sind dem Erdboden gleich und heißen Kubuya, welches auf Indianisch ein niedriges Haus bedeutet. Diese letztern bestehen aus zween dicken Pfosten, auf welchen eine große Stange lieget, welche das ganze Gebäude trägt. Auf diesen Forst sind an beyden Seiten Zweige von Bäumen gelegt und alles ist mit Ahouai-Blättern bedeckt. man gehet durch eine kleine Thüre, welche man auf der einen Seite angebracht hat, in dieses Haus hinein.

Das hohe Haus bestehet eigentlich aus verschiedenen in die Erde gerammelten Pfosten, die ohngefehr acht bis zehn Fuß hoch sind. Auf denselben legen sie einen Fuß-Boden von kleinen Latten, die aus dem Stamme eines Palmbaums gemacht sind, welchen die Franzosen Pineau*) und die Wilden Ouassai nennen. Dieses Holz läßt sich sehr leicht zerspalten. Man macht diese Latten, welche sieben oder acht Fuß lang, und zween oder drey Zolle breit sind, auf einer Seite ein wenig eben. Sie werden gegen einander gelegt und an Querbalken, über welche man gehen muß, befestiget, welches einen ziemlich festen Boden abgiebt. Das Dach ist so wohl hier als in den niedrigen

*) Palma dactylifera caudice fistili, vaginas textiles longissimas deferens.

Häusern von Palmblättern gemacht. Man steigt in diese Häuser auf zween Balken, die nicht sehr gebogen, und worin einige Tritte befestiget sind, herauf. Diese dienen statt einer Leiter; allein die Tritte stehen gar nicht feste, sondern sinken bald auf die eine, bald auf die andere Seite herunter. Man steigt also mit der grösten Beschwerlichkeit, wenn man Schuhe an hat, hinauf: aber es kostet noch weit größere Mühe, wieder herunter zu kommen.

Die Galibis wohnen in diesen kleinen Karbets häufig bey einander. Die Größe der Wohnung bestimmet die Anzahl der Personen, welche darinnen wohnen können. In einigen Karbets zählet man zuweilen zwanzig bis dreyßig Haushaltungen. Die Sicherheit, mit welcher diese Wilden untereinander leben, ist Ursache, daß sie nichts in ihren Häusern verschließen. Die Thüren sind in dem Karbet beständig offen, und man kann da hineingehen, wenn es einem beliebet. Bey den Mohren aber siehet es ganz anders aus. Gleich wie sie selbst große Diebe sind: also trauen sie sich einander im geringsten nicht; und daher sind ihre kleinen Hütten oder vielmehr Fuchslöcher beständig verschlossen, damit sie ihren Proviant und kleines Hausgeräthe sicher verwahren mögen. Sie gebrauchen dazu ein hölzernes Schloß, welches auf eine ganz sonderbare Weise gemacht ist. Dieß bestehet aus dem Stücke von einem dicken Brette, welches einen halben Schuh im Gevierte hat, und in dessen Mitte sie eine sechs Zolle breite und eben so tiefe Hölung machen. In derselben wird ein gewisser krummer Haken eingefaßt, der

an

an verschiedenen Stellen durchbohret ist, und in jedes Loch füget sich ein hölzerner Zahn, welcher anderthalb Zolle im Gevierte und eine stumpfe Spitze hat. Jeder Zahn ist wie in einer Fuge, welche man inwendig in dem Schlosse angebracht hat, vermittelst deren er frey auf und niedergehen kann. Die Thüre ist nur mit einer Klinke zugemacht, welche zwischen dem Schlosse und der Thüre sitzet, und auf einem hölzernen Einwurfe feste liegt. Wenn die Spitze der Zähne auf die Löcher des krummen Hakens fällt, so druckt sie die Klinke dergestalt nieder, daß man sie ungeachtet der kleinen draußen an der Thüre befindlichen Schnur nicht ohne einen Schlüssel in die Höhe ziehen kann. Dieser Schlüssel ist sechs Zolle lang; er hat vier nach der Länge gesetzte Spitzen oder Knöpfchen, und wird neben dem Schlosse, woselbst ein merklicher leerer Raum ist, hineingesteckt. Wann jedes Knöpfchen in die Löcher gehet, so schiebt es die Zähne zurücke; und weil so dann die Klinke nicht mehr niedergedrückt wird, so kann man sie leicht aufziehen und folglich die Thüre öffnen.

Das größeste unter allen Indianischen Gebäuden ist der Taboui, so die Franzosen insgemein das große Karbet nennen. Dieses ist eigentlich der Sammelplatz der Wilden von einer Nation. Hier halten sie ihre Zusammenkünfte; hier empfangen sie die Fremden, und hier begraben sie ihre Todten; kurz, hier feyren sie ihre Fest- oder vielmehr Freß- und Sauf-Tage. Ein Taboui oder gemeines Haus einer Nation bestehet demnach aus

einer

einer kleinen Halle die funfzig bis sechzig Fuß lang, und zehen bis funfzehen breit ist. In der Mitten und an den zwey Enden des Karbets, welche allezeit offen sind, und wo man hineingehet, sind große Pfosten, oben wie eine Gabel gestaltet, aufgerichtet, und auf dieselben werden große Stücken Holz gelegt, welche den Forst ausmachen. Sodann werden Sparren aufgesetzt, welche von dem obersten Theile des Gebäudes bis ganz herunter reichen, wo sie auf kleinen gabelförmigen Hölzern ruhen, welche vier bis fünf Schuhe lang, und in einer gewissen Weite von einander die ganze Länge herunter gesetzet sind. Inwendig werden einige lange Queerbalken mit Lianne befestiget, an welchen die Hamaks der Männer gebunden sind. Denn die Weiber haben nicht ein gleiches Vorrecht; sondern sie sitzen entweder gebücket auf den Fersen, oder auf einer großen Bank. Das Dach ist eben so, wie bey den andern Häusern gemacht.

Wie groß auch diese Wohnungen seyn mögen, so ist die Baukunst daran doch eben so einfältig und schlecht ausgesonnen, als an den kleinen Karbets. Diese Indianischen Häuser sehen ungemein armselig aus, und geben uns eine vollkommene Abbildung von den ältesten Zeiten. Man darf sie nur ansehen, um sich einen Begriff von dem ersten Alter der Welt zu machen, und ich zweifle sehr, ob unsere Vorfahren elendere Wohnungen, als diese armen Wilden gehabt haben. Alle diese Häuserchen oder Hütten sind insgemein auf einer Höhe, oder an dem Ufer eines

Flus-

Fluſſes ohne die geringſte Ordnung durch einander gebauet, und verurſachen einem den traurigſten und unangenehmſten Anblick. Man ſiehet daſelbſt nichts, als was gräßlich und wild iſt, und die ganze Landſchaft hat gar nichts reizendes. Die Stille ſelbſt, welche in allen dieſen Oertern herrſchet, und welche nur zuweilen durch das unangenehme Getöne der Vögel und das Schreyen des Wildes unterbrochen wird, muß einen nothwendig mit Schrecken erfüllen.

Einige Reiſende, welche uns Nachrichten von Guiana gegeben haben, erwehnen gewiſſer Völker, welche in der Luft wohnen und ſich gleich den Vögeln Häuſer auf den Bäumen bauen, um ſich ſo wohl, wie ſie ſagen, vor den Tygern und Schlangen zu verwahren, als auch um ſich der Herrſchaft der Portugieſen zu entziehen, welche große Grauſamkeiten an ihnen ausübeten. Dergleichen ungewöhnliche Wohnungen ſind den Indianern in Guiana, und inſonderheit denjenigen, welche an den Küſten und vorne an den Flüſſen wohnen, noch unbekannt; und wenn es ehemahls dergleichen Wohnungen gegeben hätte, ſo ſind ſie doch wenigſtens jetzo nicht mehr vorhanden. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß, wenn die Sache auch ihre Richtigkeit hätte, dergleichen Wohnungen würden erhalten worden ſeyn, weil die Indianer noch jetzo von den Portugieſen, ihren Nachbarn beunruhiget werden, und ſich vor den wilden Thieren auch eben ſo ſehr, als vormals zu fürchten haben. Ich habe mich bey den Indianern am Amazonen-Fluſſe und bey denen, die an dem

Ore-

Orenok wohnen nach diesen Umständen erkundiget, um gewisse Nachricht einzuziehen, ob dasjenige, was gewisse Schriftsteller von diesen Wanderungen gemeldet haben, wahr wäre. Sie versicherten mich, daß sie nicht allein nichts dergleichen gesehen hätten, sondern daß sie sich auch nicht einmahl erinnern könnten jemahls etwas von dergleichen Wohnungen gehöret zu haben. Unterdessen hat der Herr de la Barre in seiner Beschreibung von Guiana gemeldet, daß eine ganze Nation, welche seinem Vorgeben nach zwischen der Insel Cayenne und dem Amazonen-Flusse wohnet, von der Grausamkeit der Portugiesen gezwungen worden diese erbärmliche Freystätte zu suchen. Walter Raleig versichert gleichfalls in der Nachricht, die er von Guiana herausgegeben hat, daß er an dem Meerbusen von Paria, der an der Mündung des Flusses Orenok lieget, eine gewisse Nation Araoten genannt, gefunden hätte, welche um der Verfolgung der Spanier zu entgehen, vor mehr als hundert Jahren ihre Zuflucht auf die in der Mitte des Meerbusens befindliche Bäume genommen, auf welchen sie Häuser oder Hütten gebauet hätten, und darin mit ihren Familien lebten; und daß diese Nationen sich das Eigenthum, welches den Vögeln von Rechts wegen zugehörete, sich der gestalt hätten gefallen lassen, daß sie bis hieher den Besitz dieser belaubten Häuser behalten hätten. Er fügt noch hinzu, daß die Bäume, auf welchen diese Wilden wohnen, eine Art von Palmbäumen sind, welche in den morastigen Oertern gegen den Ausfluß des Orenoks in großer

Men-

Menge wachsen; daß die Indianer diejenigen unter diesen Bäumen fällen, welche sie zu ihrem Unterhalt bestimmet haben, und daß sie aus ihrem Mark ein niedliches Mehl machen, welches ihnen statt des Brodts dienet, und wobey sie keine andere Zubereitung, als die folgende nöthig haben. Nachdem sie den Baum gefället haben, so hauen sie ihn wie kleine Tröge aus, in welche dieses Mark hinein rinnet und sich feste setzet, so, daß daraus das Brodt wird, welches zu ihrem Unterhalte dienet. Sie heben die Zweige des Baumes, wovon sie Bündel machen, nebst den Blättern desselben, als einen Vorrath auf, um daraus, wenn es nöthig ist, ihren Trank zu machen. Zuletzt lassen sie diejenigen Stämme, die sie zu ihrer Nahrung gebraucht haben, stehen, damit sie ihnen nach ihrem Tode zum Begräbniß dienen mögen. Ich kann nicht umhin mit Erlaubniß des Ritters Raleig hiebey anzumerken, daß alles, was er von diesen Indianern sagt, ganz unwahrscheinlich, oder zum wenigsten zu weit getrieben sey. Und eben diese Beschaffenheit hat es mit den unglaublichen Erzählungen, die er uns von verschiedenen abscheulichen Völkern giebt, welche er in Guiana gesehen haben will. Es ist kein Palmbaum in dem ganzen Lande, der zu diesem vorgegebenen Gebrauche dienlich wäre; und die Indianer auf dem ganzen festem Lande halten sich niemahls auf den Bäumen auf, als wenn sie auf die Hirsche, Schweine, die Maypuris oder anderes grosses Wild lauren.

Die gröſseste Arbeit der Galibis bestehet darin, daſs sie Stücken Landes von dem Holze reinigen. Die Nothwendigkeit für ihren Unterhalt zu sorgen nöthiget sie unumgänglich zu dieser jährlichen Arbeit, wozu sie wegen der ungemeinen Faulheit, worin sie von Kindes-Beinen an sind erzogen worden, sehr ungerne gehen, und ihren Hamak, welcher ihnen die beste Gelegenheit zu einer beständigen Faulenzerey gibt, nicht anders, als mit dem gröſten Wiederwillen verlassen. So klein indessen auch die Plätze seyn mögen, welche sie jährlich reinigen, so verbrauchen sie doch in kurzer Zeit einen groſsen Strich Landes. Denn sie bepflanzen einen Ort nimmer zweymahl, und daher pflegen sie, wenn sie nahe bey dem Karbet kein Land mehr anzubauen haben, einzupacken und in eine andere Gegend zu ziehen. Das Erdreich, welches ein Indianisches Geschlechte in fünf oder sechs Jahren verbraucht, würde sonsten ein ganzes Dorf sehr lange ernähren können, wenn man sich die Mühe gäbe, es wohl anzubauen.

Die Mühe das Land zum Ackerbau zu bereiten ist den Männern eigen; sie würden aber dieselbe herzlich gerne den Weibern aufbürden, wenn sie nicht wüsten, daſs diese arme Sklavinnen auſser Stande wären es ins Werk zu richten. Die Nachbarschaft der Franzosen hat ihnen viele Arbeit erspahret und zugleich die Zeit, die sie darauf wenden musten, merklich verkürzt, indem sie ihnen Beile und Gartenmesser, die zu dergleichen Arbeit so nöthig sind,

ver-

verſchaft haben. Diejenigen, welche weit in dem Lande wohnen, und kein Verkehr mit den Europäern haben, bringen ſehr viele Zeit zu, wenn ſie ihr Land reinigen, ob ſie gleich nur das kleine Holz umhauen. Denn große Bäume können ſie nicht anders fällen, als wenn ſie den Stamm mit Feuer anzünden; welches aber ſehr beſchwerlich iſt und viele Zeit wegnimmt. Einige gebrauchen an ſtatt des Feuers kleine ſteinerne Beile, welche ihre Geſchicklichkeit erſonnen hat, um den Mangel des Eiſens, deſſen Gebrauch ſie gar nicht kennen, zu erſetzen. Dieſe Beile ſind ungefehr vier oder fünf Zolle lang, und aus einem ſchwarzen ſehr harten Steine gemacht, welchen ſie auf einer gewiſſen Art von Sandſtein ſo lange reiben, bis er die Geſtalt eines Beils bekommt. Dieſe Beile verſehen ſie mit einem Stiel, welcher ein Stück ſehr hartes Holz iſt, worin ſie eine kleine Spalte machen und das Ende des Beils mit Pitte-Garn und Many befeſtigen. Dieſes letztere iſt ein Harz, welches ſie ſchmelzen und ſtatt Peches gebrauchen. Wenn das Holz auf einem Platz einmahl gefället iſt, ſo bekümmern ſich die Männer weiter um nichts, und alle übrige Arbeit fällt den Weibern zur Laſt. Sie müſſen nämlich das gefällete Holz verbrennen, das Land bepflanzen und gäthen, und endlich auch zu gehöriger Zeit die Früchte und Wurzeln, die ſie gebauet haben, einſammlen.

Die Jagd und Fiſcherey gehören indeſſen auch noch zu den Verrichtungen der Männer. Allein, nichts als der Hunger bringet ſie zu dieſer Arbeit; denn die Indianer

thun fast nichts mit Lust, insonderheit, wenn es eine Sache ist, die ein wenig Mühe kostet. Insgemein halten sie sich in den Wäldern ganz stille und verborgen, und warten bis das Wild sich lagert, damit sie es alsdenn schießen können; oder sie steigen auch wol auf einen Baum, und lauren auf dasselbe. Sie pflegen zuweilen einige Lienne-Ranken durch kleine überzwerg gehende Zweige an einander zu binden, welche ihnen so dann statt der Sprossen in einer Leiter dienen. Nachdem sie deren zwo oder drey befestiget haben, so steigen sie herauf und setzen weiter oben mehrere Sprossen ein. Auf diese Weise machen sie eine Leiter, auf welcher sie sich mit ihren Bogen und Pfeilen so lange aufhalten, bis sie das Wild erleget haben. Die Indianer an dem Amazonen-Flusse haben eine Gattung von Blaseröhren, welche zehen bis zwölf Schuhe lang sind, und deren Weite ungefehr neun Linien im Durchschnitte hat. So bald sie das Wild vorbey laufen sehen, blasen sie aus allen Kräften durch das Rohr kleine Pfeile, welche nur einen Schuh lang und mit großen Fischgräten gespitzet sind. Diese Art das Wild zu erlegen ist nur in der Jagd der Agutys, der Paks und der kleinen Schweine gebräuchlich. Sie bedienen sich auch der Hunde, welche vortrefflich und zur Jagd wohl abgerichtet sind, so daß sie auch damit einen Handel bey den Franzosen treiben. Diese Hunde, welche die einzige Art sind, die man im Lande siehet, sind beständig mager und sehr häßlich; ihr Haar ist ungemein garstig; sie sehen ganz wild aus, und haben viele Aehnlichkeit mit einem Wolfe. Die Einwohner zu Cayenne nennen

nen sie insgemein Indianische Hunde. Sie sind vortrefflich die Tathous, die Agutys, die Hirsche und andere Arten von Wild zu fangen: Uebrigens erschrickt das Wild nicht so sehr vor den Indianern, als vor den weissen, wie man die Europäer dorten nennet, so daß es scheinet, als wenn alle Thiere vor gekleideten Personen eine gewisse Furcht hätten.

Ob es gleich Wild genug in dem Lande giebt, so gehen doch die Indianer lieber auf die Fischerey, als auf die Jagd, und legen sich darauf mit allem möglichen Fleiße; es mag nun seyn, daß es ihnen weniger Mühe kostet Fische zu fangen, oder daß sie dieselben lieber als Fleisch essen mögen. Uebrigens haben sie längst der Küste und in den Flüssen, an welchen die meisten von ihnen wohnen, Gelegenheit genug die Geschicklichkeit, welche sie zur Fischerey haben, auszuüben.

Unter allen Fischen sind vielleicht die Krabben diejenigen, welche die Wilden am meisten zu ihrer Nahrung gebrauchen; ja bey vielen Französischen Colonien machen sie gleichfalls einen beträchtlichen Antheil von ihren Eßwaaren aus. Diese Thiere vermehren sich ganz ungemein, und überdem wenden die Indianer eine besondere Aufmerksamkeit an, um nur die Männlein zu fangen, und lassen die Weibchen wegen der unzählbaren Menge Eyer, welche sie bey sich haben, allezeit leben. Man unterscheidet das Männchen von dem Weibchen insgemein durch die Unterfläche, welche bey diesen wie ein Herz, und bey je-

nen länglicht rund aussiehet. Die Krabben leben etliche Tage ohne zu fressen; aber man kann sie nicht so lange erhalten, als die Schildkröten. Die Wilden besitzen auch das Geheimniß diese letztern so fett zu erhalten, als sie im Anfange waren, da sie gefangen wurden. Sie machen zu dem Ende in einer überschwemmten Savanna einen Zaun, von vielen in die Erde gesteckten Pfählen. In diese Fischbehälter setzen sie die Schildkröten, wie sie solche fangen. Die gemeine Gattung, welche sie auf diese Weise verwahren, ist eine zween Schuhe große Schildkröte, deren Fleisch sehr niedlich ist. Die Franzosen nennen sie die Amazonen-Schildkröte, weil sie am meisten in den Gegenden dieses Flusses gefangen werden, und weil die dasigen Indianer sie alle Jahre den Einwohnern in Cayenne zum Verkaufe bringen.

Alle Wilden fischen mit der Angelschnur und dem Wurfpfeile, oder sie betäuben die Fische im Wasser. Der Gebrauch der Netze ist ihnen schlechterdings unbekannt. Die Erfahrung hat sie die Regeln der Dioptrick ungemein wohl gelehret, und sie üben dieselben sehr geschicklich aus, wenn sie einen Fisch schießen wollen. Sie wissen nämlich, daß sie niemahlen etwas treffen würden, wenn sie ihre Pfeile nach dem Orte, wo der Fisch erscheinet, abschießen wollten. Die Indianer wissen sehr wohl mit dem Bogen umzugehen, und sie geben hierin den nordlichen Völkern nichts nach, woferne sie dieselben nicht gar übertreffen.

Wenn

Wenn sie die Fische betäuben wollen, so versperren sie zur Zeit des hohen Wassers eine Krieke mit einer hölzernen Wehre. Diese bestehet aus einigen Stücken Arruma-Holze, welche sieben oder acht Schuhe lang und ziemlich dichte, jedoch so an einander gebunden sind, daß man sie so, wie z. E. einen Feuerschirm zusammen legen oder vielmehr zusammen rollen und sie solchergestalt bequemlich und ohne große Beschwerde in einem kleinen Kahne fortbringen könne. Diese Maschine legt man vor die Mündung der Krieke, oder wenn man will, noch weiter heraus, und sucht die ganze Oeffnung dadurch dergestalt zu versperren, daß die darin befindlichen Fische nicht herausgehen können. Wenn dies geschehen ist, schlägt man in das Wasser mit einem Scheit oder Stück des betäubenden Holzes,* welches an den Enden zerquetschet ist. Die Indianer nennen dasselbe Ineku. Das solchergestalt vergiftete Wasser tödtet die Fische noch geschwinder, als die Levantische Hülse. So bald die Fische dieses Wasser getrunken haben, sterben sie und schwimmen auf dem Wasser, von da man sie weghohlet. Die Franzosen verrichten ihre Fischerey auf diese Weise, und fangen ohne viele Mühe öfters mehr Fische, als sie verzehren können. Wenn der Fang gut geräth, so bekommen sie zuweilen einen ganzen Kahn voll. Allein die Wahrheit zu sagen, diese Fische dauren nicht lange, und haben keinen so guten Geschmack, als diejenigen, welche man mit Pfeilen geschossen oder mit dem Angel gefangen hat.

*) Bignonia scandens, venenata, spicata, purpurea.

Außer diesem betäubenden Holze bedienet man sich auch der Frucht eines gewissen Gewächses, welches die Indianer Conamy nennen, und der Wurzeln von einer Art Wirbelkrauts, welches ihnen unter dem Namen Sinapu bekannt ist. Diese Frucht und Wurzeln zerquetschen sie gleichfalls und werfen sie in das Wasser, um die Fische zu betäuben: allein das vorgedachte Holz thut seine Würkung weit geschwinder. Die Wilden brauchen die Wurfpfeile nicht viel, wenn sie die großen Schildkröten und Meer-Ochsen fangen wollen, welches sie ordentlicher Weise jedes Jahr zu thun pflegen. Dieser letzte Fisch wird in den ganzen Amazonen-Flusse, wie auch zu Cachipur, Oyapok, und zu Apruak sehr häufig gefunden. Die Indianer nennen ihn Cuiumuru, und die Portugiesen in Brasilien Pege-Buey, daß ist Ochs-Fisch, wegen seiner Größe und Gestalt, die sie mit einem Ochsen vergleichen; und in der That werden auch zuweilen einige gefangen, welche fünf bis sechs hundert Pfunde wiegen. Der Kopf dieses Fisches siehet einem Kalbskopfe etwas ähnlich; sein Leib ist mit einem kurzem aber ziemlich steifem Haar bedecket; insonderheit aber ist das Maul an beyden Seiten damit am meisten bewachsen. Er hat ganz nahe am Kopfe zwo Floßfedern, welche, wie eine Schaufel, oder vielmehr wie die Handschuhe ohne Finger, deren sich die Matrosen bedienen, aussehen. Sein Schwanz, welcher gegen das Ende immer dünner wird, ist rund und platt. Das Weibchen hat zwo große Zitzen, mit welchen sie ihre Jungen säuget. Insgemein wirft es nur eins, und jährlich

Der
Meerochsen Fang

lich nur einmahl. Wenn es ein Männchen iſt, ſo behält die Mutter es ſo lange bey ſich, bis es ſo groß wird, um ſich von ihm belegen zu laſſen. Der Meer-Ochs hält ſich allezeit in den Flüſſen auf, ſo wohl um dem Rekin aus dem Wege zu gehen, welcher darnach ſehr begierig iſt, und welcher ihm ganze Stücken aus dem Leibe reißt, wenn er ihn erwiſchen kann, als auch um deſto bequemlicher die Blätter des weiſſen Manglebaums, welcher an den Ufern der Flüſſe häufig wächſet, zu freſſen. Wenn es ſtark regnet und es ſehr viel ſüſſes Waſſer giebt, ſo bleibt dieſer Fiſch in den kleinen Seen, wo er ſich mit Mucu-Mucu-Blättern ernähret. In dem Heu- und Auguſt-Monate pflegt man ihn insgemein zu fangen. Drey oder vier Indianer ſetzen ſich in einen Kahn; ſie rudern ganz ſachte fort, und ſprechen nur durch Zeichen mit einander, damit der Fiſch nicht durchgehen möge, wenn er ein Geräuſche höret. Sie begeben ſich ſo dann nach denjenigen Stellen, wo ſie wiſſen, daß derſelbe geweidet hat. So bald ſie ihn gewahr werden, ſteuren ſie auf ihn zu, und ſchießen zugleich mit dem Wurfpfeile, wenn ſie ſo nahe ſind, daß ſie ihn treffen können. Darauf laſſen ſie die Linie, welche ſo dick als ein kleiner Finger, und dreyßig oder vierzig Klaftern lang iſt, gehen, damit er inzwiſchen matt werden möge. An das Ende der Linie binden ſie ein Stück Holz, welches auf dem Waſſer ſchwimmet und den Ort anzeiget, wo der Fiſch ſich befindet. Wenn man die Linie findet, ſo iſt es insgemein ein Zeichen, daß der Meer-Ochs ermüdet iſt. Man ſchießt ihn ſo dann noch einmahl

um ihn völlig zu tödten; und es giebt zuweilen einige, welche man fünf oder sechsmal mit dem Wurfpfeile schießen muß.

Wenn er alle Kräfte verlohren hat, bindet man die Linie hinten an dem Kahne feste und ziehet ihn an das Land. Der Meer-Ochs ist von allen Fischen der nahrhafteste. Seine Haut, welche drey Queerfinger dicke ist, schmeckt eben so als Ochsenfüße, wenn sie gekocht sind, und sein Fleisch als Schweinefleisch. Man würde es würklich für Schweinefleisch halten, wenn man nicht wüste, daß es Fisch wäre. Das Fleisch wird zweymal gesalzen und in Stücken von zwey oder drey Pfunden geschnitten. Wenn man es aufgehangen und das Wasser daraus hat laufen lassen, so packen die Französischen Kaufleute es in Fässer ein. Die Indianer, bey denen das Salz rar ist, begnügen sich es wie andere Fische zu dürren; und dieses ist bey allen Wilden die einzige Art Fische und Fleisch zuzurichten. Daher haben sie auch in allen Karbets große Werkzeuge, worauf sie Fische und Wildpret, dem sie nicht einmahl die Haut abziehen, rösten oder vielmehr räuchern. Ich zweifle nicht, viele würden ihre Speisen auf eine andere Art zurichten, wenn das Salz ihnen so bekannt wäre, als den Europäern. Unterdessen giebt es doch viele weit in dem Lande wohnende Nationen, welche die Geschicklichkeit besitzen, Salz zu machen, indem sie aus der Asche des Maripa-Pineau- und andern Palmbäumen die Lauge ziehen. Andere aber sparen diese Mühe und salzen ihren Fisch nur mit schlechter Lauge, welche sie jedoch

mit-

mittelſt eines in der Geſtalt eines Kegels gemachten Korbes, der ihnen ſtatt eines Filtrier-Sackes dienet, filtriren.

Die natürliche Sparſamkeit der Indianer, zu welcher ſie ſeit ihrer Kindheit gewöhnet ſind, iſt Urſache, daß ſie gut faſten können, und daß ſie viele Sachen ſo eſſen, wie ſie aus der Hand der Natur kommen. Sie haben wieder die Zärtlichkeit und die vielen Gewürze, welche die ſinnliche Luſt bey uns eingeführet und faſt zur Nothwendigkeit gemacht hat, ſehr vieles einzuwenden. Sie gebrauchen alſo ganz und gar kein Gewürz, auſſer dem Pimento oder Indianiſchen Pfeffer, von welchem ſie ungemein viel halten. Sie haben davon allezeit einen Vorrath, und wenn ſie eine Reiſe antreten, ſo dürren ſie ihn, damit er ſich deſto beſſer halten möge. Aus dieſer Frucht und dem Safte des Manioks, ſo ſie wohl zuſammen kochen laſſen, machen ſie eine Vermiſchung, mit welcher ſie ihre Fiſche zurichten, um ihnen einen hohen Geſchmack zu geben. Dieſer Miſchmaſch iſt eine abſcheuliche Brühe, welche die Zunge und den Hals durch ihre Schärfe verbrennet und einen ſtarken Durſt verurſachet.

Die Indianer ſpeiſen niemahls mit ihren Weibern zuſammen. Dieſe eſſen für ſich und außer der Geſellſchaft der Männer, welchen ſie nach jeder Mahlzeit Waſſer zum Waſchen reichen. Wenn dieſe faulen Kerle nicht in dem Hamak liegen, oder auf der Reiſe ſind, ſo ſitzen ſie gemeiniglich gebückt auf den Ferſen; ja ſie ſetzen ſich eben ſo

gekrümmet wie die Weiber nieder, wenn sie ihr Wasser lassen wollen. Man siehet einen Indianer sehr selten spazieren, und sie können sich des Lachens nicht enthalten, wenn sie die Franzosen auf einem Wege hin und her gehen sehen. Sie haben also keine andere Spaziergänge, als die Reisen, welche sie über Land thun. Zu solchen giebt ihnen zuweilen der Krieg, die Handlung, oder ein Tanz Gelegenheit.

An der Tapferkeit, wodurch die nordlichen Völker und die Mexicaner und Peruaner so berühmt sind, haben die Guianer ganz und gar kein Belieben. Sie geben nichts um diese Tugend, und machen sie andern Nationen auch nicht streitig. Sie sind von Natur sehr feige, und die verzagtesten Kerle auf der Welt; daher sie auch selten aus dem Hause gehen, um sich herum zu schlagen. Wenn sie zuweilen unumgänglich zum Kriege gezwungen werden, so gehen sie nicht als wackere Leute dem Feinde entgegen und sehen der Gefahr dreist ins Gesichte, sondern sie legen sich vielmehr in einen Hinterhalt, und lauren daselbst auf ihre Feinde, auf welche sie, wenn sie ihre Gelegenheit absehen, zu einer Zeit, da sich dieselben nichts befürchten, einen Hagel von Pfeilen regnen lassen; oder sie verstecken sich auch in den Wäldern, und warten auf eine bequeme Zeit, um ihre Weiber und Kinder immittelst zu überfallen, da die Männer auf die Jagd oder die Fischerey ausgegangen sind. Die Guianer umzäunen ihre Dörfer nicht im geringsten; sie wissen nicht, was Festun-

ſtungen oder Verſchanzungen bedeuten. Die Wälder ſind ihre gewöhnlichen Sicherheitsplätze, worin ſie von aller Gefahr frey ſind.

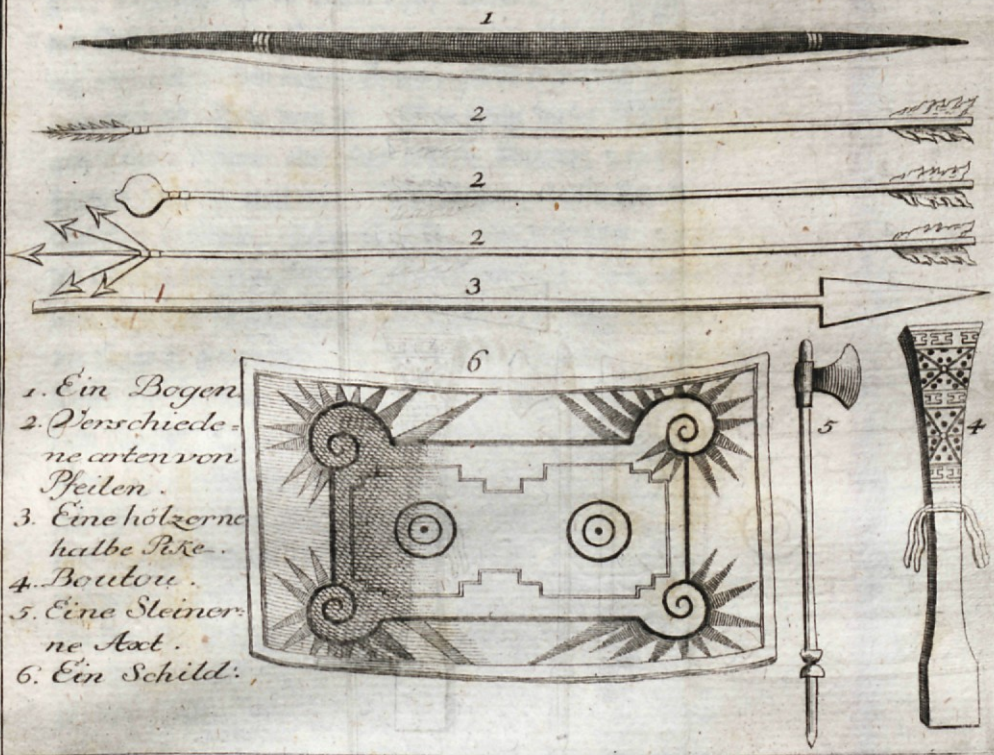
Ob gleich die Wilden in Guiana überhaupt ſehr feige ſind; ſo giebt es doch einige Nationen, welche eine ziemliche Herzhaftigkeit bezeuget und die Gefahr in verſchiedenen Gelegenheiten nicht geſcheuet haben. Die Arruuas behaupten noch heutiges Tages den Ruhm, welchen ſie ſich in ihren Gefechten mit den andern Indianern, und inſonderheit mit den Portugieſen erworben haben; und eben ſo berühmt ſind ſie auch durch ihre Geſchicklichkeit in den zur See von ihnen unternommenen Reiſen, als weswegen man ſie gemeiniglich See-Wölfe zu nennen pflegt. Die Franzöſiſchen Kaufleute halten ſich in ſtürmiſchem Wetter nicht ſicher, wenn ſie nicht durch einige von dieſer kriegeriſchen und arbeitſamen Nation geführet werden. Die Karannes, Palicurs und Arikarets haben ſich ebenfalls in verſchiedenen Gelegenheiten hervorgethan. Dieſe letzten, welche die urſprünglichen Einwohner zu Cayenne waren, ſind im Anfange der dortigen Colonie die Geißel der Franzoſen geweſen. Sie lagen ihnen durch ausgeſchickte Parteyen beſtändig in Eiſen, und machten ihnen viel zu ſchaffen. Es ſind noch jetzo fünf oder ſechs Indianiſche Weiber in der Colonie, welche ſich mit einigen Einwohnern verheirathet haben. Und dieſes iſt der ganze unglückliche Reſt dieſer Nation, welche von den Franzoſen gänzlich vertilget worden iſt.

Die

Die Entführung ihrer Weiber, eine harte Beschimpfung, oder ein Todtschlag, welcher an einem unter ihnen von einer andern Nation begangen worden, sind die gewöhnlichen Ursachen des Krieges. Aber sie haben nicht allezeit so rechtmäßige Bewegungsgründe, wenn sie mit andern Völkern brechen. Eine Kleinigkeit ist bisweilen hinlänglich, viele Nationen gegen einander in Harnisch zu bringen. Eine schlechte Bewillkommung z. E, die Abschlagung eines Tanzes, welchen eine Nation der andern angeboten hat, und andere dergleichen Lumpereyen erbittern die Gemüther bis aufs äußerste, und veranlassen einen Krieg, in welchem sie plündern, brennen, schänden und allerhand Grausamkeiten begehen. Zuweilen ist auch der Trunk eine Ursache ihrer Händel.

Die gewöhnlichen Waffen der **Guianer** sind Bogen und Pfeile, worin sie sehr geschickt sind, nebst dem **Butu**. Die **Palicurs** gebrauchen eine halbe Picke oder Sponton, welche sie **Serpo** nennen. Diese halbe Pike, welche aus Letternholz bestehet, ist ein vornehmes Gewehr, und gleichsam nur den Häupterrn der Nation eigen. Zu ihrer Vertheidigung haben sie einen Schild, der von einer überaus leichten Art Holz gemacht ist, und den sie von außen mit verschiedenen Farben beklecken. Dessen Figur ist fast viereckicht und inwendig ein wenig hohl. In der Mitte hat er einen Handgriff, um ihn desto bequemer zu halten. Der **Butu**, welchen die **Franzosen** sonst **Casse-Tete** nennen, weil die **Indianer** ihn vornehmlich brauchen, um ihren Feinden damit den Kopf einzuschlagen,

Waffen der Indianer in Gugana.



1. Ein Bogen.
2. Verschiedene arten von Pfeilen.
3. Eine hölzerne halbe Pike.
4. Boutou.
5. Eine Steinerne Axt.
6. Ein Schild.

gen, siehet fast wie ein Lineal aus, welches bey nahe einen Zoll dick, zween Schuhe lang, in der Mitte ein wenig enge und an den beyden Enden, welche sehr eckicht sind, drey oder vier Zolle breit ist. Man pflegt dieses Gewehr aus Eisen-, Lettern- oder einer andern Gattung von sehr hartem Holze zu machen. Der Bogen, dessen sich die Galibis bedienen, siehet eben so, wie diejenigen aus, die bey den südlichen Wilden gebräuchlich sind. Sie nehmen dazu das schönste Holz, welches sie finden können, und die Länge ist gemeiniglich fünf oder sechs Schuhe. Die Pfeile sind bey nahe eben so lang; sie machen dieselben aus dem oberstem Theile eines gewissen Rohrs, welches demjenigen sehr ähnlich ist, das in Languedoc und Roußillon wächset. An dem Ende eines jeden Pfeils, welchen sie mit schönen Federn zieren, stecken sie ein Stück Holz, welches drey oder vier Zolle lang ist, in das Mark des Rohrs, um ihm eine geschwindere Bewegung zu geben. Das andere Ende versehen sie mit andern Stücken hartes Holzes, die sehr spitzig, oder wie ein Säbel gemacht sind, oder mit großen Fischgräten, und unter andern mit denenjenigen, die man in den gröstten Floßfedern findet. Zuweilen ist ihnen eine Spitze nicht genug, sondern sie machen wohl gar fünfe daran. Dergleichen Pfeile, welche sie Possiru nennen, thun ihnen nicht allein gute Dienste im Kriege, sondern sind auch bey ihrer Fischerey sehr nützlich, weil sie damit auf einmal so viele Fische schießen können, als Spitzen dran sind. Sie pflegen ihre Pfeile auch mit der Frucht von dem Cururu-, Pison-, oder mit der Milch

von

von dem bey ihnen so genannten Puguly-Baum* zu vergiften. Diese Milch ist so scharf, daß sie die Haut durchfrißt und heftige Entzündungen verursachet. Wenn daher die Indianer an einem Orte, wo viele solcher Bäume wachsen, das Holz abhauen, so bedecken sie sich aus Vorsicht mit Laube, damit sie sich keinen Schaden zufügen mögen. Die Franzosen nennen diesen Baum einen wilden Feigenbaum, weil seine Frucht die Gestalt einer Feige hat, und weil so wohl dessen Holz sehr weich, als auch eben so voll Milch ist, wie der Feigenbaum.

Diejenigen, welche in dem Kriege die Oberhand behalten, unterlassen nichts, um sich ihren Feinden fürchterlich zu machen, und sie ihren Zorn in voller Maße empfinden zu lassen, so daß sie mit denen sehr unmenschlich umgehen, welche ihrer Wuth nicht haben entfliehen können. Die Noragues, Karannes und einige andere Völker wissen nicht, was Quartier geben heißt. So bald der Feind sich zurück ziehet, laufen sie als unsinnige Leute in die Karbets und zerschlagen und zerbrechen darin alles, was ihnen in die Hände fällt; kurz, sie opfern alles ihrer barbarischen Wut und Raserey auf. Der gemeineste Weg die Gefangenen hinzurichten ist dieser, daß sie dieselben an einen Pfahl oder Baum binden, und nachdem sie alle mögliche Lästerungen gegen sie ausgespien haben, eine Menge Pfeile an verschiedenen Stellen des Leibes auf sie schießen, auch sie in diesem Zustande zuweilen sterben las-

*) Ficus venenata Puguly Indorum dicta.

lassen. Diejenigen, welche eine Begierde haben, ihre Rachbegierde in dem Blute dieser unglücklichen Schlachtopfer zu sättigen, zerreissen sie in kleine Stücken, und dürren sie bey einem schwachen Feuer. Die Köpfe der vornehmsten unter diesen unglückseeligen Leuten pflanzen sie oben auf ihre Häuser als ein Siegeszeichen und Ehrenmahl, welches bey ihren Nachkommen das Andenken ihrer Tapferkeit erhalten soll. Einige machen aus einem gleichen Triebe der Eitelkeit aus den Beinen der Schenkel und Arme ihrer Feinde Flöten. Kurz, sie suchen eine Ehre darin, daß sie mit dieser von ihren Feinden erhaltenen Beute prahlen können. Wenn das Fleisch gedürret ist, so theilen sie es unter einander, um es hernach zu verzehren. Und dieses geschicht mehr aus Rachbegierde, als aus sonst einem Bewegungsgrunde. Denn, wie sie selbst gestehen, so finden sie gar keinen Geschmack an dergleichen Gerichten; und viele sind gewissermaßen gezwungen wieder ihren Willen davon zu essen, damit sie ihren Feinden, welche eine nicht so barbarische Begegnung sonder Zweifel kühner und trotziger machen würde, ein desto größeres Schrecken einjagen mögen. Es giebt so gar Weiber, welche, um ihren Abscheu vor einem so grausamen Verfahren zu bezeigen, sich mit ihren Kindern aus dem Karbet wegbegeben, und bey ihrer Zurückkunft die irdenen Gefäße, Schaalen und alles, was die Männer in diesem unmenschlichem Feste gebraucht haben, verbrennen und in Stücken schlagen. Diejenigen, welche mit ihren Gefangenen nicht so grausam umgehen, begnügen sich dieselben, ohne daß sie sich lange quälen dürfen,

sen, hinzurichten. Ja, wenn auch jemand sich erbieten sollte ihnen etwas für ihre Gefangenen zu geben, so verkaufen sie dieselben; und diese unglückseeligen werden dadurch den Martern, welche sie sonst auszustehen hätten, entrissen. Die leutseeligsten unter diesen Indianischen Völkern suchen im Kriege nur vornehmlich Gefangene zu machen, in der Absicht, sie Zeit Lebens als Sklaven zu gebrauchen, oder ein so großes Lösegeld, als sie bekommen können, dafür zu nehmen, oder dieselben andern Nationen, mit welchen sie in gutem Verständnisse leben, zu verhandeln und auf diese Weise ihren Vortheil zu machen. So bald ein Indianer im Kriege gefangen worden, wird er für einen Sklaven gehalten; und man schneidet ihm auf der Stelle die Haare ab, um ihm dadurch anzudeuten, daß er es würklich ist. Denn die Haare sind bey ihnen ein Merkmahl der Freyheit; weil allein freye Leute dieselben wachsen lassen, und sie niemahls, es sey denn, daß sie Trauer haben, abschneiden.

Das Kriegesfeuer ist sehr schwer bey den Indianern auszulöschen, wenn es einmahl, es sey aus welcher Ursache es wolle, angezündet worden, weil ihre Rachbegierde ewig fort dauret. Sie flößen so gar ihren Söhnen von ihrer zarten Jugend an, den Haß und die Erbitterung gegen ihre Feinde ein, und es ist gleichsam das einzige Vermächtniß, welches sie ihren Kindern, wenn sie sterben, nachlassen, daß sie nach ihrem Tode Rache an ihren Feinden ausüben und dieselben bekriegen sollen. Es sind die Indianer demnach gewißermassen verbunden alle

Grau-

Grausamkeiten zu begehen, welche von dem Kriege unzertrennlich sind, und welche das böse Exempel der Väter auf die Söhne vererbet und in den Familien verewiget. Daher wird von den Wilden selten ein Waffenstillestand oder Friede gemacht. Ich will noch dasjenige, was bey ihren Friedensschlüssen, worin sie vieles mit den nordlichen Völkern gemein haben, merkwürdig ist, kürzlich anführen.

Eine Partey von demjenigen Volke, dessen Umstände es erfordern, den Krieg zu endigen, begiebt sich zu den Feinden. Insgemein marschiret der Hauptmann mit den vornehmsten der Nation und aller jungen Mannschaft als eine ordentliche Armee dahin, und sie sind mit ihren Bogen, Pfeilen, Butus, steinernen Beilen und andern kriegerischen Werkzeugen wohl bewaffnet. Wenn sie eine oder zwo kleine Tagereisen von dem feindlichen Dorfe entfernet sind, so schicken sie einige aus ihren Mitteln dahin ab, und lassen ihnen die Erklärung thun, daß sie mit ihnen in Freundschaft und einem guten Verständnisse leben wollen. Wenn der Vorschlag wohl aufgenommen wird, so melden sie denen, welche Halte gemacht haben, heranzurücken. Beyde Nationen stellen sich darauf in Schlachtordnung und machen solche Anstalten, als wenn sie ein Treffen liefern wollten. Sie stoßen so dann allerhand Scheltworte gegen einander aus, und rücken sich die Grausamkeiten vor, welche sie gegen einander begangen haben. Ihr habt unsere Weiber entführt, sagen diese: ihr habt meinen Vater, meinen Vetter, meinen Bruder gefangen,

getödtet, erschossen, sein Fleisch gedürret und gefressen, antworten jene. Endlich werfen sie nach allen diesen heftigen Vorwürfen alle mit einander zu gleicher Zeit die Waffen nieder; sie machen ein großes Freudengeschrey, und begeben sich darauf in das große Karbet, und richten, um den Frieden desto mehr zu befestigen ein großes Freudenmahl an, worin drey oder vier Tage lang wacker getrunken wird.

Die Handlung, wodurch das gute Vernehmen unter allen diesen Wilden erhalten, und wodurch gewisse Vortheile, die nur diesem oder jenem Lande eigen sind, allen mit einander zu theile werden, wird bey ihnen mittelst des Tausches getrieben. Sie verachten das Geld ganz ungemein, wie sie denn auch den Franzosen nichts verkaufen, sondern ihnen alle ihre Waaren gegen andere, die sie mit ihnen vertauschen, überlassen. Ihr Verkehr bestehet in Sklaven, Hamaks, Pyrogen, Thieren, trockenen Fischen, Sieben, Filtriersäcken, Reiben, allerhand irdenen Geschirren, Hausrath, Camizas, Kleidern, Gürteln, Halsbändern und grünen Steinen. Bey Gelegenheit dieser letztern muß ich hier gedencken, daß die Galibis nichts für kostbarer halten, als diese Steine, welche sie Takuravas nennen, und sie höher, als Gold und Diamanten schätzen. Jedoch diese machen nicht allein so viel Wesens davon, sondern alle andern Nationen in Guiana halten sie eben so hoch als die Türken, Persianer und Pohlen thun, welche sie gerne kaufen und als einen Schmuck bey aller-

hand

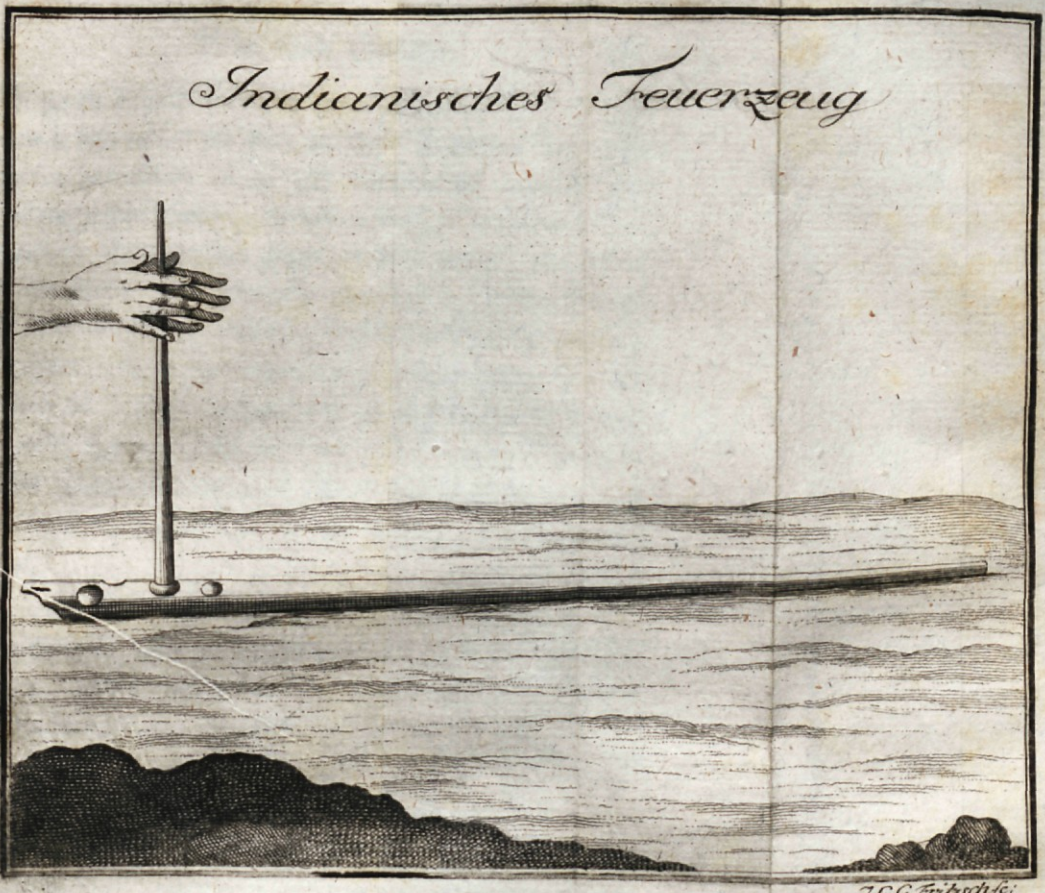
hand Sachen gebrauchen. Diese Steine haben eine Oliven-, eine etwas blaßgrünere und fast eine Perlfarbe. Ich habe aus Guiana einige von allen diesen Farben mitgebracht. Die gemeinste Figur, welche man diesem Steine giebt, ist cylindrisch; seine Länge ist zween, drey, bis vier Zolle, und ganz durchgebohret, so daß der Durchmesser sechs oder sieben Linien hält. Ich habe einige gesehen, welche viereckicht und länglich-rund waren, und andere, welche die Gestalt eines halben Mondes hatten, und worauf sich die Figur einer Kröte oder anderer Thiere befand. Dieser Stein ist den Französischen Juwelierern unter dem Namen Jade bekannt. Er ist sehr glatt und so hart, daß man ihn mit nichts als Diamantenstaube bearbeiten kann. Man hat mich versichert, daß es ein gemachter Stein sey, und daß die Tapuyes, eine Nation, welche ungefehr hundert und funfzig Meilen von Para wohnet, denselben verfertigen, und daß sie daraus so gar Mörser, kleine Stühle und andern Hausrath machen. Man hat mir ferner gesagt, daß der Stoff dieser Steine ein weicher und weißlicher Schlamm sey, welchen sie kneten und darin solche Figuren, als sie belieben, drucken. Sie weichen hernach alle zubereiteten Stücke während einer gewissen Zeit in einen Fluß ein, und nach Verlauf derselben nehmen sie solche wieder heraus. Dieses Wasser, sagen sie, giebt allen diesen Steinen die Farbe und die Glätte, welche man bey ihnen wahrnimmt.

Die weite Entlegenheit der Oerter nöthiget die Indianer zuweilen lange Reisen zu thun; aber dieses lassen sie

sich gar nicht anfechten, weil sie alle einen starken Trieb zu reisen haben. Sie thun zuweilen mit großer Freude Reisen von hundert oder zwo hundert Meilen, um blos einen Hamak zu verhandeln, oder einem Tanze beyzuwohnen. Sie gehen insgemein mit großer Geschwindigkeit, und klettern die Berge mit einer erstaunlichen Behendigkeit heran. Was sie noch hurtiger macht, ist dieses, daß sie sich mit gar wenigen Sachen beschweren. Sie thun in einen Kurkuru oder Korb ihre Hamaks, einige Schaalen, und etwas Tapano oder Vicu im Teige, um daraus ihren Trank zu machen. Dies ist ihr ganzes Reisegeräthe, welches sie wechselsweise tragen. Sie jagen und fischen den ganzen Weg hindurch, jedoch ohne einen großen Umweg zu nehmen. Uebrigens aber bekümmern sie sich nicht sehr viel um das Essen, wenn sie nur genug zu trinken haben. In denen Ländern, wo sie zuweilen kein Wasser finden, schneiden sie Lienne, und insonderheit eine Art von Arumkraut*, welches längst den Bäumen herauf wächset, in die Queere entzwey. Aus dem Stamme dieses Gewächses läuft in weniger als zwo Minuten so viel Saft, daß man ein großes Glaß damit anfüllen kann. Auf diese Weise pflegen sie in diesen beschwerlichen Reisen für ihren Unterhalt zu sorgen und sich was zu trinken zu verschaffen.

Ihre Art Feuer zu machen ist nicht weniger sonderbar. Sie verrichten dieses mit zweyen Stücken Holz, welche

*) Arum scandens angustifolium, aquam manans.


Indianisches Feuerzeug
J.C.G. Fritzsch sc:

che zween Schuhe lang und einen Finger dick sind. Das eine halten sie auf die Erde mit ihren Fußsohlen feste, und stecken das andere in ein Loch, welches sie vorher in das erstere gemacht haben. Diese beyden Hölzer drehen sie hernach aus allen Kräften gegen einander herum, und durch dieses Reiben oder Bohren, gerathen die kleinen daraus kommenden Späne leicht in Brand, und zünden trockene Blätter, Reiser oder Zunderholz, so man daran legt, so gleich an. Man braucht zu dergleichen Feuerzeugen insgemein Cacao- Roucou- und insonderheit Maho-Holz. Die Indianer nennen alle Arten Holz, welche zu diesem Gebrauche dienlich sind, Uato Yhebe, das ist: Feuerholz.

In den Reisen, welche die Wilden zu Wasser oder Lande thun, dienen ihnen Sonne und Sterne zu Wegweisern. Sie kennen einige der vornehmsten, als den großen Bär und das Siebengestirn, welches sie Xerik nennen. Auf dieses geben sie in ihrer Zeitrechnung acht; sie zählen ihre Jahre darnach und fangen sie auch damit an. Wenn ein freyer Indianer sich bey einem Franzosen nur auf ein Jahr in Dienste begiebt, so bleibt er bey ihm so lange, bis das Siebengestirn mit der Sonne von neuem über dem Horizont erscheinet. Und dieses ist eigentlich ihr Sonnenjahr. Sie rechnen auch ihre Zeit nach dem monatlichen Umlaufe des Mondes. Aber diesem ungeachtet können sie niemahls sagen, wie alt sie oder ihre Kinder seyn. Außer der Sonne und den Sternen, welche ihnen in ihren Reisen den Weg zeigen, dienen auch die Bäume ihnen zum Compaß. Sie halten allezeit die-

diejenige Seite, an welcher der Wipfel am meisten abhängt, für die südliche. An denen Oertern, wo sie niemahls gewesen sind, und durch welche sie ihren Rückweg zu nehmen gedenken, schneiden sie unterwegens zur Rechten und Linken gewisse Zeichen in die Stämme der Bäume ein, und hauen daran auch die Aeste ab. Wie oft auch die Indianer auf einen Wege hin und her reisen, so kann man doch die kleinen Fußsteige, welche sie machen, kaum erkennen. Denn die Behendigkeit, mit welcher sie gehen, ist Ursache, daß ihre Fußstapfen sich nur sehr wenig in die Erde eindrücken. Ueberdem ist alles mit Lienne und umgefallenen Bäumen so angefüllet, daß man sehr oft genöthiget ist von einen Baume auf den andern zu springen, an statt ordentlich zu gehen.

Wenn sie auf den Flüssen fahren, so folgen sie gemeiniglich dem Strome nach, und sie haben nicht so viele Mühe und Arbeit, als wenn sie ihren Weg zu Lande verrichten müssen, daher sie auch diese Reisen jenen vorziehen. Wenn sie von weiten eine Pyroge gewahr werden, so rufen sie derselben mit einem Sprachrohre zu, welches man sehr weit hören kann, und aus zwey Stücken, die mit Lienne zusammen gebunden sind, gemacht ist. Mittelst dieses Sprachrohres geben sie auch Nachricht von ihrer Ankunft, wenn sie sich dem Karbet oder Dorfe nähern, wo sie an das Land steigen sollen. Außer demselben haben sie auch verschiedene Flöten, welche zu eben dieser Absicht dienen, und unter andern eine, welche des Pans seiner

ähn-

ähnlich iſt, und ein ſolches Getöne von ſich giebt, als die in Nieder-Languedoc und Rouſſillon von einem Dorfe zum anderngehende Schweinſchneider zu machen pflegen.

Wenn ſie wegen des niedrigen Waſſers auf den Flüſſen nicht weiter kommen können, ſo ziehen ſie den Kahn an das Land. Sie ſuchen ſo dann in den Wäldern ganz nahe an dem Meere oder Fluſſe einen Ort, wo ſie an einigen Aeſten der Bäume ihre Hamaks befeſtigen. Ein jeder macht Feuer gegen ſein Lager; und ob ſie gleich oft von dem Rauche ſehr vieles ausſtehen müſſen und gleichſam geräuchert werden, ſo können ſie doch niemals ohne Feuer ſeyn. Ja ſie tragen große Sorge, es nicht einmahl in der Nacht ausgehen zu laſſen, nicht ſo wohl um den Teufel zu vertreiben, vor welchem ſie, wie einige Schriftſteller gemeldet haben, ſich ſehr fürchten, als um ſich vor der unerträglichen Beſchwerlichkeit, die ſie ſonſt von den Muſtiken, Maks und Maringoins, ausſtehen müſſen, zu beſchützen. Ohne das Feuer würden ſie an dem Orte nicht aushalten können. Insgemein lagern ſie ſich jeden Abend etwas zeitig, damit ſie im Stande ſeyn mögen, ſich eine Wohnung zu bauen, inſonderheit, wenn es in den naſſen Jahrszeiten iſt. Sie pflanzen hie und da einige Pfähle in die Erde, und flechten einige Zweige darüber, welche ihnen ſtatt des Daches dienen. Auf dieſe Weiſe bringen ſie die Nacht in dergleichen elenden Hütten zu, welche ſie jedoch vor dem großen Regen, der in dem ganzen Lande ſo gewöhnlich iſt, wenig beſchützen.

Wenn sie Anstalten zu einer Reise machen, so nimmt das Haupt der Nation vor der Abreise ein kleines und dünnes Seil, und schlägt darin so viele Knoten, als er Tage zu verweilen gedenkt. Bey ihrer Ankunft binden sie dieses kleine Seil, welches sie Careta oder Rexy nennen, mitten in dem großen Karbet feste, und jeden Tag lösen sie daran einen Knoten auf. Nach diesem Seile nimmt also ein jeder seine Maßregeln, um sich zur Abreise fertig zu machen. Einige bessern ihre Pyrogen aus; andere machen Ruder, und die Weiber bereiten den Proviant, dessen sie während der ganzen Reise nöthig haben; denn sie müssen wegen Mangel der Wirthshäuser alles mit sich nehmen. Ob sie sich gleich am Tage der Abreise am frühen Morgen fertig machen, so begeben sie sich doch gemeiniglich sehr spät auf den Weg. Der Tag vergehet, ehe sie in dem Karbet ihre Unterredungen geendiget und ihr in den Cuyen vorräthiges Getränke ausgeleeret haben, daß sie also nicht vor drey Uhr Nachmittags abreisen. Sie rücken auch diesen Tag wenig fort, und kommen nicht viel weiter als über die Mündung ihres Flusses.

Die abergläubischen Indianer beobachten während ihren Reisen gewisse Gewohnheiten auf das heiligste, und handeln ihnen nicht leicht zuwieder. Insonderheit hüten sie sich verschiedene Dinge bey ihrem rechten Namen zu nennen. Wenn sie z. E. von einem Felsen sprechen müssen, so sagen sie: derjenige der hart ist; wenn die Rede von einer Eidechse ist, so bedienen sie sich gleichfalls einer Umschrei-

schreibung und sagen: dasjenige was einen langen Schwanz hat. Eben so gefährlich ist es auch, die Krieken und kleinen Inseln, imgleichen die Pyayes zu nennen. Alles dieses verursachet ihrer Meinung nach wenigstens einen Regen, oder man kommt dadurch wohl gar in die Gefahr Schiffbruch zu leiden; ja sie befürchten, daß ein erschreckliches Ungeheuer aus der Tiefe des Wassers heraufkommen und die Schiffleute auffressen werde. Einer von meinen guten Freunden, welcher einsten mit ungefehr zwanzig Indianern auf einen Flusse ziemlich weit herauf gefahren war, gerieth auf den Einfall die Indianer um den Namen einer Krieke zu fragen, welche von dem Orte, wohin man zu reisen gedachte, nicht weit entfernet war: allein niemand antwortete darauf, und sie stelleten sich alle taub. Diejenigen inzwischen, bey welchen er mit fragen anhielte, und welche nicht umhin konnten zu antworten, versicherten ihn, daß sie es nicht wüsten; andere sagten zu ihm: Fraget jenen, und also verwiese ihn einer zu dem andern. Er merkte alsbald, warum sie so viele Schwierigkeiten machten, und fing daher an sie heftig aufzuziehen, daß sie sich ein so großes Bedenken machten, diese Krieke in ihrer Sprache zu nennen. Endlich setzte er einem unter ihnen dergestalt zu, daß er ihn nöthigte das unglückliche Wort auszusprechen und die Krieke zu nennen. Kaum hatte er dieses gethan, so bekamen sie einen starken Regen, welcher die ganze Nacht anhielte. Da hätte man sehen sollen, wie lustig sie sich nun über ihn machten. Er mogte ihnen so viel sagen, als er wollte, daß dieser Regen im

geringsten nicht die Würkung des ausgesprochenen Wortes sey; so glaubten sie ihm nicht, und dieser Regen war bey ihnen eine Ueberzeugung und ein augenscheinlicher Beweis von der Wahrheit dieser von ihren Vorfahren auf sie fortgepflanzten Meinung. Sie giengen demjenigen, welcher die Krieke leichtsinniger Weise genannt hatte, stark zu Leibe, und machten ihm die bittersten Vorwürfe, daß er ihnen allen durch seine allzugroße Gefälligkeit diesen beschwerlichen Regen zugezogen, von welchem sie die Nacht hindurch so viel hätten ausstehen müssen.

Wenn die Indianer auf eine Gesandschaft gehen, so begiebt sich der Vornehmste der Nation, zu welcher sie abgeschickt sind, so gleich, wenn sie an dem bestimmtem Orte anlangen, zu der Landungsstelle, oder schickt auch wohl jemand in seinem Namen mit aller jungen Mannschaft dahin, um sie zu empfangen und in das große Karbet zu führen. Allda bewillkommet sie das Haupt der Nation auf das freundlichste, weiset den vornehmsten unter ihnen Sitze an, und grüßet sie einen nach dem andern, welches die Indianer im Karbet ihm gleichfalls nachthun. Nach allen diesen Höflichkeitsbezeigungen, welche verdrießlich genug sind, schickt der Hauptmann des Dorfes allenthalben einen Indianer, welcher gleichsam sein zugeordneter ist, herum, und läßt die Ankunft der Gesandten, nebst dem, was er ihrentwegen anzuordnen vor gut befunden, jedermann kund thun. Diesen Zugeordneten ist auch aufgetragen vor das Essen und Trinken der Fremden wärend ihrem

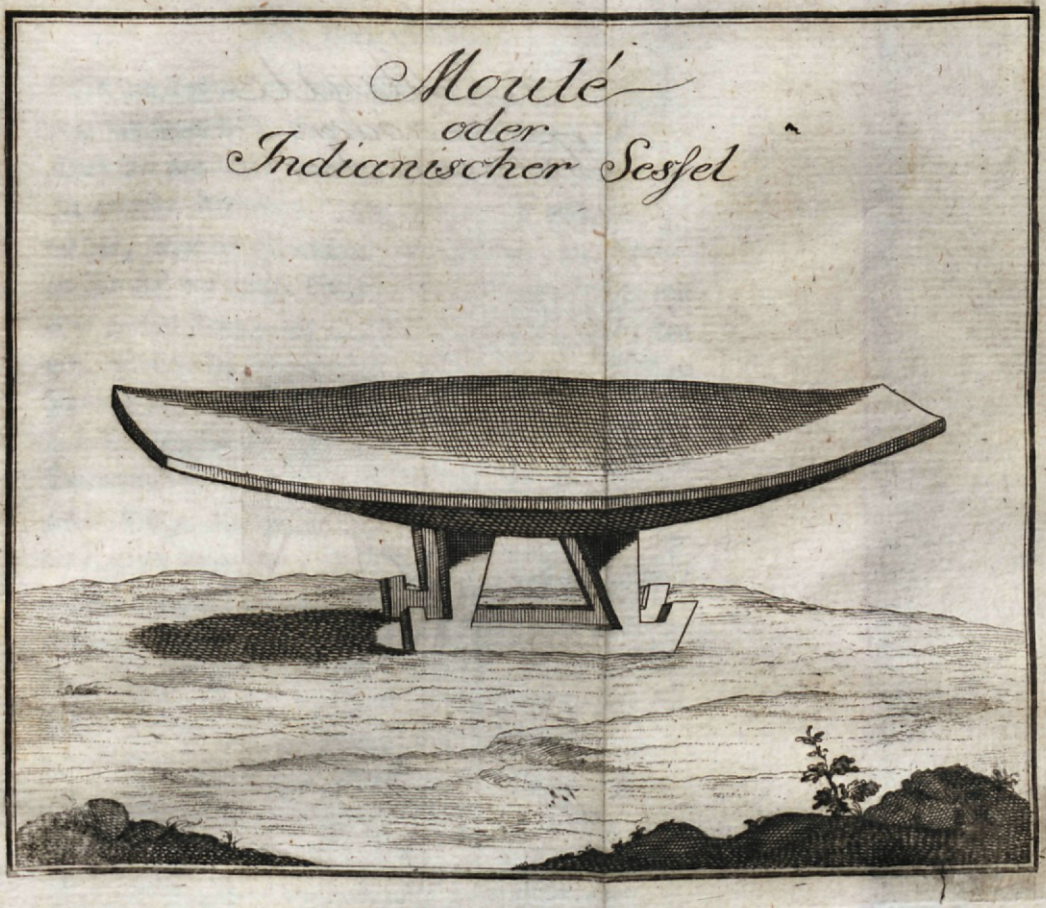
rem Aufenhalte zu ſorgen, weil ſie in allem frey gehalten werden. Insgemein kommen ſie ziemlich wohlfeil darvon; denn ſie werden alle mit einander nur mit Caſſave, Vicu oder einigen Stücken von gedürreten Fiſchen bewirthet; ja öfters eſſen ſie die Caſſave trocken, und man muß zum Lobe der Indianer ſagen, daß ſie ſich mit dem begnügen, was man ihnen giebt. Man ſetzet demnach eine kleine Anzahl Stühle, vor welchen auf Schüſſeln oder Auaris-auaris (welches eine Gattung von Feuerſchirmen oder Fächeln iſt, die von Palmblättern gemacht ſind), Caſſave, Fiſche oder Fleiſch, wenn man es hat, aufgetragen werden. Die vornehmſten laſſen ſie auf Stühlen ſitzen, die übrigen Fremden aber ſtellen ſich um ſie herum, und ſetzen ſich gemeiniglich gebückt auf ihre Ferſen nieder. Wenn die Mahlzeit vorbey iſt, läßt der Hauptmann Tabackspfeifen fertig machen, welche ihnen in ihren Unterredungen zum Zeitvertreibe dienen. Dieſe Pfeifen ſind nichts anders, als gedürrete Tabacksblätter, welche in Stücken Baumrinden eingerollet ſind. Der Baum, von dem man ſie hernimmt, und den die Indianer Ulemary nennen, iſt von außen mit einer braunen, ziemlich ebenen und anderthalb Linien dicken Rinde umgeben. Dieſe hat inwendig verſchiedene Häute, oder dünne und gelblichte Blätter, auf welchen man eben ſo, wie auf Papier ſchreiben kann. Solche dünne Haut wird von der Rinde abgeſondert, um daraus Pfeiffen zu machen, welche ſehr bequem ſind; denn man raucht ſie zugleich mit dem Tobacke auf, und ſie laſſen einem nicht den ſcharfen Rauch in dem Munde empfinden,

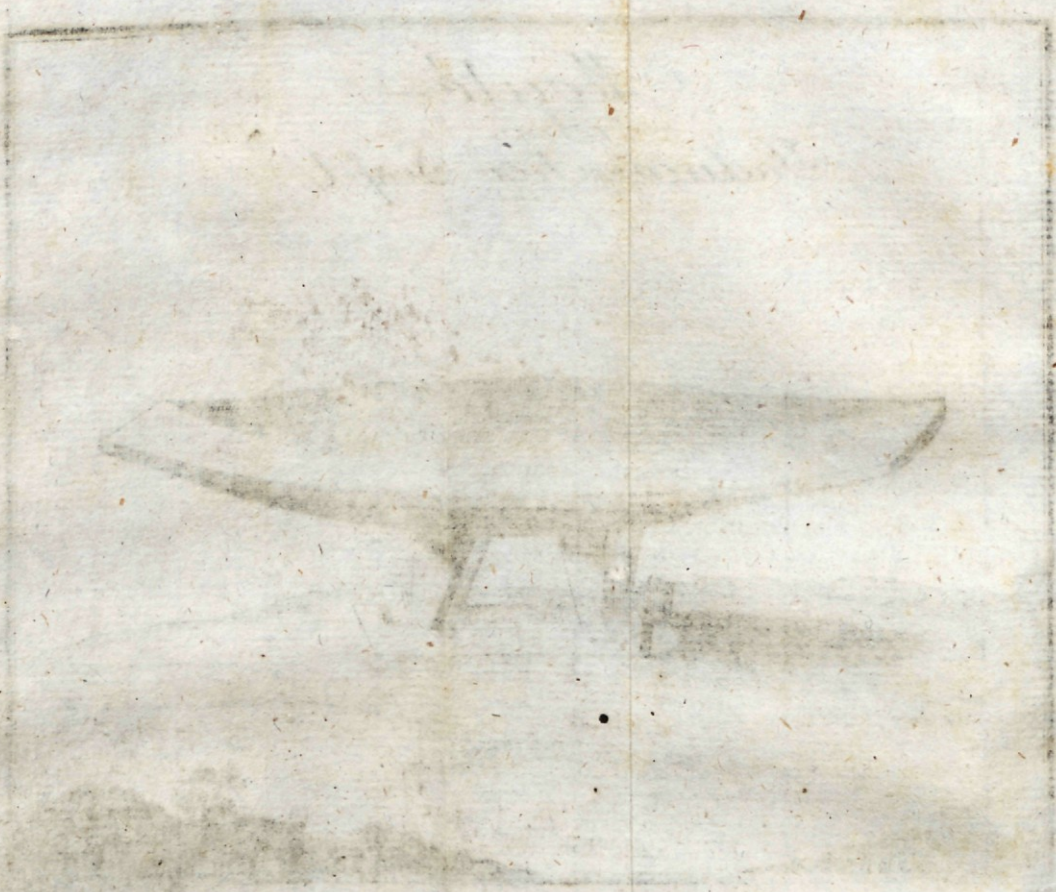
den, welcher die Zunge verbrennet und öfters in den Kopf steigt. Wenn die Pfeifen fertig sind, zündet der Hauptmann zwo davon an, eine für sich, und die andere für den vornehmsten unter den Fremden. Er selbst liegt in seinem Hamak ausgestreckt, und schmaucht mit großer Gelassenheit, da inzwischen sein Gast bey ihm auf einem hölzernen Stuhle, welchen sie Mule nennen, sitzet. Dieser Sessel, welcher aus einem einzigen Stücke bestehet, ist meiner Meinung nach sehr unbequem; denn der oberste Theil, welcher fast die Gestalt eines Kahns hat, ist in der Mitte so tief, daß man bis mitten an den Leib hinein fällt, und die Knie fast das Kinn berühren. Einer der dergleichen Stühle nicht gewohnt ist, fürchtet allezeit auf die Erde niederzufallen, wenn er sich drauf setzen will.

In dieser Stellung fängt der Vornehmste unter den Fremden seine Rede an, welche allezeit sehr lang ist. Oefters macht er eine Vorrede, welche mit dem, was er sagen will, nicht die geringste Verbindung hat. Gemeiniglich führt er das Wort in dem Namen der ganzen Nation. Er erzählet die Ursachen ihrer Reise. Die Unterredung ist sehr langweilig, und die Aussprache von derjenigen ganz unterschieden, deren man sich in dem gemeinen Umgange bedienet. Sie reden mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, und einer sehr geläufigen Zunge. Sie gebrauchen so dann auch gewisse Verbindungswörter, die sie in ihren gemeinen Gesprächen nicht haben. Insonderheit aber suchen sie auf eine gezwungene Weise durch die Nase zu reden, und

lassen

Moulé
oder
Indianischer Sessel





lassen den Ton auf die lezten Syllben dergestalt fallen, daß man fast sagen sollte, sie redeten eine ganz fremde Sprache. Diese Art sich unter einander zu unterhalten nennen die Franzosen karbeter. So bald der Fremde aufgehöret hat, fängt der Hauptmann des Orts an, und antwortet ihm fast auf gleiche Weise. Er spricht die Wörter mit einer grossen Ernsthaftigkeit und einem nachdrücklichen Ton aus, wie einer der öffentlich redet, zu thun pflegt. Oefters hören sie sich untereinander gar nicht. Der eine spricht eine halbe Stunde lang ohne einen Augenblick inne zu halten. Der andre denkt inzwischen nach seinem Belieben an ganz andere Dinge, und spricht wohl gar ganz leise mit denen, die bey ihm sitzen, ohne daß der Redner darüber im geringsten empfindlich wird, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er ihn mit gleicher Münze bezahle, wenn er wieder zu reden anfängt. Und auf diese Weise bringen sie öfters den ganzen Morgen mit reden zu. Das lustigste bey der ganzen Sache ist dieses, daß wenn der fremde Indianer von einer Nation ist, die eine ganz verschiedene Sprache redet, ein jeder dennoch seine Landessprache braucht; und also sprechen sie ganze Stunden lang, ohne sich untereinander im geringsten zu verstehen. Meines Theils glaube ich, daß sie dieses aus keiner andern Ursache thun, als um sich von den jungen Leuten zu unterscheiden und denenselben eine Ehrfurcht gegen sich beyzubringen. Bey ihrer Abreise gehet das Reden von neuem an. Ob nun gleich meiner Meinung nach, nichts längers und verdrießlichers als dergleichen Reden sind; so ist dieses doch der Geschmack der India-

dianer und die gemeine Gewohnheit ihrer Redner. Nachdem sie ausgeredet haben, so ruhen sich die Indianer drey oder vier Tage aus; so dann tanzen sie, und das Fest endigt sich mit einem grossen Saufgelage. Denn in dergleichen feierlichen Lustbarkeiten wissen sie nicht, was Essen heißt.

Die Tänze aller Wilden sind überaus ernsthaft. Man nimmt gar keine Vertraulichkeit bey den jungen Indianerinnen wahr, welche mit Mannspersonen tanzen; und alles siehet bey ihnen ehrbar und sittsam aus. Ganz anders aber verhält es sich mit den Mohren, als welche den Wohlstand nicht so genau beobachten; und es sind keine unzüchtige Leibesstellungen und Geberden, die sie in ihren Tänzen nicht zeigen. Die Missionarien unterlassen zwar nicht wider die Kalendas und andere geile Tänze zu predigen: allein sie gefallen den Mohren gar zu wohl, als daß man sie gänzlich abschaffen könnte. Denn weil sie in das Tanzen bis zur Raserey verliebet sind, und keine andere Ergötzlichkeit als diese haben; so achten sie alle Strafen nicht, womit man sie bedrohen mögte.

Ob wohl die Music der Mohren ein verwirrtes Getöne ist, und ihre Trommeln, deren Klang sie mit einem außerordentlichen Geschrey und Heulen begleiten, sehr unangenehm zu hören sind: so haben sie doch auch einige Instrumente, welche ziemlich wohl klingen, und so gar lieblicher als die Flöten der Indianer sind. Ihr so genannter Balafo klinget recht gut. Dieses Instrument bestehet

eigent-

eingentlich aus verschiedenen zusammengesetzten leeren Kürbissen, deren einer immer kleiner als der andere ist, und unten an Leisten von einem sehr harten Holze, so daß sie parallel stehen, gebunden sind. Wenn man sie auf dem Balafo spielen höret, solte man sagen, daß es eine kleine Orgel wäre. Die Mohren bedienen sich bey ihren Tänzen auch noch eines andern Instruments, welches sie Ventan nennen. Dies siehet wie ein Violinbogen aus, an welchem statt des Haars eine zarte und sehr dünne Lianne befestiget ist. Man hält diesen Bogen mit einer Hand, und setzt dessen Ende an den Mund, mit der andern Hand schlägt man mit einem kleinen Stecken auf die Lienne. Man muß dabey ein wenig den Athem an sich halten, eben so, als wenn man auf der Maultrummel spielet. Dieser Ventan giebt, wenn man den Athem obgedachtermaßen zurück hält, einen Ton von sich, gleich als eine lederne Pfeife.

Die Wilden machen insgemein große Vorbereitungen, ehe sie ihre Tänze halten, weil dieselben bey ihnen Sachen von großer Wichtigkeit und die stärkste Probe der Freundschaft und des Vertrauens sind, welche sie sich geben können. Diese Vorbereitungen bestehen darin, daß sie sich wohl ausputzen und die Haare verschneiden, welche sie auf der Stirne so gleich bescheeren, als die meisten Mönche zu thun pflegen. Uebrigens halten sie viel auf schwarze und gerade Haar. Ich habe eine Indianerinn gesehen, welche die Haare eines von ihren Kindern, weil solche

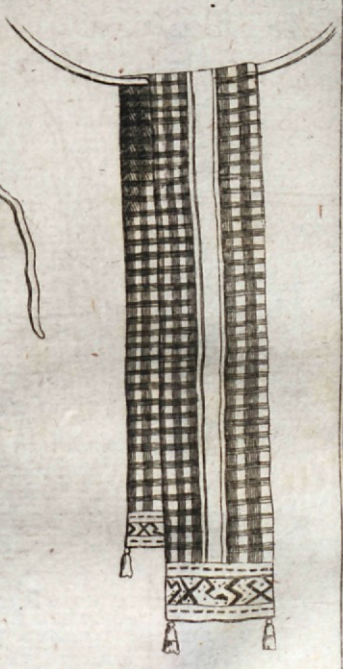
che ein wenig kastanienbraun und kraus waren, fleißig mit Oele einzuschmieren und glatt zu machen pflegte. Mit einem Worte, die Indianer suchen sich so viel als möglich, auszuschmücken. Wenn sie also einen schönen Federputz, einen feinen Cuyu, reiche Hals- oder Armbänder, Gürtel, oder andere Kleinodien haben, so erscheinet solches alles bey dieser Gelegenheit und an diesem Tage. Wie armselig es auch bey ihnen aussiehet, so ist die Eitelkeit doch keinesweges von ihnen verbannet. Sie mögen überaus gerne prächtig einhergehen, und sie eifern um die Wette, welcher von ihnen es dem andern an Zierath und Schmuck zuvor thun werde.

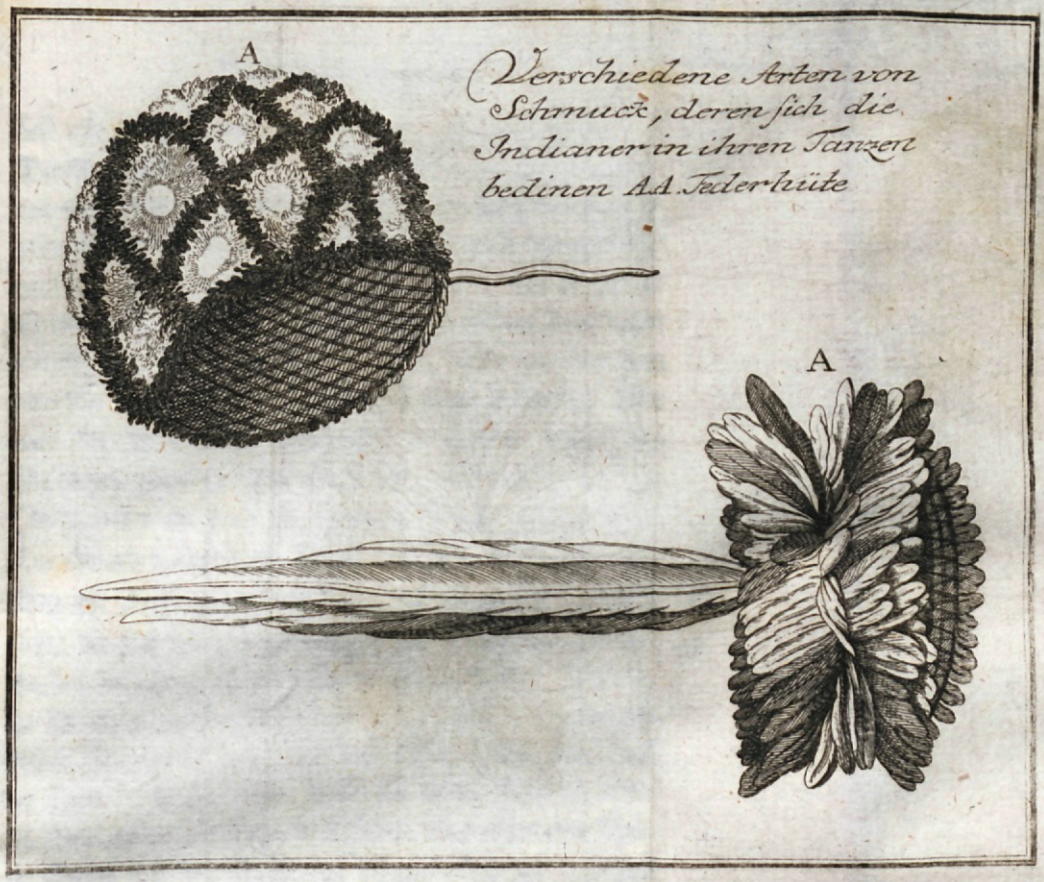
Der vornehmste Putz der Weiber bestehet in einem schönen Cuyu. Derjenige, welchen sie bey den großen Tänzen gebrauchen, ist weit größer und reichet bis an die Knie. Man siehet darauf eine zierliche Zusammensetzung vieler Figuren und die feinsten Glaßkorallen sind da in großer Menge. Ueber die Schürzen binden sie Gürtel, die ihnen verschiedene mahl um den Leib gehen. Diese sind aus kleinen Stücken von Muscheln, oder einer Art Burgos* gemacht, welche man an den Flüssen findet, und welchen sie auf einem Reibesteine die Figur eines kleinen Zirkels geben. Sie schmücken überdem den ganzen Leib

*) Burgos oder Burgau ist eine Schnecke, aus deren Schaale man die feine Perlenmutter Burgantine genannt, bekommt, welche höher als die gemeine Perlenmutter geschätzet wird.

Cuyu
oder
Indianische Schürze

Indianische
Camiza



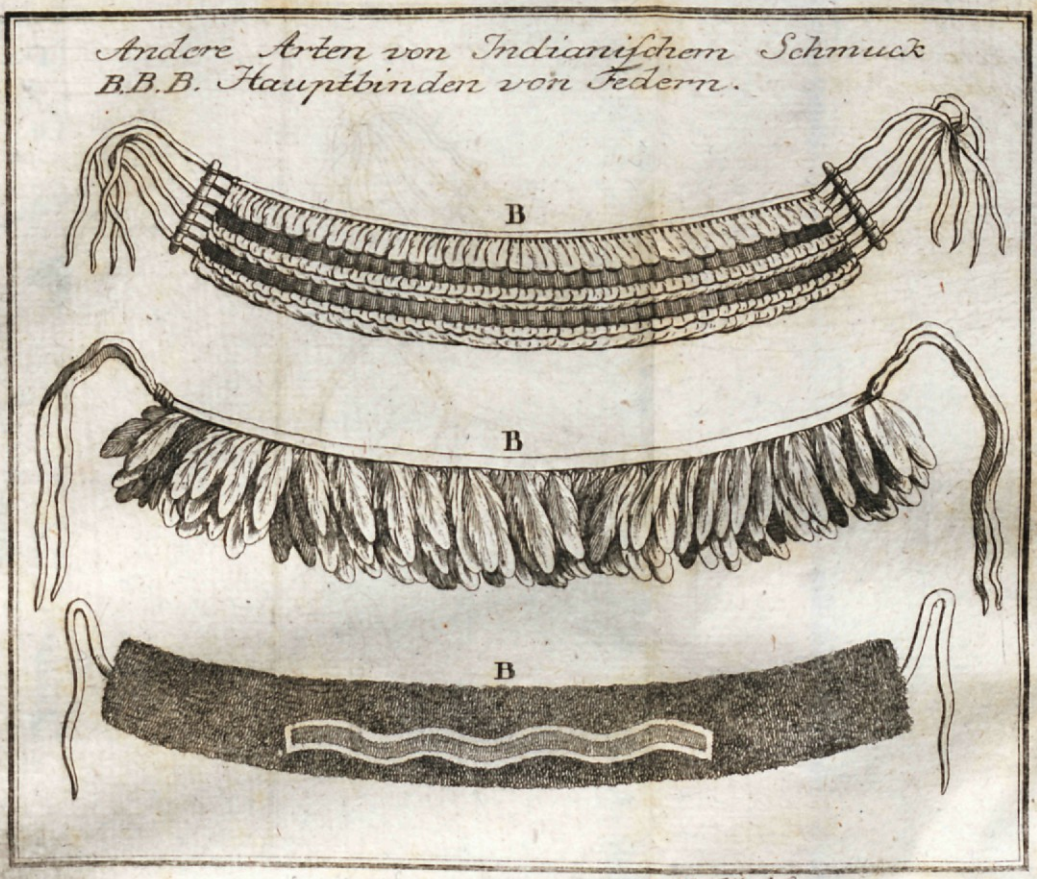


Verschiedene Arten von Schmuck, deren sich die Indianer in ihren Tanzen bedinen AA. Federhüte

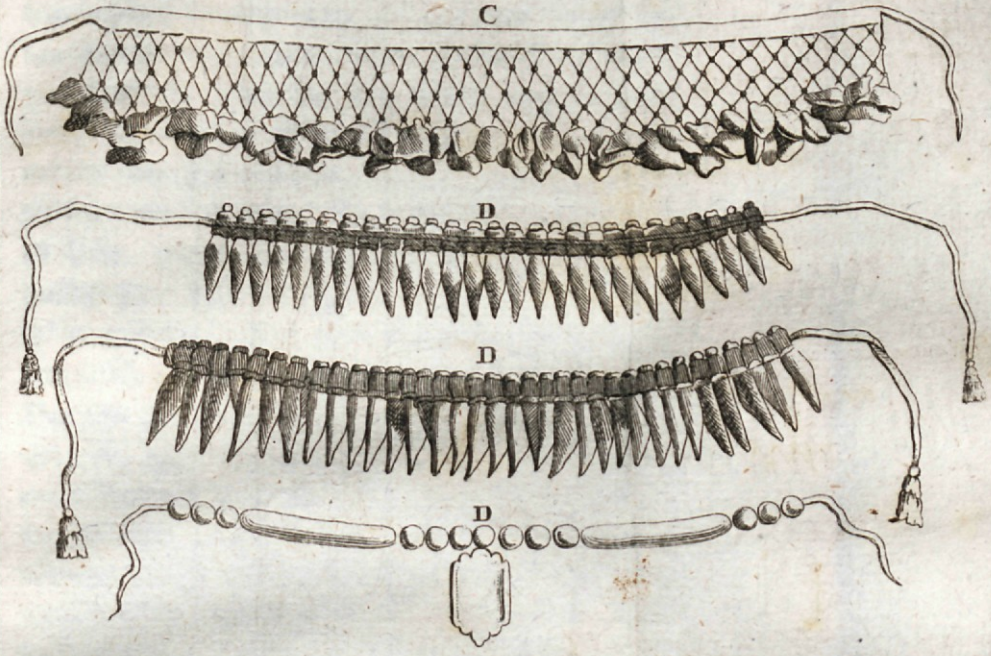
Leib mit Armbändern und weißen und blauen Glaskorallen. Die Männer haben Hauptbinden von Federn. Diese bestehen aus vielen Federn von verschiedenen Farben, welche an einander gebunden oder übereinander in einer gewissen Ordnung befestiget sind. Die ersten nennen sie Hummari, und die andern Caneta. Sie haben noch andere, die sie auf den Kopf setzen und die einer Krone ähnlich sind. Oben stehen zuweilen drey oder vier lange Federn aus dem Schwanze des Arra. Aber was die Federbüsche anbetrifft, so kommt nichts der Schönheit eines gewissen Hutes bey, welchen ich bey den Indianern an dem Amazonen-Flusse gesehen habe. Der Grund dieses Huts ist ein Peruckennetz, dessen Maschen mit Abtheilungen von kleinen Federbüschen, versehen sind, die aus den feinsten Pflaumfedern und den schönsten Farben bestehen, die man sich einbilden kann. Das rothe ist eine glänzende Feuerfarbe; das gelbe siehet wie eine schöne Jonquille aus, und das blaue ist das feinste auf der Welt. Außer diesen Zierathen binden sie auch unter die Knie und um die Schenkel Bänder, an welchen eine Menge Steine aus der Frucht des Ahuai-Baums befestiget sind. Mit diesen Kniebändern schlagen sie den Tact, indem sie den Fuß stark bewegen. Es ist unmöglich das erschreckliche Getöne auszudrucken, welches diese Art von Schellen verursachet. Die weit in dem Lande wohnenden Indianer bauen diesen Baum einzig und allein deswegen, damit sie die Steine davon bekommen mögen; denn die Frucht ist ein tödtliches Gift. Die Weiber bey welchen die Glaskorallen nicht gebräuchlich sind, besetzen damit

ihre Schürzen. Sie tragen auch Halsbänder, welche von Tygerzähnen gemacht und sehr nett zusammen gesetzet sind. Sie machen dergleichen auch von anderm Stoffe, und insbesondere von Muscheln, welche sie auf einem Sandsteine poliren und ihnen die Gestalt eines Kegels geben. Diese Gattung von Halsbändern nennen sie in ihrer Sprache Kuratari. Aber die kostbarsten Edelsteine und welche sie am höchsten schätzen, sind die grünen Steine; daher halten die Indianerinnen sich auch für schöner, wenn sie viele davon am Halse hängen haben und sie ihnen auf die Brust herunter fallen. Sie tragen sie auch an dem Nasenknorpel, der bey ihnen von ihrer Kindheit an durchbohret ist. Dem ohngeachtet macht alles dieses einen sehr jämmerlichen Schmuck aus. Die Indianer an dem Flusse Para ziehen einen Rock oder vielmehr ein Hemde ohne Ermel an, welches von Baumwolle aus zwey Stücken gemacht und an den Seiten sehr nett zusammen genehet ist. Dieses Kleid, welches den Häuptern dieser Nationen eigen ist, reichet nicht weiter als bis auf die Knie, und ist nur drey Queerfinger weit vorne an der Brust offen. Es ist von außen mit Zusammensetzung verschiedener Figuren bemahlet, und hat verschiedene Farben, welche nicht von dem Wasser ausgehen.

Das letzte, womit die Wilden ihren Aufputz vollkommen machen, bestehet endlich darinnen, daß sie ihren Leib entweder ganz oder zum Theil mit Genipa oder Roucou, von welcher Farbe sie am meisten halten, und die sie beständig


Andere Arten von Indianischem Schmuck
B.B.B. Hauptbinden von Federn.
B
B
B
J.C.G. Fritzsch sc.

Noch mehrere Arten von Indianischem Schmuck
C. Gürtel von Ahouai Steinen.
D.D.D. Verschiedene Halsbänder.



ſtändig bey der Hand haben, bemahlen. Sie gebrauchen auch darzu den Kariaru, welches ein Saft iſt, der dem Spaniſchen Zinnober nichts nachgiebt, und den ſie aus den Blättern einer Lianne preſſen, die den Weinreben etwas ähnlich iſt. Aber alle dieſe Farben vergehen bald, weil ſie eigentlich nur Waſſerfarben ſind. Wenn ſie ſich auf eine lange Zeit anſtreichen wollen, ſo bemahlen ſie ſich gleichſam mit Oelfarben. Sie gebrauchen darzu ein weiſſes Harz, welches aus einem Baume Sipo * genannt, herabfließet. Nachdem ſie ſolches an dem Feuer ein wenig haben erweichen laſſen, ſo machen ſie es ſchwarz, indem ſie die verbrannten Blätter von dem Marakupi-, Barulu- oder einem andern Baume damit vermiſchen. Um dieſes Harz noch weicher zu machen, ſo laſſen ſie es in etwas Karapa-Oele zergehen. Von dieſer Farbe nehmen ſie etwas mit dem Stückchen eines Bluttes von dem Cumun (welches ein Palmbaum iſt) und mahlen damit vorne auf der Bruſt, auf den Armen und inſonderheit auf dem Geſichte verſchiedene Striche oder Abtheilungen, faſt auf eben die Weiſe, als ſie ihre Schürzen anſtreichen. Dieſe Indianer brennen ſich keine Figuren auf den Leib, wie die nordlichen Wilden thun. Sie begnügen ſich nur die oberſte Haut des Leibes auf eine zuweilen ſehr ſeltſame Weiſe zu bemahlen. Oft beklecken ſie ſich nur ein Auge, zuweilen die Spitze der Naſe und die Helfte des Geſichts, das Kinn, oder ein Ohr, ſo wie es ihnen einfällt. Sie glauben ſich ein ſchönes Anſehen zu geben,

*) Terebinthus, piſtaciae fructu, non eduli. *Plum.*

wenn sie sich auf die Weise ausstafieren, ob sie gleich in der That dadurch lächerlicher und von den Vernünftigen für wunderliche Tröpfe gehalten werden. Sie tragen nicht weniger Vorsorge für ihre Gesichtsfarbe, und die Männer noch mehr, als die Weiber. Sie reiben sich daher auch oft mit Karapa-Oele, damit sie nicht, wie sie sagen, von der Sonne verbrannt werden mögen. Sie haben mich versichert, daß dieses Oel ihre Haut abkühlete und sie die allzugroße Sonnenhitze nicht empfinden ließe. Wenn nun die Indianer sich auf diese Weise ausgeputzet und zum Tanze fertig gemacht haben, so begeben sie sich an den Ort, wo er gehalten werden soll. Ich will kürzlich anführen, wie sie dieses einstens verrichteten, da ich mich ungefehr unter ihnen befand.

Sie fingen diesen berühmten Tanz ohngefehr um fünf Uhr des Abends an, und höreten nicht eher als bey Aufgange der Sonne wieder auf. Ich ward gleich anfangs durch die verschiedenen Gattungen ihrer Tänze in Verwunderung gesetzet. Der Anfang ward mit einer Sarabande gemacht, und darauf folgten einige andere Melodeyen, die nichts wildes in sich hatten, und die man vielleicht mit einem Menuet hätte vergleichen mögen. Ihre Flöten, welche aus einem ungefehr drey Schuhe langem Stücke Rohr gemacht sind, waren mit verschiedenen Pflanzen gezieret, und hatten einen ziemlich wohlklingenden Ton. Und gleich wie ihre Größe nach einer gewissen Verhältniß eben so wie die Pfeifen in einer Orgel, unterschieden sind; also mach-

machten ſie allezuſammen acht Töne aus. Eine z. E. war das Re, die andere das Mi, die dritte das Fa, und ſo die übrigen. Die Muſicanten ſtimmten vollkommen wohl zuſammen, und ein jeder von ihnen hielte zu rechter Zeit ein, und fieng wieder an. Die Tänzer giengen einen Flintenſchuß weit von dem groſſen Karbet, damit ſie alle ihren Putz auffetzen und ſo dann ihren Einzug halten mögten. Dieſer Anblick ſetzte mich in Beſtürzung. Der erſte, welcher den Haufen anführte, hatte in der Hand eine halbe Pike von einem ſehr harten Holze, an deren Ende eine Reihe Schellen oder Ahuai-Steine befeſtiget waren, welche ein Getöne machten, wovon einem der Kopf hätte zerſpringen mögen. Ein anderer in der Mitte hatte Kniebänder, welche mit eben ſolchen Steinen gezieret waren. Alle Tänzer folgten in einer Reihe nach einander; ihre Köpfe waren mit verſchiedenen Federbüſchen gezieret; der Leib war bemahlet, und an den Armen und Beinen hatten ſie Bänder von verſchiedenen Farben. In dieſem Anzuge kamen ſie auf dem Platze des Karbets an, allwo keine Seele war, und alles ſich verſtecket hatte. Die Indianer bilden ſich aus Aberglauben ein, daß derjenige, welcher die Tänzer am erſten auf dem Platze ankommen ſehen würde, in demſelben Jahre ſterben müſte. Sie verſtecken ſich daher mit groſſer Sorgfalt, ſo bald die Tänzer ihren Zug anfangen wollen. Kaum ſind dieſelben angelanget, ſo gehen ſie alle auf einmahl aus ihren Schlupfwinkeln mit einem entſetzlichen Lermen und einem raſenden Geſchrey heraus, und wohnen dem Tanze bey. Alsdann geſellen

sich die jungen Mägdgen des Orts, die auf das beste als ihnen möglich ist, ausgeputzet sind, zu den Tänzern. Ihre Art zu Tanzen ist ganz sonderbar, und mehr ein Gang als ein Tanz. Dieser bestehet vornemlich darin, daß sie mit dem Fuß nach einem gewissen beständigen Tacte auf die Erde treten, wozu eine Bewegung des Leibes kommet, die mit derjenigen eine große Aehnlichkeit hat, die ein Hinkender macht.

Wenn der Tanz zum Ende ist, begeben sie sich nach dem Karbet, und endigen daselbst das Fest mit einem Schmause, welchen die alten Weiber schon lange zuvor zubereitet haben. Auf demselben wird drey oder vier Tage nach einander beständig getrunken. Alle ihre Getränke, in welchen der vornehmste Stoff allezeit der Maniok ist, sind von sehr schlechtem Geschmacke; jedoch machen sie auch einige, welche nicht übel sind, als der Trank von der Anana-, Acayu- und einigen andern Früchten, welche zerquetscht und darnach durch ein Haarsieb gegossen werden. Die Getränke aber, deren sie sich in diesen großen Festen bedienen, sind der Vicu, der Paya oder der Quachiry; und von der Art und Weise dieselben zuzurichten wird in verschiedenen Reisebeschreibungen gehandelt. Sie füllen mit diesen Getränken verschiedene große irdene Gefässe an, welche die Französischen Kaufleute Canarys, und die Galibis Turuas nennen. Alle diese Canarys, wovon das kleinste zum wenigsten hundert Kannen hält, sind von einem Ende des Karbets bis zum andern per-

specti-

ſpectiviſch in Ordnung geſtellet. Die Weiber tragen den Männern das Getränke in großen Schaalen zu, welche ſie, ſo wie ſie nach und nach ausgetrunken werden, wieder anfüllen. Dieſe elenden Tröpfe martern ſich drey oder vier Tage lang gleichſam freywillig, und trinken in einem ſo lange fort, bis ſie dasjenige, was ſie zu ſich genommen haben, wieder von ſich geben; und kaum iſt dies geſchehen, ſo fangen ſie von neuem an zu ſaufen und eben ſo wie vorhin zu ſpeyen. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo viel trinken können; denn Männer, Weiber und Kinder überſchreiten darinn alle Maaße, und es iſt vielleicht kein Volk auf dem Erdboden, das mehr ſäuft, als dieſe Wilden. Kurz, ſie machen ſich eine Ehre daraus, alle Canarys auszuleeren, wenn ihrer auch gleich mehr, als gewöhnlich verhanden ſeyn ſollten. Ein jeder Indianer trinkt in den dreyen oder vier Tagen, welche dieſe Schwelgerey dauret, ſo viel als ein groß Faß Wein ausmacht. Der Mangel des Getränkes endiget alſo dieſe Ceremonie, und die Fremden nehmen darauf Abſchied von ihren Wirthen, welchen ſie jedoch ihre Flöten laſſen. Denn es iſt bey den Guianern ein Geſetz ihre Flöten und Tänze in andere Karbets mitzunehmen, von da ſie hernach noch weiter gebracht werden.

Die erwünſchte Geſundheit, deren die Guianiſchen Indianer insgemein genießen, gab mir Anlaß mich zu erkundigen, wie die Arzeneykunſt bey ihnen getrieben würde, und inſonderheit fragte ich ſie oft, auf was Weiſe ſie

gewisse Pflanzen gebrauchten, und was dieselben für Tugenden hätten? Ihre ganze Arzneywissenschaft bestehet darin, daß sie eine sehr große Mäßigkeit im Essen und Trinken beobachten, das ist, nur etliche Schaalen trinken, sich öfters den Leib waschen und den Saft aus gewissen Pflanzen, die zerrieben werden, trinken. Mit einem Worte, die Indianer sind elende Aerzte, und verstehen sehr wenig von der Kunst. Unterdessen haben wir ihnen doch einige Arzneymittel zu danken, welche ihnen aber mehr ein ungefährer Zufall, als ihr Nachdenken gezeiget hat. Sie gebrauchen in der rothen Ruhr, die bey ihnen so wohl als in Frankreich viele Leute dahin reißet, die Simarumbe-Wurzel mit gutem Erfolge. Die Wurzel eines Baums den sie Xuroquuy nennen, heilet auch eben diese Krankheit, indem sie eben so wohl als die Simarumba-Wurzel ein Brechen verursachet. Es giebt einige Nationen nicht weit von dem Amazonen-Flusse, welche sich Klystiere mit den Sprützen oder Ballonen setzen, davon wir oben Meldung gethan haben; allein ich glaube, daß sie dieses von den Portugiesen und den Europäern gelernet haben. Die Indianer bedienen sich auch verschiedener Früchte und mancher Arten von Gummi, um sich in ihren Krankheiten eine Erleichterung zu verschaffen. Sie bezeigen sonsten in denselben eine abgehärtete Geduld; ein Indianer klagt niemahls, und was für große Schmerzen er auch ausstehen mag, so läßt er doch nicht den geringsten Laut, ja nicht einmal einen Seufzer hören. Ihr Heldenmuth ist so wohl in den Krankheiten als in den

Mar-

Martern bewundernswürdig, welche ſie im Kriege ausſtehen müſſen.

So vortreffliche Arzneymittel auch die Wilden haben, und ſo gute Würkungen ſie davon in verſchiedenen Gelegenheiten ſpüren mögen; ſo gebrauchen ſie doch dieſelben ſehr wenig; weil ſie alle im höchſtem Grade abergläubiſch ſind, und in der Einbildung ſtehen, daß der Teufel die Urſache an allen ihren Krankheiten ſey. Sie wenden ſich daher mit einer vollkommenen Zuverſicht zu ihren Hexenmeiſtern oder Gaucklern, welche ſie Piayes nennen, und welche, wie ſie ſagen, die Kraft beſitzen den Teufel zu erbitten oder ihn aus den Leibern der Kranken zu vertreiben, deren er ſich unrechtmäßiger Weiſe bemächtiget hat. Dieſes den Gaucklern ſo vortheilhafte Vorurtheil, welches die Wilden ſo wohl in dem ſüd- als nordlichen America gemein haben, trägt ſehr vieles bey ſie in Anſehen zu ſetzen, und ſie beſitzen die Geſchicklichkeit die armen Leute in ſolcher Leichtgläubigkeit zu erhalten und ihre Einfalt zu mißbrauchen.

Die Indianer geben dem Teufel verſchiedene Namen. Die Galibys nennen ihn Hyorokan, die Arruas Anignao; die weit in dem Lande wohnenden Völker Anaanh, und die Caraibes, Maboya. Unſere Wilden theilen die Teufel in verſchiedene Gattungen, deren Namen anzuführen was unnützes ſeyn würde. Derjenige, den ſie am meiſten fürchten, heißt Chinay. Dieſer frißt, wie ſie ſich einbilden, würklich die Indianer. Er ernehrt

sich nur mit ihrem Fleische, und saugt ihnen alles Blut aus. Das ist die Ursache, sagen sie, warum wir in unsern Krankheiten so mager sind. Der Hyorokan erwürgt den einen, verdirbt das Geblüte bey andern; er überhäuft bey diesem den Leib mit Geschwüren, und jene steckt er mit der Gelbsucht an. Kurz, der Teufel ist der einzige Urheber alles Unglücks, welches sie ausstehen. Was vor närrisches Zeug sie inzwischen auch von dem Teufel sagen mögen, so haben sie doch von ihm keinen vernünftigen Begriff, und können nicht den geringsten Grund von dem, was sie in diesem Puncte glauben, angeben. Man hat die berühmtesten Gaukler darum befragt; man hat von ihnen zu wissen verlangt, was denn dieser Hyorokan wäre, von welchem sie so oft sprächen: allein sie haben die Schwierigkeiten niemahls auflösen können, sondern oft bekennen müssen, daß sie es nicht wüsten, und daß, wenn sie gleich ihre Gaukeley ausübten, es blos geschähe, um sich nach der Mode zu richten. Es ist unsere Gewohnheit, sagen sie, und unsere Vorfahren haben es eben so gemacht.

Diese Kunst die Kranken zu heilen, welche in einem strafbaren Aberglauben bestehet, hindert nicht allein die Bekehrung dieser Völker, sondern ist auch Ursache, daß sie viele heilsame Arzneymittel, die wir von ihnen bekommen könnten, nicht versuchen. Sie nehmen demnach ihre beständige Zuflucht zu den Gauklern, wenn sie von ihrer Krankheit befreyet zu werden wünschen. Diese Gaukler, die gleichsam allen Indianischen Aberglauben in ihrer

Ver-

Verwahrung haben, machen viel Weſens und werden unter dieſen armen Leuten vor groſſe Doctoren gehalten, ob ſie gleich in der That ſehr groſſe Narren, und die Streiche, welche ſie ſpielen, ſehr grob ſind. Zuweilen ſind die Indianer Hauptleute und Gaukler zugleich; das iſt, die Vornehmſten in der der Nation, und Aerzte. Die Söhne dieſer Aerzte ergreifen gemeiniglich das Handwerk ihres Vaters. Aber ein jeder kann nicht ein Arzt werden, welcher will, und es koſtet ſehr viel, um zu dieſem Vorzuge zu gelangen. Einige verlieren oft das Leben, indem ſie ſich das vermeynte Vorrecht erwerben wollen, daſſelbe andern zu erhalten. Mit einem Worte, keiner wird in die Geſellſchaft aufgenommen, als nachdem er alle harte Proben ausgeſtanden und tüchtig geworden iſt Hunger und Durſt zu leiden, ſich von groſſen Ameiſen, Weſpen, Fliegen oder anderm Ungeziefer auf das heftigſte ſtechen und ſich an verſchiedenen Stellen Schnitte in den Leib machen zu laſſen; kurz, die empfindlichſten Schmerzen mit der gröſten Standhaftigkeit und Geduld zu ertragen.

Wenn ein junger Menſch ſich dieſer Arzneykunſt oder Gaukeley widmet, ſo begiebt er ſich bey einem alten Gaukler in die Lehre, welchem er durchaus unterworfen ſeyn muß, und der ihn zu einem überaus arbeitſamen und ſtrengen Leben gewöhnet. Er unterrichtet ihn in den Geberden, Verdrehungen des Leibes und den verſchiedenen Veränderungen der Stimme, die zur Gaukeley nöthig ſind, imgleichen in der beſondern Art und Weiſe die Kranken an-

zu-

zublasen und zu saugen. Wenn der Schüler genugsam unterwiesen ist, giebt man ihm eine aus einem Kürbis gemachte Flasche, Maraka genannt, die mit verschiedenen Farben bemahlet und auf einen Stock gesteckt ist. In diese Flasche sind einige geheimnißvolle Körner, welche der alte Gaukler, wie er dem Jünger glaubend macht, von unten aus seinem Magen gezogen hat. Das Fasten ist in diesem ganzen Lehrjungen-Stande eine unentbehrliche Sache; allein dies ist ein sehr strenges Fasten, welches die Schüler ungemein mager und recht häßlich macht. Kaum ist die Speise, welche sie wärend dieser Zeit bekommen, hinreichend sie eben am Leben zu erhalten. Gewisse Fische, Wild, Früchte und andere dergleichen Sachen zu essen, ist ihnen auf das schärfste verboten. Diese elenden Leute befinden sich würklich in den Umständen des Tantalus, und haben gleichsam überflüssige Lebensmittel zween Finger von ihrem Munde, ohne sie anrühren zu dürfen. Wenn sie alle Schwierigkeiten in diesem harten Probejahre überwinden; so haben sie hernach auch in einem angenehmen Wechsel alle nur mögliche Freyheit. Sie werden von den andern Indianern ungemein verehret, und als Leute die über Leben und Tod zu sprechen haben, angesehen. Alles ist ihnen erlaubt; man unterstehet sich nicht ihnen etwas abzuschlagen; man leidet alles von ihnen, ohne daß jemand was darwieder einzuwenden hat, oder sich nur im geringsten darüber beschweren sollte, und in Krankheiten sucht man ihre Personen mit dem grösten Fleiße. Nach der Einbildung der Indianer ist nichts ein geschick-

ter

ter Mittel jemanden zu einem tüchtigen Arzte zu machen, als die Proben, welche die jungen Lehrlinge aushalten müſſen. Sie müſſen alſo dieſe Wiſſenſchaft durch die gröſten Ungemächlichkeiten, welche ein oder mehr Jahre dauren, erkaufen. Dem ohngeachtet, und ob ſie gleich alles, was ihnen vorgeſchrieben worden, heilig ausgeübt haben, ſo werden ſie doch nur für angehende Schüler gehalten, wenn ſie nicht an dem Tage, da ſie in die Zunft öffentlich aufgenommen werden, unwiederſprechliche Proben von einer ungezweifelten Herzhaftigkeit ablegen. Zu dem Ende wird ein groſſes Feſt oder Saufgelag angeſtellet, und die Gaukler aus der Nachbarſchaft darzu gebeten. Der junge Lehrling aber bekommt nichts davon zu ſchmecken, ſondern ſtatt deſſen bringt man ihm in einer groſſen Schaale ungefehr zwey Maaß Tabacksſaft, welche er in einem Zuge vor der ganzen gegenwärtigen Facultät austrinken muß. Gemeiniglich fällt er nach dieſem Tranke in Ohmacht. Man trägt ihn ſodann in ſeinen Hamak, damit er wieder zu ſich ſelbſt kommen möge. Wenn er nach dieſem ſtarken Brechmittel nicht alsbald ſpeyet, ſo ſtirbt er, oder fällt zum wenigſten in erſchreckliche Convulſionen, welche von einem kalten Schweiße, Reißen in den Gliedern und andern traurigen Zufällen begleitet werden; und nach dieſem leben ſie zwar noch etwas in einem kraftloſen Zuſtande, der ſich aber allezeit mit ihrem Tode endiget. Wenn ein Indianer, der ſein Leben ſolchergeſtalt auf die Probe geſetzt hat, aus dieſer ſo groſſen Gefahr entwiſchet, ſo wird er in die Zunft aufgenommen, und jedermann erkennet ihn für einen

nen rechtmäßigen Arzt. Von dieser Zeit an nun hat er das Vermögen die Teufel mit Güte oder Gewalt aus den Leibern der Kranken zu treiben, ohne daß ihm einer widerstehen kann. Jedoch muß er die Kraft, welche ihn zum Arzte macht, dann und wann durch einige Gläser Tabackssaft wieder erneuren. Aber die Dosis ist nicht so stark, als diejenige, die er am Tage seiner Einweihung bekommt. Er muß sich auch mit der gröſten Sorgfalt hüten, gewisse Fische und Wildpret zu essen. Wenn er dieses nicht beobachtete, so würde er seine Kraft ohnfehlbar verlieren, und seine Gaukeleyen würden gewißlich ohne Würkung seyn. Ein jeder Arzt stellet sich an, als wenn er mit einem gewissen Geiste, oder vielmehr einem vertrauten Teufel in einer genauen Gemeinschaft stünde, durch dessen Beystand er alles, was er wollte, verrichtete. Dieser vermeynte Geist ist ihm nicht allezeit so gehorsam, sondern läuft zuweilen, wenn er es für gut befindet, davon, und fügt den Indianern alles mögliche Uebel zu; so dann aber findet er sich wieder an seinem Orte ein. Der vornehmste Nutzen, den die Gaukler von diesem Geiste haben, bestehet darin, daß sie ihn als ihren Abgeordneten brauchen, entweder um die Teufel auszutreiben, oder auch nach ihrem Belieben Schaden zu thun und die Indianer, welche sie für gut befinden, zu tödten; denn sie besitzen eine gleiche Gewalt so wohl die Kranken zu heilen, als auch denjenigen, an welchen sie sich rächen wollen, Krankheiten zuzuschicken. Wenn daher einer stirbt, so ist allezeit ein Gaukler Schuld an seinem Tode; und sie sterben also niemahls

eines

eines natürlichen Todes. Die Indianer ſind von dieſer Meynung ſo ſehr eingenommen, daß ſie einen Gaukler öfters ermorden und in Stücken zerhacken, welchem ſie den Tod eines von ihren Anverwandten oder Freunden zuſchreiben. Nichts deſtoweniger dienet die kleine oder große Anzahl Indianer, welche der Gaukler der Vermuthung nach hingerichtet hat, ihm dazu, daß man ihn in ſeiner Kunſt für geſchickt hält; und ſein Anſehen wird dadurch deſto größer.

Die Galibis bedienen ſich verſchiedener Arten die Kranken zu heilen. So bald jemand unpäßlich iſt, rufet man den Arzt, oder trägt den Kranken zu ihm, um ihm den Gang zu erſparen. So gleich nimmt der Doctor Beſitz von dem Kranken, indem er unter den Hamak deſſelben eine ſchöne Schüſſel ſetzet, in welche er ſeine Kürbisflaſche oder Maraka legt. Wenn er den Kranken darauf beſucht, ſo ſaugt er ihn an den Stellen des Leibes, wo es ihm am weheſten thut. Bald bläſt er ihn mit aller Gewalt an, und die Backen dergeſtallt auf, als ein Trompeter; bald ſtreicht er nur mit ſeinen beyden Händen über den Kranken, und ſchlägt, in dem er ſie darauf zuſammen fügt, mit einer gegen die andere. Hernach bläſet er in die flache Hand, um den Teufel zu verjagen, welcher ſich darein geſetzet hat, und welchen er ſeinem Vorgeben nach, dem Kranken aus dem Leibe gezogen hat. Oefters ergreift er ſeine eigene Haut, und indem er ſich mit beyden Händen kneipet, preßt er daraus Fettigkeit und Geſundheit, welche

che er hernach dem Kranken mit ganzen Fäusten voll mittheilet, indem er ihn mit den Händen überstreicht. Allein die prächtigste und ansehnlichste Art zu heilen, und welche bey den Indianern den grösten Eindruck macht, ist diejenige, welche sie Natamangary nennen. Man bauet dazu in dem Karbet wo der Kranke liegt, eine kleine Hütte; und da den Gauklern sehr vieles daran gelegen ist, ihren Ruhm durch das Wunderbare zu erhalten und diese verblendeten Völker in ihrer thörigten Leichtgläubigkeit zu stärken; so lassen sie allezeit das Feuer auslöschen, sonder Zweifel, damit man ihre offenbare Betrügereyen nicht entdecken möge. Kaum hat der Docter sich in sein kleines Gemach eingeschlossen, da er seinen Maraka, welchen er in einer Hand hält, heftig schüttelt. Hernach fängt er an zu singen, zu pfeifen und auf das entsetzlichste an zu heulen. Er ahmt allerhand Stimmen nach. Bald redet er, bald sein Geist, und bald beschwöret er den Teufel, welchen er von Zeit zu Zeit kräftig anredet, und ihm befielet auszufahren, dabey aber denselben alles was ihm beliebet, antworten lässet. Oft verläßt er seine Hütte, um den Leuten weiszumachen, daß der Teufel ausfahre. Er läuft in dem ganzen Karbet herum, und kratzet an den Hamaks, worin die Indianer liegen, wodurch er ihnen großes Schrecken einjagt. Zuweilen sagt der Gaukler, daß er in den Himmel fahren werde, und nimmt von den Anwesenden Abschied, verspricht ihnen aber zugleich, daß er bald wiederkommen werde. So dann verändert er seine Stimme und spricht immer leiser, bis er endlich gar

auf-

aufhöret zu reden, damit er ihnen dadurch andeuten möge, er wäre würklich nach dem Himmel abgereiset.

Hinten in dem Lande und gegen den Ober-Oyapok ist bey den Indianern eine andere sehr besondere Gaukeley gebräuchlich. Sie machen aus einem sehr weichen und einen gewissen Klang von sich gebenden Holze ein Bild des Teufels. Dasselbe ist drey oder vier Fuß hoch, und siehet wegen des langen Schwanzes und der großen Klauen, welche sie ihm geben, abscheulich aus. Sie nennen es Anaan-Tanha, das ist, Eben bild des Teufels; denn Tanha bedeutet eine Gestalt, und Anaan so viel als Teufel. Nachdem die Gaukler die Kranken angeblasen haben, so tragen sie diese Bildseule aus dem Karbet. Allda reden sie solche an, und schlagen darauf derbe mit Prügeln, gleich als wenn sie durch dergleichen Beschwörungen, welche sie in der Nacht, und nachdem alle Lichter ausgelöschet sind, vornehmen, den Teufel zwingen wollten auch wider seinen Willen den Kranken zu verlassen. Die Indianer, welche in ihren Hamaks liegen, beobachten inzwischen ein tiefes Stillschweigen, und zittern so gar vor Furcht und Schrecken.

Wenn der Kranke ungeachtet aller Mühe des Gauklers stirbt, so ermangelt er nicht dessen Anverwandten zu überreden, daß es unmöglich gewesen wäre einen Teufel aus dem Leibe zu treiben, der darin so feste säße und darauf so erpicht wäre. Unterdessen aber vergißt er nicht sich seine Reise und Besuche wohl, und öfters voraus bezahlen

zu lassen. Gemeiniglich bestehet die Gebühr dieser Doctoren in einem Gartenmesser, einem Beile, einigen Päckchen Glaskorallen, einer Camiza oder andern dergleichen Sachen. Wenn der Kranke, zu dem sie gerufen werden, nichts hat, so lassen sie sich lange bitten; hingegen laufen sie desto geschwinder zu ihm, wenn sie wissen, daß er etwas zum besten hat. Diese Herren suchen keinen Ruhm in Beobachtung der Billigkeit; sie sind ziemlich unverschämt, und fordern allezeit dreist. Mit einem Worte, sie saugen die Kranken ohne Aufhören, und verlassen sie nicht eher, als bis sie ihnen nichts mehr zu geben haben. Gemeiniglich fangen sie es folgendermaßen an. Sie sagen zu dem Kranken: mein Freund, der Teufel sagte gestern zu mir, daß er nicht von dir ausfahren würde, wofern du ihm nicht ein Gartenmesser giebst; wenn nämlich der Gaukler solches gerne haben will. Wenn der Kranke sagt, daß er keines habe, und ihm statt dessen ein Messer, einen kleinen Spiegel oder Roucou um sich damit anzustreichen, anbietet: so antworten sie: gut, ich will ihn diesen Abend fragen, ob er damit zu frieden sey? Den folgenden Tag erscheinen sie gewiß im Karbet und bringen dem Kranken des Teufels Antwort, die allezeit in einem Ja bestehet. So dann giebt man ihnen das Messer oder den Spiegel, um solches dem Teufel zu überliefern; wohl zu verstehen, daß der Gaukler es sich selbst zu Nutze macht. Auf diese Weise spielen sie mit diesen armen Wilden, und mißbrauchen ihre Einfalt auf das höchste. Wie grob indessen auch alle diese Streiche seyn mögen, so können sie diesen verblendeten

Leu-

Leuten doch nicht die Augen öffnen. Es kommt ihnen niemahls in den Sinn im geringsten daran zu zweifeln, ob die Gaukler auch mit dem Teufel geredet hätten. So groß sind ihre Vorurtheile in Betracht dieser Aerzte, von denen sie allezeit geäffet werden.

Was die Religion betrifft, so stecken die Wilden in Guiana in einer erbärmlichen Unwissenheit. Sie haben gar keine deutliche Erkenntniß von Gott; ja in ihrer Sprache ist nicht einmahl ein Wort, mit welchem sie die Gottheit, und noch weniger die Pflichten und Ehrerbietung, die man ihr schuldig ist, ausdrucken könnte. Ich will mich begnügen, nur dasjenige, was ich selbst in diesem wichtigen Punkte angemerkt habe, anzuführen. Ich muß also eben so, wie ein gewisser tugendhafter Missionarius, welcher sich dreyßig Jahre nach einander unter verschiedenen Nationen aufgehalten hat, und folglich ihren Character besser, als sonst jemand in der Welt, kennet, sagen, daß alle diese Völker in einer ganz viehischen Dummheit leben; daß sie nicht einmahl einen Begriff von Gott, wie sie billig sollten, haben; sondern daß sie sich denselben nur als den Aeltesten unter ihnen vorstellen, welchen die Galibys in ihrer Sprache Tamussi, das ist Großvater, nennen, und daß nicht der geringste Gottesdienst unter ihnen angeordnet ist.

Wie sehr ist es zu bedauren, daß so viele in diesem großen Theile von America zerstreuete Völker nicht durch das Licht des Evangelii aufgekläret sind? Denn im übri-

gen sind alle diese Indianer ziemlich gelehrig um die Wahrheiten unserer Religion zu hören, und sie scheinen so gar auch ziemlich geneigt zu seyn, sich dieselben zu Nutze zu machen. Die Galibys und andere Wilden, welche den Missionarien näher waren, um von ihnen unterrichtet zu werden, sind sehr gute Christen geworden. Einige darunter sind so eifrig, daß sie ohngeachtet der starken Liebe, welche sie von Natur zu allem ihren Aberglauben haben, doch nicht die christliche Religion verlassen und zu ihrem wilden Leben zurückkehren würden. Die Bekehrung dieser Völker hat man den Jesuiten zu danken, welche in diese Länder seit langer Zeit viele Reisen gethan haben und noch thun, um so viele verirrete Schaafe in den Stall zu führen.

Von den Heiraten der Indianer ist nichts besonders zu melden, außer daß sie solche auf der Stelle und ohne Ceremonie vollziehen. Gemeiniglich machen die Weiber dazu den ersten Anfang bey den jungen Mannspersonen. Insonderheit suchen die Mütter die jungen Leute aus, welche sich am besten vor ihre Töchter schicken. Wenn ein Indianer die Fischerey wohl versteht, wenn er gut schießt, wenn er ein guter Jäger und ein wenig arbeitsam ist; so wird er sehr eifrig gesucht. Wenn die Mägdgen ihre Mütter verlohren haben, ehe sie verheiratet sind, so trägt ihre nächste Anverwandtinn dafür Sorge. So bald ein Mägdgen ihre Augen auf einen Indianer geworfen hat, reicht sie ihm zu trinken dar und bietet ihm auch Holz an,

um

um es bey ſeinem Hamak anzuzünden. Wenn der junge Kerl ſolches ausſchlägt, ſo iſt es ein Zeichen, daß er ſie nicht will; dahingegen, wenn er es annimmt, die Heirat für geſchloſſen angeſehen wird. Eben denſelben Tag bindet das Mägdgen ihren Hamak neben ihres künftigen Mannes ſeinem an. Sie legen ſich darauf ohne weitere Umſtände zuſammen. Den folgenden Tag bringt die junge Frau demjenigen zu eſſen und trinken, der ihr die Nacht hindurch Geſellſchaft geleiſtet hat; ſie ſorget von nun an für die Haushaltung, und dienet ihrem Manne in allem, wo es nöthig iſt. Wenn die freyen Norager heiraten wollen, und alles ſeine Richtigkeit hat, ſo reißen die beyden Theile ſich nach dem Bericht der Franzöſiſchen Kaufleute, einander eins von ihren Haaren aus, und werfen es, ich weiß nicht aus was vor einem Aberglauben, in die Luft; ſie binden hernach ihren Hamak auf einem Baume feſt, und vollziehen darin die Ehe.

Alle Indianer lieben die Vielweiberey, wiewohl dieſelbe bey ihnen mehr aus Gewohnheit, als einem andern Bewegungsgrunde im Gebrauche iſt. Die Anzahl der Weiber iſt nicht beſtimmt, ſondern es ſtehet jedem frey deren ſo viele zu nehmen, als er unterhalten kann. Ja, die Männer haben ſo gar das Recht, wenn es ihnen gefällt, ſie wieder von ſich zu jagen und ſie in einem hülfloſen Zuſtande zu laſſen, ſo daß ſie ſich nicht im geringſten um den Unterhalt dieſer unglücklichen Weiber bekümmern. Jedoch nehmen die Väter in dem Falle einer Eheſcheidung,

gemeiniglich die Sorge für die Erziehung der Kinder auf sich, welche sie mit einander gezeuget haben. Die Wilden sind sehr eifersüchtig und verabscheuen den Ehebruch. Die Männer richten ihre Weiber ohne Barmhertzigkeit hin, so bald sie des Verbrechens überführet sind, oder wenn man auch nur einen Verdacht auf sie hat. Gleichwie die Männer in einer völligen Unabhänglichkeit leben und ihre Weiber allezeit in dem Gehorsam und der Furcht erhalten; also würden diese nicht das Herz haben jenen den geringsten Vorwurf wegen ihrer Untreue zu machen, wenn sie auch so gar auf der That wären ertappet worden.

Gemeiniglich heiraten die Indianer nicht aus ihrem Stande; sie nehmen allezeit ihre Anverwantinnen, so gar in dem zweyten Grade der Blutsfreundschaft zu Weibern; und die jungen Mannspersonen sehen ihre Mühmchen an, als wenn sie zu denselben mittelst der Geburt ein gewisses Recht erlanget hätten. Sie heiraten dieselben also oft, ob sie gleich nur zwey oder drey Jahr alt sind. Mittlerweile nehmen sie eine andere Frau, welche sie wieder von sich lassen, wenn das Mühmchen genugsam erwachsen ist, um bey dem Manne zu schlafen.

Die Schwiegerväter sehen ihre Schwiegersöhne auch als Diener an, die ihnen zu Befehle stehen, und von der Zeit an arbeiten sie gar nicht mehr. Den neu verheirateten Indianern liegt es also ob das Holz auf dem Felde umzuhauen und Hütten zu bauen. Sie müssen auch auf die Jagd und die Fischerey gehen, und mit einem

Wor-

Worte für den Unterhalt des Weibes, der Kinder und des Schwiegervaters sorgen, welcher in dem Hamak seine Hände in den Schooß leget. Die neuen Ehemänner sind auch noch einem andern sehr harten Gesetze unterworfen, welches darin bestehet, daß, wenn ihre Weiber zum ersten mahle niederkommen, sie in dem Hamak bleiben müssen, welcher an dem Forste des Hauses aufgehangen wird. Man giebt ihnen daselbst fast nichts zu essen. Ein Bissen Cassave und ein wenig Wasser ist ihr einziger Unterhalt. Nachdem sie solchergestalt etliche Wochen hindurch eine sehr strenge Fasten haben ausstehen müssen, so läßt man sie herunter und frelangirt sie, wie die Creolen sprechen, das ist, man giebt ihnen mit großen Fischgräten, oder mit Zähnen von dem Aguty einige leichte Stiche, oder schröpft sie vielmehr an verschiedenen Stellen des Leibes; ja öfters bekommen sie auch eine gute Anzahl Streiche mit der Ruthe. Nach dieser Ceremonie, welche nicht sehr kitzlich ist, ist der neue Vater dennoch nicht gänzlich erlöset. Er muß bey einem alten Indianer in Dienste treten und seine Frau auf etliche Monate verlassen. Während dieser ganzen Zeit muß er gehorsam seyn, und sich als einen würklichen Sklaven betrachten. Er muß sich auch des Hirsch- und Schweinefleisches, imgleichen alles großen Wildprets enthalten. Ferner darf er mit seinem Beile kein großes Holz hauen; denn alles dieses würde wenigstens dem Kinde schaden. Wenn die Zeit seiner Sklaverey zu Ende ist, gehen sie auf die Krabbenfischerey aus, und fangen deren eine gute Menge. Sie stellen darauf ein Saufgelag an, und Gott

weiß, was sie in diesen Schwelgereyen vornehmen. So dann wird der Mann seinem Weibe mit großem Gepränge wieder gegeben.

Fast eben so verfährt man mit denen Mägdgen, welche zum ersten mahle ihre monatliche Zeit haben, und sie können ohne diese Ceremonie nicht davon kommen. Man hängt sie auch in ihrem Hamak ganz oben in dem Karbet auf. Sie müssen eine gewisse Zeitlang eine sehr strenge Fasten beobachten, und nach Verlauf derselben macht man ihnen verschiedene blutige Schnitte auf dem Leibe, eben so wie oben von den Männern gemeldet worden ist, ohne daß die Aeltern von Mitleiden gerühret werden, und ohne daß es den zärtlichen Müttern nahe gehet ihre Kinder so gemartert zu sehen. Fast eben diese Ceremonie ist auch bey den Palicurs gebräuchlich, wenn sie das mannbare Alter erreichet haben. Es ist weder dem einen noch dem andern Geschlechte erlaubt die Camiza und den Cuyu oder Schürze anzulegen, ehe sie dergleichen Proben ausgehalten haben. Hernach aber werden die jungen Kerle für vollkommene und herzhafte Männer angesehen, und die Mägdgen sind nunmehr mannbar und können heiraten. Die Männer enthalten sich freywillig der Ergötzlichkeiten des Ehestandes, wenn die Weiber ihre gewöhnliche Zeit haben. Sie vermeiden ihren Umgang so gar mit großer Vorsicht, und geben nicht zu, daß sie ihnen daß Essen zubereiten, oder sonst das geringste anrühren, gleich als wenn ihr Athem vergiftet wäre. Die Weiber halten sich indessen ganz stille in ihrem Hamak, bis daß die Unpäßlichkeit vor-

über

über ist. So dann waschen sie sich erst recht reine ehe sie sich ihren Männern zeigen. Diese Indianischen Weiber waschen sich alle Tage etliche mahl, und so gar gleich nach ihrer Niederkunft, ohne daß sie davon eine große Beschwerlichkeit empfinden. Die beständige Arbeit, zu welcher die Männer sie gewöhnen, trägt nicht wenig zu ihrer glücklichen Entbindung bey. Sie sind in diesen Umständen allezeit allein, woferne sich nicht ein besonders schwerer Fall ereignet, welcher sie wieder ihren Willen nöthiget ein altes Weib zu Hülfe zu nehmen. Wenn sie merken, daß sie bald niederkommen werden, verstecken sie sich in einem Walde, oder einer kleinen Hütte. Das Schicksal des Kindes wird so gleich nach seiner Geburt bestimmet. Wenn es z. E. ein schadhaftes Auge hat, oder seine Schenkel, Arme, oder andere Glieder ungestalt sind, so tödten und begraben sie es ohne Barmherzigkeit, weil sie glauben, daß ein ungestalter Mensch nicht werth sey zu leben. Daher kommt es, daß man bey den Indianern niemahls Zwerge, bucklichte, hinkende und einäugigte siehet. Ein Krüppel wird bey ihnen sehr verächtlich gehalten und mit großem Mißfallen angesehen, und daher fertigen sie ihn bey guter Zeit ab.

Die Gewohnheiten, welche die Wilden in Guiana in Ansehung ihrer Todten beobachten, stimmen mit dem sehr überein, was man in diesem Puncte bey den Brasilianern, Caraiben und andern nordlichen Völkern wahrnimmt. Daher will ich in einer Sache, die von vielen rei-

senden so umständlich beschrieben worden, nicht weitläuftig seyn. So bald einer gestorben ist, versammlen sie sich insgemein alle mit einander in dem großem Karbet, so wohl Weiber als Männer, Aeltern, Freunde und Kinder. Allda vergießt ein jeder heiße Thränen; jedoch ist diese Mühe gleich wie fast aller Orten, vornehmlich den Weibern eigen. Die nächsten Anverwandtinnen verrichten demnach ihr Wehklagen nach einem ordentlichen Tacte, oder reden vielmehr den verstorbenen singend an; denn das Weinen dieser Weiber klingt fast eben so, als wenn jemand singt. Sie sitzen insgemein gebückt auf ihren Fersen, und streichen ihre beyden Hände sachte über den Leichnam von dem Kopfe bis zu den Füßen, wobey sie ihn ausfilzen, daß er gestorben sey. Wareſt du nicht mit uns zu frieden? sagt die eine. Was haben wir dir gethan, daß du uns so verlassen hast? spricht die andere. Sie fahren darauf fort: du wareſt ein so guter Jäger! du fingeſt so viel Fische und Krabben! du wareſt so geschickt das Land von dem Holze zu reinigen! Tausend solcher armseligen Possen bekommt man zu hören, und auf diese Weise gehen sie seinen ganzen Lebenslauf durch. Die Indianer wiederholen alles dieses, was die Klageweiber von den verstorbenen sagen, Wort für Wort. Man kann leicht denken, wie schön dieses klingen müsse. Darauf wird der Leichnam, der mit allen seine Juwelen gezieret ist, in das große Karbet getragen; denn dieses ist der gemeine Kirchhof, wo alle von einer Nation begraben werden. Sie machen eine ganz runde und gar nicht tiefe Grube, in welche sie ihn ganz gekrüm-

krümmet und in seinen Hamak eingewickelt legen, so daß er fast in einer solchen Stellung ist, als die Kinder im Mutterleibe haben. Man wirft so dann auf ihn ein wenig Erde, und unterhält hernach vierzehn bis zwanzig Tage ein beständiges Feuer, um den Gestank nicht zu empfinden, welcher ohne diese Vorsicht daraus entstehen würde.

Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen, und diejenigen Personen, welche ihm am liebsten waren, legen seinentwegen die Trauer an. Diese bestehet darin, daß sie sich die Haare dichte am Kopfe wegscheeren und nicht den geringsten Schmuck am Leibe tragen. Einige Nationen brauchen so gar während dieser ganzen Zeit keine Camiza. Sie verbannen sich in die Einsamkeit, und beobachten solche sehr strenge. Die Weiber insonderheit halten sich sehr verborgen, und gehen nur sehr früh am Morgen, oder spät in der Nacht aus, um bey dem Grabe zu weinen, welches sie eine lange Zeit hindurch thun. Sie enthalten sich ferner auf das genaueste gewisser Speisen, sie hauen auch kein dickes Holz, und beobachten viele andere dergleichen Gebräuche.

Wenn auf der Reise ein Palicur stirbt, und sie viele Tagereisen von dem Karbet entfernet sind, so lassen sie den Körper in einem großen irdenen Gefäße (Canary) kochen; sie nehmen so dann das Fleisch von den Gebeinen und verwahren diese letztern in einem Kurkuru. Sie nehmen dieselben während ihrer ganzen Reise sorgfältig in acht,

und

und lassen sie niemahlen aus dem Gesichte. Zuweilen begraben sie den Leichnam, um sich diese Mühe zu ersparen, und suchen einige Zeit hernach die Gebeine zusammen, so wie die Juden es vormals machten. Bey diesem traurigen Anblick erneuret sich ihr Schmerz, und das Weinen fängt eben so wieder an, als an dem Begräbnißtage. Die Weiber unternehmen zuweilen lange Reisen, um auf dem Grabe der unterwegens verstorbenen zu weinen, welche mit ihnen in ihrem Leben entweder durch das Geblüt oder durch Freundschaft verbunden waren. Weit in dem Lande sind Nationen, welche sich versammlen, um die Gebeine auszugraben, wenn sie glauben, daß der Leichnam bey nahe verfaulet sey, und nachdem sie solche calcinirt haben, trinken sie die Asche, welche sie in Roucou einweichen, und glauben, daß sie den todten dadurch ein anständigeres Begräbniß geben, als wenn sie dieselben den Würmern und der Fäulniß überliessen. Der Tod eines Hauptmanns oder anderer vornehmen Personen von eben demselben Volke, rühret die Indianer, insonderheit wenn sie glauben, daß sie allzufrühzeitig gestorben sind, so sehr, daß sie einpacken und andere Wohnungen suchen.

Außer diesen abergläubischen Ceremonien, die sie bey den Todten beobachten, giebt es noch eine unaussprechliche Menge anderer, welche anzuführen unnütz seyn würde. Die Indianer thun fast nicht das geringste, woran nicht der Aberglaube einigen Antheil habe. Sie unterstehen sich z. E. nicht Hühner und gewisse sehr niedliche Vögel zu essen, weil

weil ſie ſich einbilden, daß dieſe Thiere mit ihren Schnäbeln und Klauen aus Rache den Magen zerreißen, die Gedärme zerfreſſen und ein erſchreckliches Bauchgrimmen verurſachen würden, wenn man auch gleich nur das Fleiſch allein davon äße. Dahingegen eſſen ſie gewiſſes Gewürm, und unter andern zerbeißen ſie ich weiß nicht, aus was vor einer lächerlichen Gewohnheit, das Ungeziefer. Einige glauben, daß ſie ſich dadurch dieſe beſchwerlichen Gäſte vom Halſe ſchaffen können; allein ohngeachtet dieſer Vorſicht und der Mühe, welche ſie ſich geben, ihre Haare mit Oele und den Leib mit Fette einzuſchmieren, ſind ſie beſtändig voller Läuſe.

Die Sonnen- und Mond-Finſterniſſen ſetzen die Wilden in große Traurigkeit. Weil ſie nicht genug von der Naturlehre verſtehen, um die Urſachen davon zu begreifen, ſo bilden ſie ſich ein, daß ein erſchreckliches Ungeheuer dieſe beyden Geſtirne verſchlingen wolle. Wenn es eine völlige Finſterniß iſt, oder dieſelbe ein wenig lange dauret, ſo ſehen ſie ſolches als etwas unglückliches für ſich an. Sie ſchreyen ſo dann aus vollem Halſe und ſchieſſen eine große Menge Pfeile in die Luft, mit dem Vorſatz dieſes vermeynte Ungeheuer wenigſtens wegzujagen. Sie fürchten ſich nicht ſo ſehr vor dem Donner, und einige werden dadurch ganz und gar nicht erſchrecket. Sie glauben, daß einer von ihren Gaucklern in den Himmel fähret und dieſes entſetzliche Getöſe verurſachet.

Das fünfte Capitel.

Verzeichniß der verschiedenen Nationen, welche in der Landschaft Guiana wohnen.

Nachdem ich die Sitten und abergläubischen Gewohnheiten der Indianer beschrieben habe, so will ich dieses Werk mit einem Verzeichniß der in Guiana hin und her zerstreueten Völker endigen. Die Anzahl aller in diesem Theile von America wohnenden Nationen muß ohne Zweifel sehr groß seyn: allein ich will bloß die Namen derjenigen, welche den Franzosen würklich bekannt sind, anführen.

Man macht insgemein einen Unterscheid zwischen den Indianern, die sich an den Küsten, und denen, die sich weit in dem festen Lande niedergelassen haben. Man kann weder die Anzahl, noch die verschiedenen hie und da mitten in Guiana zerstreueten Völker genau bestimmen, weil sie gar zu weit von einander entfernet sind. Ueberdem erlaubet diese Entlegenheit der Oerter nicht weit in das Land hinein zu gehen, und folglich ist es nicht wohl möglich die Nationen in diesem großen Striche Landes, worinn sich erschreckliche Wüsteneyen von mehr als achzig bis hundert Meilen befinden, von Grunde aus kennen zu lernen. Die Reise würde sehr beschwerlich seyn, nicht allein wegen der Länge und der Schwierigkeiten des Weges, und der Verschiedenheit der Sprachen; sondern auch wegen der Gefahr,

die

die man in einem Lande nothwendig laufen müste, wo der überaus groſse und fast beständige Regen die Fahrt über die Flüsse gefährlich macht, und wo die Einwohner, welche keine Europäer gesehen haben, Thiere sind, die sehr wenig Vernunft besitzen. Sie würden einen Menschen, so wohl aus Begierde seine Kleider zu bekommen, als sein Fleisch zu fressen todt schlagen; denn sie sind alle Menschenfresser.

Was die Indianer auf den Küsten betrifft, so schätzt man ihre Anzahl auf zwölf bis funfzehn tausend. Alle diejenigen, welche wir heutiges Tages in unsern Ländern sehen, (auſser den Galibys welche die einzigen sind, die der Krieg nicht aufgerieben hat, und die sich von Cayenne bis jenseit des Flusses Orenok erstrecken,) sind Portugiesische Indianer, welche ihre eigene Gewohnheiten mit ihnen in das Vaterland der Galibys gebracht haben. Ob gleich die Anzahl der Nationen überaus groſs ist; so bestehet doch eine jede insbesondere nur aus sehr wenig Geschlechtern. Die Namen derjenigen, von denen wir jetzt am meisten wissen, sind folgende:

Die Galibys, eine Hauptnation und die zahlreichste in der Nachbarschaft von Cayenne, deren Land sich von Cayenne bis nach Orenok erstreckt.

Die Cussanis, Maraones und Aruas. Diese letztern sind sehr kriegerisch und arbeitsam. Man siehet

einen

einen Haufen Indianer von diesen vier Nationen in der Mission zu Kuru versammlet.

Die Tairas haben ihren Namen daher, weil sie an den Mündungen der Flüsse wohnen. Die Karanes sind Menschenfresser.

Die Kariakuyur, Onayas oder Ouens, wie die Französischen Kaufleute es aussprechen. Die Palicurs haben sich nahe bey Cayenne 1723. niedergelassen. Sie graben schwarze Zirkellinien auf ihre Gesichter, welche von einem Ohr durch das Kinn zum andern gehen und von den Creolen Palicurische Bärte genannt werden.

Die Aramayons, die Norager, welche an dem Flusse Apruak wohnen, die Piriutr, die Macuanis, die Mauriutr, die Tokoyennes, die Palanques, die Tareupis, eine sehr zahlreiche Nation, die Cussanis, die Armagutus, die Mapruanes. Alle diese Indianische Nationen sind hie und da längst den Krieken oder den Flüssen, welche sich in den Oyapok ergiessen, zerstreuet.

Die Akoquoüas, welche sich die Wangen durchbohren, und in die Löcher Federn von Papageyen oder andern Vögeln stecken. Sie wohnen längst dem Flusse Kamopi.

Die

Die Mayets, die Marakupis, die Maykas, die Karanariutx, die Arikarets, welche die ursprünglichen Einwohner zu Cayenne waren. Diese Nation ist fast ganz vertilget worden.

Die Jtutanes, Makapes, Oyanpis und Jturanes: das ist, Leute die in den Wäldern oder weit in dem Lande wohnen.

Die Ayoûniques, Caicucianes, Machichuens.

Die Nationen, welche an der Mündung des Amazonen-Flusses wohnen, heissen: Aruakaanes, Aroûaques, Cumautx, Maykianes, Amacidous, Ourubas, Ameneyutx, Apiaoûas, Akuchiens und die Japuyranas. Diese glauben, daß ihre Schönheit darinnen besteht, daß sie eine sehr platte Stirne und Hinterkopf haben. Die Mütter bemühen sich den Köpfen ihrer Kinder von der Geburt an diese Gestalt mittelst zweyer Bretter zu geben, welche sie sehr stark zusammen binden.

Die Marupis, Manautx, Certanes, Arukayutx und die Calipurns. Diese Nation redet eine Sprache, die eben den Namen hat, und welche fast in

ganz Braſilien, und dem gröſsten Theil des ſüdlichen America gewöhnlich iſt.

Die Sakaques, Barikurns, Makes oder Anchions, Ayes, Parakoûaris, Cayas, Salines, Supayes und Tapuyes, welche die Indianer ſind, von denen man die grünen Steine bekommt: und zulezt die Pakaxes.

Kurze Beſchreibung
einer
Reiſe
in das innerſte
von
Süd-America,

Von den Küſten der Südſee bis nach Braſilien und Guiana, den Amazonen-Fluß herunter,

Welche am 28ten April 1745. in öffentlicher Verſammlung der Academie der Wiſſenſchaften verleſen worden

von dem

Herrn de la Condamine,

gemeldeter Academie Mitgliede.

Nebſt einer von ihm verfertigten neuen Karte von dem Maragnon oder dem Amazonen-Fluſſe.

Sud-Amerika

Vorrede des Verfassers.

Es ist jedermann bekannt, daß vor zehen Jahren verschiedene Sternkundiger in der Academie der Wissenschaften auf Befehl des Königs unter die Mittellinie und nach dem Polarzirkel geschickt worden sind, um daselbst die Grade der Erde zu messen, da inzwischen andere Mitglieder der Academie eben diese Arbeit in **Frankreich** verrichteten.

Unter einer andern Regierung hätten diese Reisen, die so viele Werkzeuge und einen so grossen Haufen Beobachter erforderten, nur die Frucht eines langen Friedens seyn können. Unter **Ludewig** dem Funfzehnten sind sie während dem Laufe zweener blutiger Kriege entworfen und ins Werk gerichtet worden; und mittlerweile daß die Kriegsheere des Königes seinen Bundesgenossen von einem Ende **Europens** bis zum andern zu Hülfe eileten, waren seine Mathematiker auf der Fläche der Erden zerstreuet, und arbeiteten in dem heißen

und kalten Erdſtriche an dem Fortgange der Wiſſenſchaften zum allgemeinen Vortheile der Völker.

Als eine Frucht ihrer Bemühungen haben ſie die Entſcheidung einer berühmten Frage zurückgebracht, eine Entſcheidung, an welcher die Erdbeſchreibung, die Sternkunde, die allgemeine Naturlehre und die Schiffahrt gleichen Antheil nehmen. Sie haben einen Zweifel in ein helles Licht geſetzet, wobey es auf das Leben der Menſchen ankam. Dieſe Bewegungsgründe verdienten, daß man ſich alle die Mühe gab, welche es gekoſtet hat, dieſe Unternehmung auszuführen. Die Academie hatte dieſelbe ſeit ihrer Errichtung beſtändig vor Augen gehabt; und nunmehr hat ſie die letzte Hand daran gelegt.

Ich will von den unmittelbaren und augenſcheinlichen Folgen nichts gedenken, welche man aus der richtigen und genauen Erkenntniß der Durchmeſſer der Erde ziehen kann, um die Erdbeſchreibung und die Sternkunde vollkommen zu machen; ſondern nur dieſes anführen, daß der Durchmeſſer der Mittellinie, welcher länger befunden worden iſt, als derjenige, der von einem

Pole

Pole zum andern gehet, einen neuen Grund, ich will nicht ſagen einen neuen vollkommenen Beweis von der Umdrehung der Erde um ihre Achſe an die Hand giebt, einer Umdrehung, welche in dem ganzen Himmelsgebäude ſtatt hat. Die Arbeit der Academiſten ſo wohl in Anſehung der Ausmeſſung der Grade, als der zu einer größern Vollkommenheit gebrachten Erfahrungen des Perpendiculs, welche mit einer ſo genauen Beſtimmung in verſchiedenen Breiten angeſtellet ſind, ſetzet die Theorie von der Schwere, welche in unſern Tagen zuerſt aus ihrer Dunkelheit hervorgegangen iſt, in ein neues Licht. Dieſe Arbeit bereichert auch die allgemeine Naturlehre mit neuen Aufgaben, die bisher unauflöslich geweſen ſind, von der Größe und Richtung der Schwere an verſchiedenen Oertern der Erde. Sie zeigt uns auch endlich den Weg zu noch wichtigern Entdeckungen, wohin, z. E. die Entwickelung der Beſchaffenheit und der Geſetze der allgemeinen Schwere gehören, dieſer Kraft, welche die himmliſchen Körper belebet und alles in der Welt regieret.

Sind die Irrthümer, welche die Erkenntniß der Figur der Erden den Seefahrenden vermeiden

helfen kann, deswegen weniger Irrthümer, weil noch andere vorhanden ſind, denen wir bisher noch nicht abhelfen können? Nein, keinesweges. Je mehr die Schiffahrt zu ihrer Vollkommenheit gelangen wird, deſto mehr wird man den Nutzen von der Beſtimmung der Figur der Erde wahrnehmen. Vielleicht ſind wir dem Augenblicke näher, in welchem dieſer Nutzen von den Seeleuten merklich geſpüret werden wird. Allein würde derſelbe deswegen geringer ſeyn, wenn dieſer Augenblick noch enfernet wäre? Zum wenigſten iſt dieſes gewiß, daß, je mehr Urſachen man gehabt hat, zu zweifeln, ob die Erde länglicht oder platt wäre, es ein deſto wichtigerer Punkt auch in Betrachtung der practiſchen Folgen ſey, zu wiſſen, woran man ſich nunmehr nach einer entſcheidenden Ausmeſſung halten ſolle.

Unter dreyen Reiſen, welche neulich die Ausmeſſung der Erdgrade zum Vorwurfe gehabt haben, iſt die nach der Mittellinie zuerſt entworfen und am letzten geendiget worden, und ſie ward im Jahr 1735. von dem Hrn. **Godin**, **Bouguer** und von mir unternommen. Die Welt iſt ſeit verſchiedenen Jahren von dem Fortgange der Bemühungen der **Academiſten**, welche unter dem

dem **Polarzirkel** und in unsern Gegenden gearbeitet haben, unterrichtet worden;* und der Hr. **Bouguer**, welcher eher als ich nach **Frankreich** zurückgekommen ist, hat in der öffentlichen Versammlung der Academie am 14ten November 1744. von dem aus unsern Beobachtungen unter der Linie gemachten Schlusse, und von der Uebereinstimmung desselben mit demjenigen, den man aus den in **Norden** und **Frankreich** angestelleten Beobachtungen gefolgert hat, einen Bericht abgestattet; und wenn ein jeder dieser Schlüsse mit einem von den beyden andern verglichen wird, so beweiset er die platte Gestalt der Erde gegen die Pole.

Eine umständlichere Beschreibung ist für die **Historie unserer Ausmessung der Erde** bestimmet, d. i. unserer astronomischen Beobachtungen und trigonometrischen Arbeiten in der Landschaft **Quito** in dem südlichen **America**; denn hiervon müssen wir der Academie und der Welt Rechenschaft geben, weil wir eigentlich zu dieser Arbeit ausgeschickt worden sind.

*) Man sehe die Abhandlungen des Herrn von Mauperтuis von der Figur der Erde, und des Herrn Cassini von der Mittagslinie.

Nachdem die Frage von der Figur der Erde ausgemacht war, und die gemeine Neugierigkeit in diesem Punkte nachgelassen hatte, so glaubte ich, daß ich dieselbe in der am 26ten des verwichenen Aprils gehaltenen öffentlichen Versammlung durch einen Auszug aus der Beschreibung meiner Reise noch ferner erregen könnte, welche ich den **Amazonen-Fluß** herunter von dem Orte, wo er anfängt schiffbar zu werden, bis zu seiner Ergießung in das Meer gethan habe, und welche mehr als 1000. Meilen beträgt. Allein da der Ueberfluß der Sachen mir nicht erlaubet hat, mich genau in die Grenzen der zu meiner Ablesung vorgeschriebenen Zeit, welche überdem noch mehr eingeschränkt war, einzuschließen: so ward ich genöthiget hie und da, indem ich meinen Aufsatz ablase, von neuem etwas auszulassen; und dieses unterbrach nothwendiger Weise die Ordnung und die Folge meines ersten Auszuges. Jetzo lasse ich ihn in eben der Gestalt erscheinen, welche ich ihm anfänglich gegeben hatte.

Um die Hoffnung derjenigen, welche in einer Reisebeschreibung nur außerordentliche Begebenheiten und angenehme Abschilderungen frem-

der

der Sitten und unbekannter Gewohnheiten suchen, nicht zu betriegen, muß ich ihnen melden, daß sie in dieser sehr wenig, was ihnen ein Genügen thun dürfte, antreffen werden. Ich habe darin nicht die Freyheit gehabt den Leser ohne Unterscheid zu allen Gegenständen zu führen, welche geschickt waren seiner Neugierigkeit zu schmeicheln. Ein historisches Tagebuch, welches ich während zehen Jahren mit großem Fleiße geschrieben habe, würde mir hierzu vielleicht den nöthigen Stoff haben geben können. Allein hier war es weder der Ort noch die Zeit solchen zu diesem Endzwecke zu gebrauchen. Es kam auf die Karte an, welche ich von dem Laufe eines Flusses, der überaus große und unsern Erdbeschreibern fast unbekannte Länder durchströmet, verfertiget hatte. Ich sollte davon einen Begriff in einem Aufsatze geben, welcher bestimmet war in der Academie der Wissenschaften abgelesen zu werden. In einer solchen Beschreibung, worin ich weniger bedacht seyn muste zu ergötzen, als zu unterrichten, würde alles, was nicht die Erdbeschreibung, die Sternkunde oder die Naturlehre betroffen hätte, nothwendig als eine mich von meinem Gegenstande entfernende Ausschweifung angesehen worden seyn. Allein

es

es war ebenfalls nicht billig die Geduld des gröſsesten Haufens derjenigen, welche die öffentliche Versammlung ausmachten, durch ein Verzeichniß von barbarischen Namen der Völker und Flüsse, und durch ein Tagebuch von der Höhe der Sonne und der Sterne, von der Breite und Länge, von den geschehenen Ausmessungen, von den Wegen, von den Entlegenheiten der Oerter, Erforschungen der Tiefe, Abweichungen der Magnetnadel und den mit dem Barometer angestelleten Beobachtungen ꝛc. ꝛc. zu mißbrauchen. Unterdessen war dieses der reichste Vorrath in meiner Beschreibung, und das gröſseste Verdienst derselben. Zum wenigsten war es die einzige Sache, welche dieselbe von einer gemeinen Reise unterscheiden könnte. Ich habe gesucht hierin ein Mittel zu treffen. Ich habe die ganze Beschreibung des astronomischen und geometrischen Theils meiner Reise in die Denkschriften der Academie, oder in die Sammlung unserer Beobachtungen, welche ein Anhang darzu seyn soll, verschoben. Ich zeige allhier nur die vornehmsten daraus gemachten Schlüsse und die Lage der merkwürdigsten Oerter zufolge der Ordnung meiner Erzählung an. Ich habe den Punkt von den Americanischen

Ama-

Amazonen ein wenig weitläuftig abgehandelt, weil es mir ſchiene, daß man berechtiget wäre ſolches von mir zu erwarten. Ich habe unter die Anmerkungen über die Naturlehre und Naturgeſchichte einige hiſtoriſche Umſtände gemiſchet, wenn ſie mich nicht zuweit von meinem Gegenſtande entferneten. Ich konnte, ohne denſelben gänzlich zu verlaſſen, nicht umhin einige geographiſche Zweifel, welche damit ganz genau verbunden waren, zu erörtern. Dahin gehöret die Anmerkung von der Vereinigung des Amazonen-Fluſſes mit dem Orenok, welche in alten Zeiten als wahr angenommen, hernach geleugnet und endlich durch entſcheidende Zeugniſſe feſtgeſetzt worden iſt. Dahin gehören auch die Unterſuchungen von der Lage des goldenen Dorfes und von der Grenzſäule, welche Texeria aufgerichtet haben ſoll, von dem See Parima, von der Stadt Manoa, von dem Fluſſe Vincent Pinſſon u. ſ. w. Ein jeder von dieſen Punkten hätte mir den Stoff zu einer Abhandlung geben können. Ich habe davon nur beyläufig gehandelt, indem ich wohl weiß, wie wenige Leſer ein Verlangen nach dergleichen umſtändlichen Beſchreibungen haben, ob ſie gleich denenjenigen, welche dieſe Wiſſen-

ſchaften lieben, nützlich und angenehm ſeyn mögen. Die Vorſicht, ſo ich gebraucht habe, den Inhalt an dem Rande anzumerken, wird einem jeden Gelegenheit geben diejenigen Sachen zu wehlen, welche an meiſten nach ſeinem Geſchmacke ſind.

Die kleine Karte von dem Laufe des **Amazonen-Fluſſes**, welche ich dieſer Beſchreibung beygefügt habe, wird hinlänglich ſeyn die Einbildungskraft des Leſers feſtzuſetzen, bis daß ich eine größere und umſtändlichere in unſern Denkſchriften herausgeben könne, allwo ich von den Mitteln, die ich gebraucht habe, ſie zu verfertigen, Rechenſchaft abſtatten werde. Allein ſie wird nicht eher erſcheinen, als bis ich ſie ſo richtig, als es mir möglich iſt, werde gemacht haben. Hierzu aber iſt nöthig alle meine Rechnungen von den Wegen und der Entlegenheit der Oerter vorher in Ordnung zu bringen und ſie durch meine aſtronomiſche Beobachtungen zu verbeſſern. Dieſes würde ich jetzo nur unvollkommen thun können, indem mir noch die unter einem gewiſſen bekannten Mittagszirkel gemachten Beobachtungen der Länge fehlen, wodurch der Abgang derjenigen erſe-

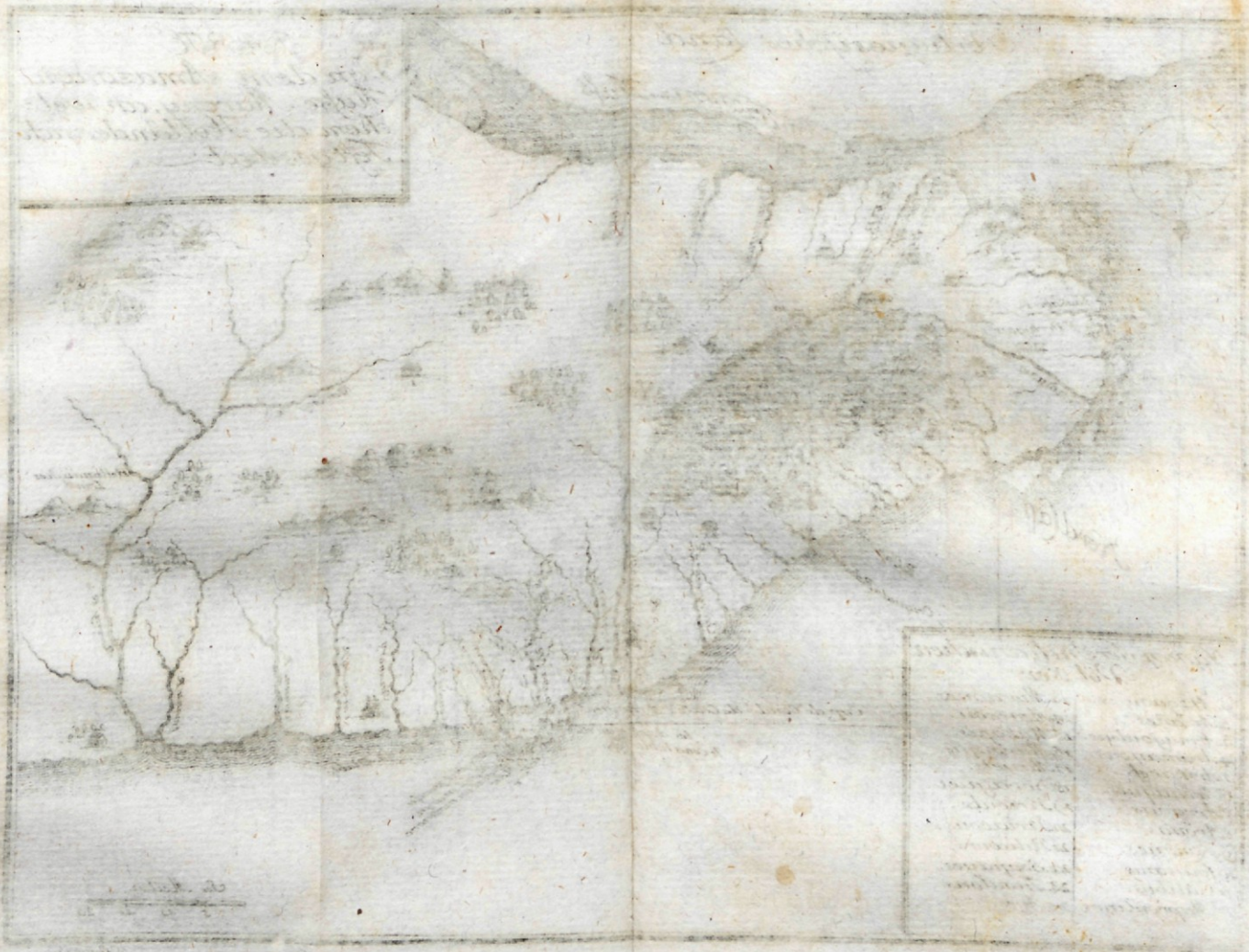
tzet

ꝛet werden muß, welche in Gleichförmigkeit mit den meinigen an verſchiedenen Oertern meiner Reiſe, zu **Paris** nicht haben angeſtellet werden können.

Ich habe zu dem Laufe des **Amazonen-Fluſſes** die Topographie der Landſchaft **Quito** beygefüget, welche aus der Karte der Triangel unſerer Mittagslinie hergenommen iſt. Die Beſchreibung der Küſten eben dieſer Provinz, den Weg von **Quito** nach **Lima** und von **Quito** nach **Popayan** habe ich aus meinen und des Herrn **Bouguers** beſondern Reiſen hergenommen. Der übrige Theil der Karte iſt aus verſchiedenen Denkſchriften, Tagebüchern und Anmerkungen, welche mir in dem Lande von verſchiedenen Miſſionarien oder verſtändigen Reiſenden mitgetheilet wurden, zuſammen getragen. Der Herr **Danville** Königlicher Erdbeſchreiber, deſſen Geſchicklichkeit bekannt iſt, hat mir eine ungemeine Hülfe geleiſtet dieſen verwirrten Stoff in Ordnung zu bringen und zu vereinigen, folglich meine Karte dadurch zu bereichern.

Ich bin der Spanischen und Portugiesischen Rechtschreibung so wohl in Ansehung der Namen dieser beyden Sprachen, als auch der Indianischen Namen der diesen beyden Kronen unterworfenen Länder gefolget. Ich wollte dadurch die Unbequemlichkeit vermeiden solche in den Original-Schriftstellern unkenntlich zu machen.

KARTE
Von dem Amazonen Flusse Marony, an welchem die Holländer sich Festgesetzet.
Portugiesisches Land
Amazonen=Fluss
Nord Cap
Holländisches Land
Cap de Condé de Ceale d'Orange
les deux Mairelles
le Conestable
Marony R.
Makaba R.
F. Portugais
Laouari
Conosoni R.
R. Cahany
Oriqueda Palicours
Cachipour R.
Cayenne R.
Sinamary R.
Caronibo R.
Conama R.
Amana R.
Ouatoma R.
Oyobony R.
Cayenne
Sec Meilen
5 10 15 20
Namen der Indianischen Völcker
1. Akequouas.
2. Ariañes.
3. Armagoutous.
4. Aramayons.
5. Arikarets.
6. Aröuaques.
7. Arranas.
8. Aröuas.
9. Karanes.
10. Coussanis.
11. Galibys.
12. Maprouanes.
13. Maraones.
14. Meneson.
15. Makapes.
16. Maroupis.
17. Mayets.
18. Noragues.
19. Pirioulx.
20. Piriacous.
21. Palicours.
22. Soupayes.
23. Ticoulons.
24. Ayes.
J.C.G. Fritsch sc.



Kurze Beschreibung
einer
in das innerste von
Süd-America,

Von den Küsten der Südsee bis nach Brasilien und Guiana, den Amazonen-Fluß herunter gethanen Reise, welche am 28ten April 1745. in der Academie der Wissenschaften von dem Herrn de la Condamine, gemeldeter Academie Mitgliede, abgelesen worden.

In dem Ausgange des Merzens 1743. nach dem ich sechs Monate in einer Wüsteney zu Tarqui, bey Cuenca in dem Königreiche Peru zugebracht und Tag und Nacht wieder einen der Sternbetrachtung gar nicht günstigen Himmel gestritten hatte, erhielte ich von dem Herrn Bouguer die Nachricht, daß er bey Quito, an dem nordlichen Ende unserer Mittagslinie zu verschiedenen mahlen einen zwischen unsern beyden Zeniths gestandenen Stern betrachtet hätte, da ich inzwischen denselben in verschiedenen Nächten zu eben der Zeit an dem südlichen En-

de eben desselben Mittagslinie wahrgenommen hatte. Durch diese zu gleicher Zeit angestellete Beobachtung, deren Wichtigkeit ich stark behauptet hatte, erlangten wir den besondern Vortheil, daß wir unmittelbar und ohne einen angenommenen Grundsatz die wahre Weite eines Bogens von drey Graden des Mittagszirkels, dessen Länge uns geometrisch bekannt war, bestimmen und unsre Rechnung fest setzen konnten, ohne daß wir etwas von den Veränderungen, sie mögten optisch, oder würklich, oder auch in den Bewegungen des Sterns unbekannt seyn, zu befürchten hatten; denn derselbe war in eben dem Augenblicke zweenen Beobachtern an den zweyen Enden des Bogens zu Gesichte gekommen. Der Herr Bouguer, welcher etliche Monate früher, als ich, in Europa wieder angelanget ist, hat von unserm daraus gemachten Schlusse in unserer letzten öffentlichen Versammlung Nachricht gegeben. Dieser Schluß kommt mit demjenigen überein, welcher aus den unter dem Polarzirkel geschehenen Ausmessungen* gezogen ist. Er stimmt nicht weniger mit den in Frankreich** unlängst gemachten Entdekungen zusammen; und alles läuft darauf hinaus, daß die Erde eine kugelförmige Figur

*) Diese haben die Herren von Maupertuis, Clairaut, Camus und le Monnier, Mitglieder der Academie der Wissenschaften zu Paris, ferner der Herr Abt Outhier, Correspondent dieser Academie, und der Herr Celsius, Professor der Astronomie zu Upsal, verrichtet.

**) Von dem Herrn Cassini de Thury, und dem Abt de la Caille.

Figur habe, welche gegen die Pole platt ist. Wir waren im Monat April 1735. und also ein Jahr vor den nach Norden abgeschickten Academisten abgereiset, und wir sind sieben Jahre zu spate zurück gekommen, um Europa etwas neues von der Gestalt der Erde zu lehren. Seit dieser Zeit ist dieser Gegenstand von so vielen geschickten Händen abgehandelt worden, daß ich hoffe, man werde es mir Dank wissen, wenn ich die ausführliche Beschreibung meiner besondern Anmerkungen darüber in die Denkschriften der Academie aufbehalte und mich des wohlerworbenen Rechts begebe diese Versammlung damit heute zu unterhalten.

Ich will jetzo auch keinen weitläuftigen Bericht von den andern academischen Arbeiten machen, welche von der Ausmessung der Erde unterschieden waren, und womit wir uns so wohl insgesammt, als ein jeder insbesondere beschäftiget haben, so wohl auf unserer Reise aus Europa nach America, in den Orten, wo wir uns aufgehalten haben, als auch nach unserer Ankunft in der Provinz Quito, wo wir so mancherley Verhinderungen antrafen, welche den Fortgang unserer Unternehmungen nur gar zu oft aufgehalten haben. Ich würde, wenn ich dieses thun wollte, einen Auszug aus einer großen Menge Nachrichten machen müssen, welche seit sieben oder acht Jahren der Academie übersandt worden, von denen einige noch nicht einmahl in Frankreich angekommen, und der gröste Theil der andern noch nicht in unsern Sammlungen, auch nicht einmahl

auszugsweise erschienen sind. Ich will also hier nicht von unsern astronomischen oder geometrischen Bestimmungen der Länge und Breite einer großen Anzahl Oerter reden; eben so wenig will ich von der Beobachtung der zwoen Sonnenwenden im Christmonat 1736, und im Brachmonat 1737, noch von der Schiefe der Ecclyptic, welche daraus folget, etwas erwehnen; ich will auch nichts von unsern über das Thermometer, und Bearometer, über die Abweichung und Annäherung der Magnetnadel, über die Geschwindigkeit des Schalles, über die anziehende Newtonianische Kraft, über die Länge des Perpendiculs in der Provinz Quito, auf verschiedenen Höhen, die alle größer, als die Horizontallinie des Meeres waren, gedenken; ich will mich ferner mit demjenigem, was ich bey der Ausdehnung und Verdickung der Metalle angemerket habe, und mit den zwo Reisen nicht aufhalten, welche ich 1736. von den Küsten der Südsee nach Quito, den Smaragden-Fluß herauf, und 1737. von Quito nach Lima verrichtet habe. Ich will auch hier nicht die Geschichte von den zwoen Pyramiden beschreiben, welche ich aufrichten ließ, um die zwo Grenzen der Grundlinie aller unserer Ausmessungen auf ewig festzusetzen, und dadurch den Ungemächlichkeiten vorzubeugen, welche man in Ermangelung einer gleichen Vorsicht nur gar zu oft in Frankreich empfunden hat, als man die Grundlinie des Herrn Picards mit Gewißheit anzeigen wollte. Die Inschrift, welche in der Academie der schönen Wissenschaften vor unserer Abreise war entworfen und hernach

auf

auf dieſe Pyramiden mit den Veränderungen, welche die Umſtände des Orts und der Zeit erforderten, geſetzt worden, ward von den zweenen Schiffslieutenanten des Königs von Spanien, die man uns zugeordnet hatte, als eine ſo wohl der Ehre Seiner Catholiſchen Majeſtät, als der Spaniſchen Nation nachtheilige Sache bey der Regierung angegeben. Ich habe zwey Jahr lang den Proceß, welchen man mir perſönlich wegen dieſer Sache an den Hals geworfen hatte, geführet, und ihn endlich vor der Regierung zu Quito, nachdem beyde Parteyen völlig waren gehöret worden, gewonnen. Dasjenige, was ſich bey dieſem Vorfalle zugetragen, und die verſchiedenen andern merkwürdigen Begebenheiten unſerer Reiſe, welche die Entlegenheit der Oerter in den Nachrichten, welche davon hieher gekommen ſind, ſehr verſtellet hat, geben mehr den Stoff zu einer hiſtoriſchen Erzählung, als zu einer academiſchen Denkſchrift ab. Ich will mich alſo begnügen, nur von demjenigen, was meine Zurückreiſe nach Europa betrift, etwas zu melden.

Damit wir deſto mehr Gelegenheit haben mögten, allerley Anmerkungen zu machen, ſo hatte der Herr Godin, Herr Bouguer und ich ſchon ſeit langer Zeit die Abrede genommen, auf verſchiedenen Wegen nach Hauſe zu reiſen. Ich entſchloß mich einen zu wehlen, der faſt ganz unbekannt war, und welchen, wie ich gewiß verſichert ſeyn konnte, mir niemand mißgönnen würde. Dies war der Weg den Amazonen-Fluß herunter, welcher das ganze

feste Land des südlichen America von Abend gegen Morgen durchströmet, und welcher mit Rechte für den größesten Fluß in der Welt gehalten wird. Ich hatte den Vorsatz auf dieser Reise den gemeinen Nutzen zu befördern, und eine Karte von diesem Strome zu machen, auch allerley Anmerkungen, wozu ich in einem so wenig bekannten Lande Gelegenheit haben mögte, zu sammlen. Die Nachrichten von den Sitten und besondern Gewohnheiten der verschiedenen Völker, welche an den Ufern dieses Flusses wohnen, würden zwar die Neugierigkeit des großen Haufens der Leser weit mehr reizen: allein ich habe dafür gehalten, daß es mir in der Gegenwart einer öffentlichen Gesellschaft, welcher die Sprache der Naturkündiger und der Erdmesser bekannt ist, nicht gar zu wohl erlaubet seyn würde mich in Vorwürfe einzulassen, die in Ansehung der Absicht dieser Academie fremde sind. Unterdessen aber habe ich, um mich desto verständlicher zu machen, mich nicht enthalten können einige vorläufige Nachrichten von dem Flusse, davon hier gehandelt wird, und von denenjenigen zu geben, welche ihn am ersten beschiffet haben.

Man glaubt insgemein, daß Franz von Orellana der erste Europäer gewesen sey, welcher den Amazonen-Fluß entdecket hat. Er gieng im Jahr 1539. nahe bey Quito, auf dem Flusse Coca, der weiter unten den Namen Napo annimmt, zu Schiffe; aus diesem kam er in einen andern, welcher größer war, und als er ohne einen andern Wegweiser mit dem Strome fortlief, langte er bey

dem

dem Nordcap auf der Küste von Guiana, nach einer Schiffahrt an, die seiner Rechnung nach achtzehn hundert Meilen ausmachte. Eben dieser Orellana gieng zehn Jahre hernach mit dreyen Schiffen, welche ihm in Spanien waren anvertrauet worden, zu Grunde, ohne daß er die rechte Mündung dieses Flusses hätte wieder finden können. Man sagt, daß er, da er denselben herunter fuhr, einige bewaffnete Weiber angetroffen hätte, vor denen er sich nach dem Rath eines Indianischen Caciken hätte in acht nehmen sollen, und daß dieses die Gelegenheit gewesen sey denselben den Amazonen-Fluß zu nennen. Einige haben ihm den Namen Orellana gegeben; allein er ward schon vor dem Orellana, Marañon * von dem Namen eines andern Spanischen Schiffshauptmannes genennet. Die Erdbeschreiber, welche aus dem Amazonen-Flusse und dem Marañon zween verschiedene Ströme gemacht haben, und hierin, gleich wie Laet durch das Ansehen des Garcilasso und Herrera betrogen worden sind, wusten sonder Zweifel nicht, daß nicht nur die ältesten Spanischen Originalschriftsteller den Fluß, von dem wir reden, seit dem Jahre 1513. Maranon genannt haben, sondern, daß auch Orellana selbst in seiner Reisebeschreibung sagt, er hätte die Amazonen, als er den Marañon herunter gefahren wäre, angetroffen, worauf nichts geantwortet werden kann; und dieser Name ist ihm auch in der That beständig bis auf den heu-

*) Dies Wort wird so ausgesprochen, als die Franzosen Maragnon aussprechen.

tigen Tag, seit mehr als zwey hundert Jahren, von den Spaniern in seinem ganzen Laufe und von seiner in Ober-Peru liegenden Quelle an, beständig erhalten worden. Allein, die Portugiesen, welche sich seit dem Jahre 1616. zu Para einer an der östlichsten Mündung dieses Flusses gelegenen bischöflichen Stadt, festgesetzet haben, kennen ihn nicht anders, als unter dem Namen des Amazonen-Flusses. Weiter hinauf nennen sie ihn Solimoes, und sie haben den Namen Marañon, oder in ihrer Sprache Maranhaon einer Stadt und einer ganzen Provinz, in der Nachbarschaft von Para gegeben. Ich werde ihn ohne Unterscheid bald Marañon-, bald den Amazonen-Fluß nennen.

Als im Jahr 1560. Pedro de Ursoa von dem Unterkönige zu Peru ausgeschickt ward, um den berühmten Goldsee Parima und die Stadt del Dorado zu suchen, von welchen man glaubte, daß sie nicht weit von dem Ufer des Amazonen-Flusses lägen; so gieng er in diesen Strom durch einen Fluß, welcher von Süden kommt, und von dem ich an seinem Orte reden werde. Ursoa hatte noch ein weit traurigers Schicksal, als sein Vorgänger Orellana. Ursoa verlohr sein Leben durch die Hand des Aguirre, eines aufrührischen Soldaten, welcher sich zum Könige erklären ließ. Dieser fuhr hernach den Fluß herunter, und nachdem er nach einer langen Reise, von welcher man noch nicht genugsame Nachrichten hat, sich allenthalben als einen Mörder und Räuber aufgeführet hatte,

te, so ward er endlich auf der Insel der Dreyeinigkeit geviertheilet.

Solche Reisen gaben von dem Laufe des Flusses kein großes Licht, und einige Statthalter an besondern Oertern stelleten hernach verschiedene Versuche mit eben so wenigem Erfolge an. Die Portugiesen waren darin glücklicher als die Spanier.

Im Jahre 1638, hundert Jahre nach dem Orellana ward Pedro Texeira von dem Statthalter zu Para an der Spitze einer guten Anzahl Portugiesen und Indianer dahin abgeschickt. Er gieng den Amazonen-Fluß bis zur Mündung des Napo, und darauf den Napo selbst herauf, welcher ihn in die Nähe von Quito führte, wohin er sich mit einigen Portugiesen zu Lande begab. Er ward von den Spaniern sehr wohl aufgenommen, weil beyde Nationen damahls einen Herrn hatten. Ein Jahr hernach gieng er nach Para auf eben demselben Wege in Begleitung der beyden Jesuiten d' Acuña und d' Artieda zurück, welche ernannt waren dem Hofe zu Madrit Nachrichten von den Merkwürdigkeiten der Reise zu überbringen. Sie schätzeten den Weg von dem kleinem Dorfe Napo, dem Orte ihrer Einschiffung bis nach Para auf 1356. Spanische Meilen, welche mehr, als 1500. Seemeilen, und über 1900. gemeine Französische Meilen ausmachen. Die Beschreibung dieser Reise ist zu Madrit 1640. gedruckt worden. Die Französische Uebersetzung, welche der Herr von Gom-

berville 1682. herausgegeben hat, ist in jedermanns Händen.

Die sehr fehlerhafte Karte von dem Laufe dieses Flusses, welche Sanson zu folge dieser blos historischen Reisebeschreibung verfertiget hat, ist hernach von allen Erdbeschreibern aus Mangel neuer Nachrichten nachgezeichnet worden, und wir haben erst im Jahr 1717. eine bessere bekommen.

Damahls erschien zum ersten mahle in Frankreich in dem zwölften Theile der erbaulichen Briefe * eine Nachzeichnung von der Karte, die 1707. zu Quito gestochen und seit 1690. von dem Pater Samuel Fritz, einem Deutschen Jesuiten war verfertiget worden; denn dieser war an den Ufern des Marañon Missionarius gewesen und hatte das ganze Land längst demselben durchgestrichen. Aus dieser Karte lernte man, daß der Napo, welcher noch für die wahre Quelle des Amazonen-Flusses zu der Zeit gehalten ward, da der Pater d' Acuña seine Reise that, nur ein Nebenfluß war, welcher durch sein Wasser den Amazonen-Fluß vergrößerte; und daß dieser unter dem Namen des Marañon aus einem See bey Guanuco, 30. Meilen von Lima herkäme. Uebrigens hat der Pater Fritz ohne Perpendicul und ohne Sehrohr keinen Punkt in Ansehung der Länge bestimmen können. Er hatte nur einen kleinen halben Zirkel von Holz

*) Lettres édifiantes & curieuses.

Holze, mit einem drey Zolle großen halben Durchmesser, zu Ausrechnung der Breiten, und überdem war er noch krank, als er den Fluß bis nach Para herunter fuhr. Man darf nur die Handschrift seines Tagebuchs lesen, davon ich eine Abschrift* besitze, so wird man sehen, daß viele Hindernisse ihm so wohl damahls, als bey der Zurückreise nach seiner Mission nicht erlaubten die nöthigen Beobachtungen anzustellen, um seine Karte insonderheit gegen den untersten Theil des Flusses vollkommen zu machen. Bey dieser Karte befinden sich nur etliche wenige Anmerkungen auf eben demselben Blatte, und es ist fast nichts mit einer historischen Ausführlichkeit beschrieben, so daß man von den Ländern, durch welche der Amazonen-Fluß läuft, heutiges Tages in Europa fast nichts weiß, als was man davon vor mehr als hundert Jahren aus der Reisebeschreibung des Jesuiten d' Acuña** gelernet hatte.

Nachdem der Marañon aus dem See, woher er gegen den eilften Grad südlicher Breite seinen Ursprung hat, gegangen ist, so läuft er nordwärts bis zu Jaen de Bracamoros sechs Grade. Von da nimmt er seinen Lauf

*) Sie ist nach dem in dem Archive des Collegii zu Quito verwahrten Original gemacht, und dem Verfasser von Don Joseph Pardo y Figueroa, Marquis de Valleumbroso, der Corregidor zu Cuseo und der gelehrten Welt wohl bekannt ist, mitgetheilet worden.

**) Ein gewisses Buch unter dem Titel: El Marannon ô Amazone ist ein zusammengerafftes unförmliches Werk.

Lauf ostwärts fast parallel mit der Mittellinie bis zum Nordcap, wo er sich in den Ocean recht unter der Mittellinie ergießt, nachdem er von Jaen, wo er anfängt schiffbar zu werden, dreyßig Grade in der Länge, oder sieben hundert funfzig gemeine Meilen, welche durch die Umwege auf tausend bis eilf hundert anwachsen, gelaufen ist. Er nimmt von Norden und Süden eine erstaunliche Menge anderer Flüsse zu sich, von denen viele fünf oder sechs hundert Meilen weit laufen, und unter welchen einige der Donau und dem Nil nichts nachgeben. Die Ufer des Marañon waren noch vor hundert Jahren von einer großen Menge Völker bewohnet, welche sich tiefer in das Land gezogen, so bald sie die Europäer gesehen haben. Man findet daselbst heutiges Tages nur kleine Flecken, worin die Eingebohrnen des Landes wohnen, welche, oder deren Väter theils von den Spanischen Missionarien an dem obern Theil des Flusses, und theils von den Portugiesischen in dessen untersten Gegenden ohnlängst aus den Wäldern gezogen worden sind.

Es sind drey Wege, auf welchen man aus der Landschaft Quito nach der Provinz Maynas, von der die Spanischen Missionen an dem Marañon ihren Namen bekommen, reisen kann. Diese drey Wege gehen durch die berühmte Reihe Gebürge, welche mit Schnee bedeckt und unter dem Namen Cordilleras de las Andas bekannt sind. Der erste ist fast unter der Mittellinie ostwärts von Quito und gehet durch Archidona nach dem

Napo.

Napo. Diesen Weg nahm Tereira, als er von Quito zurück kam, und der Jesuit d' Acuña. Der andere gehet durch eine Tiefe unten an dem feuerspeyendem Berge Tonguragua unter dem ersten und einem halben Grade südlicher Breite. Auf dieser Straße kommt man in die Provinz Canelos, und man muß über viele Bäche setzen, welche sich vereinigen und so dann einen Fluß Namens Pastassa ausmachen, welcher sich hundert und funfzig Meilen weiter herauf als der Napo in den Marañon ergießt. Diese zween Wege nehmen insgemein die Missionarien von Quito, die einzigen Europäer, welche diese Länder besuchen, und denen die Gemeinschaft mit der benachbarten Landschaft Quito fast gänzlich durch das Gebürge abgeschnitten ist, weil man über dasselbe nur in einigen Monaten des Jahrs reisen kann. Der dritte Weg gehet durch Jaen de Bracamoros unter dem fünften und einem halben Grade südlicher Breite, allwo der Marañon anfängt schiffbar zu werden. Dieser letzte ist der einzige unter den dreyen, auf welchem man Lastthiere bis zu dem Orte der Einschiffung mit sich führen kann. Auf den zween andern muß man viele Tage zu Fuße gehen, und alles von den Indianern auf den Schultern tragen lassen. Unterdessen wird dieser unter den dreyen am wenigsten gebraucht, so wohl wegen des langen Umweges und des beständigen Regens, welcher die Wege auch in der schönsten Jahreszeit fast unbrauchbar macht, als wegen der Schwierigkeit und der Gefahr in einem berühmten engen Paß Pongo genannt, welchen man, wenn man aus den Gebürgen kommt,

an

antrifft. Ich erwehlte den letzten Weg vornehmlich deswegen, damit ich diesen Paß, von welchem man zu Quito mit einer Bewunderung, die mit Furcht vermischet war, redete, kennen lernen, und damit ich in meiner Karte den ganzen Strom, so weit er schiffbar ist, begreifen mögte.

Ich reisete von Tarqui, welches das südliche Ende unserer Mittellinie war, und fünf Meilen südwärts von Cuenca liegt, am 11ten May 1743. ab. Auf meiner Reise nach Lima 1737. war ich der gemeinen Landstraße von Cuenca nach Loxa gefolgt; diesesmahl nahm ich einen durch Zaruma gehenden Umweg, um diesen Ort auf meine Karte zu setzen. Ich lief einige Gefahr, als ich über den großen Fluß Los Jubones, welcher damahls sehr aufgeschwollen war und allezeit sehr schnell ist, mittelst einer Fuhrt gieng: allein durch diese Gefahr entgieng ich einer größern, welche mir auf der Landstrasse nach Loxa bevorstund. *

Man

*) Ich habe nach der Zeit erfahren, daß Leute, die dazu von den Urhebern oder Mitschuldigen des an unserm Wundarzte, dem Herrn Seniergues begangenen Mordes bestellet waren, auf der Landstraße von Cuenca nach Loxa auf mich laureten. Sie wusten, daß ich eine rechtsbeständige Abschrift des Criminal-Processes, welchen ich als Testamentsvollzieher des verstorbenen wieder sie angestellet hatte, mit mir nach Europa nahm; und sie befürchteten mit Grunde, daß das in der Audienz zu Quito wieder alle Rechte gesprochene und mit Nullitäten angefüllete Urtheil in dem Spanischen Rathe vernichtet werden mögte.

Man siehet von einen Gebürge, über welches ich auf dem Wege nach Zaruma gieng, Tumbez, einen Hafen an der Südsee, wo die Spanier nach der Eroberung von Peru, jenseit der Linie ihre erste Landung thaten. Hier war eigentlich der Punkt, wo ich anfieng, mich von der Südsee zu entfernen, und von da ich das ganze feste Land des südlichen America von Abend gegen Morgen durchwanderte.

Zaruma, welches unter dem dritten Grade vierzig Minuten südlicher Breite liegt, giebt einer kleinen Landschaft westwärts von Loxa den Namen. So richtig auch Laet ist, so thut er davon in seiner Beschreibung von America nicht die geringste Meldung. Dieser Ort war vor Zeiten einigermaßen durch seine Bergwerke berühmt, die jetzo fast ganz wüste liegen. Das Gold in denselben ist von geringem Werthe, und hält nur 14 Karat; es ist mit Silber vermischt, und dem ohngeachtet unter dem Hammer sehr weich.

Ich fand zu Zaruma die Höhe des Barometers 24. Zolle und zwo Linien; man weiß, daß diese Höhe in dem heißen Erdstriche sich nicht, wie in unsern Gegenden verändert. Wir haben zu Quito in ganzen Jahren angemerket, daß der größeste Unterscheid nicht über anderthalb Linien ausmachte. Herr Godin hat zuerst beobachtet, daß die Veränderungen desselben, welche bey nahe eine Linie in 24 Stunden betragen, sehr ordentlich abwechseln; und da dieses einmahl bekannt ist, so giebt es

Gele-

Gelegenheit von der mittlern Höhe des Queckſilbers aus einer einzigen Erfahrung zu urtheilen. Alle diejenigen, welche wir auf den Küſten der Südſee gemacht, und diejenigen, welche ich auf meiner Reiſe nach Lima wiederhohlet, hatten mich gelehret, welches die mittlere Höhe auf der Horizontallinie des Meeres war; daher konnte ich mit ziemlicher Richtigkeit ſchließen, daß das Erdreich bey Jaruma ungefehr 700. Klaftern erhaben war, welches noch nicht die Helfte der Erdhöhe zu Quito iſt. Ich habe mich bey dieſer Rechnung der von dem Herrn Bouguer verfertigten Tafel bedienet; ſie iſt nach einem angenommenem Grundſatze gemacht, welcher bisher beſſer als ſonſt ein anderer mit unſern mittelſt des Barometers auf verſchiedenen Höhen, welche geometriſch beſtimmet waren, angeſtellten Beobachtungen eingetroffen iſt. Ich kam von Tarqui, einem ziemlich kalten Lande, und empfand eine große Hitze zu Jaruma, ob ich mich gleich hier an einem nicht viel niedrigern Orte befand, als das Peleiſche Gebürge zu Martinique iſt, allwo wir eine ſtrenge Kälte ausſtunden, als wir aus einem niedrigen und warmen Lande kamen. Ich ſetze hier voraus, man werde ſchon wiſſen, daß während unſerm langen Aufenthalte in der Provinz Quito unter der Mittellinie, wir beſtändig wahrgenommen haben, daß, nachdem die Erdhöhe kleiner oder größer iſt, dieſelbe den Grad der Hitze faſt vollkommen beſtimmet, und daß man nicht 2000. Klaftern herauf ſteigen darf, um aus einem von der Sonnenhitze verbranntem Thale zu dem unterſten Theile eines Schneehaufens

zu gelangen, welcher so alt als die Welt, und womit ein benachbartes Gebürge bedecket ist.

Ich fand auf meinem Wege viele Flüsse, über welche man auf Brücken von Seilen, von Baumrinden, oder von einer Gattung Weiden, die man in unsern Americanischen Inseln Liane nennt, gehen muste. Diese Lianen, welche wie ein Netz in einander geflochten sind, machen von einem Ufer zu dem andern eine Galerie in der Luft, welche an zweyen großen Tauen von eben demselben Stoffe hängt, deren Enden auf jedem Ufer an den Aesten der Bäume befestiget sind. Dieses zusammen siehet eben so als ein Fischernetz, oder noch besser, als ein Indianischer Hamak aus, wenn er von einer Seite des Flusses bis zur andern ausgedehnet wäre. Gleichwie die Maschen dieses Netzes sehr weit sind, und der Fuß leicht queer durchglitschen kann, so legt man unten einiges Schilf hinein, welches statt des Bodens dienet. Man siehet leicht, daß das Gewicht dieses Gewebes allein, und noch mehr desjenigen, welcher darüber gehet, diese Maschine sehr in die Krümme ziehen müsse; und wenn man dabey bedenkt, daß derjenige, welcher darüber gehet, wenn er sich in der Mitte befindet, insonderheit wenn der Wind bläset, sehr stark von einer Seite zur andern bewegt werden muß, so wird man leicht erachten, daß eine solche Brücke, die zuweilen über 300. Klaftern lang ist, bey dem ersten Anblick sehr fürchterlich scheinen müsse. Unterdessen gehen die Indianer, welche von Natur nichts weniger als herzhaft

ſind, darüber in vollem Laufe, ob ſie gleich mit allem Geräthe und den Satteln der Mauleſel, welche man über den Fluß ſchwimmen läßt, beladen ſind; und ſie lachen, wenn ſie ſehen, daß ein Reiſender ſtutzig wird, ſo daß derſelbe ſich alsbald ſchämet weniger Herzhaftigkeit als ſie zu bezeigen. Dieſes iſt noch nicht die ſonderbarſte und gefährlichſte Art von Brücken, deren man ſich hier zu Lande bedienet; allein ihre Beſchreibung würde mich zu weit von meinem Endzwecke führen.

In dem ich durch **Loxa** reiſete, ſo wiederholte ich die Beobachtungen von der Breite und von der Höhe des Barometers, welche ich daſelbſt ſchon im Jahr 1737. auf meiner Reiſe nach **Lima** angeſtellet hatte, und brachte eben dieſelbe Rechnung heraus.* **Loxa** liegt ungefehr 350 Klafter niedriger als **Quito**, und die Hitze iſt dort um ein merkliches größer; die Berge in der Nachbarſchaft ſind nur kleine Hügel, wenn man ſie mit denen bey **Quito** vergleichet. Unterdeſſen ſind ſie doch der Punkt, welcher das Waſſer der Provinz theilet; und ein Hügel, Namens **Caranuma**, wo die beſte **China** **Chinâ** wächſt, und welcher zwo Meilen ſüdwärts von **Loxa** liegt, giebt einigen Flüſſen den Urſprung, welche einen verſchiedenen Lauf nehmen; denn einige fließen gegen Abend in die **Südſee**; die andern gegen Morgen in den **Marañon**.

Am

*) Man ſehe Memoires de l' Academie 1738. pp. 226. & 228. *ſur l' Arbre de Quinquina.*

Am 3ten des Brachmonats brachte ich den ganzen Tag auf einem dieſer Gebürge zu. Mit der Hülfe zweener Indianer, welche ich aus der dortigen Gegend zu Wegweiſern angenommen hatte, konnte ich dieſen Tag nicht mehr als 8. bis 9. junge Pflantzen der China Chinä ſammlen, welche man hätte mit ſich führen können. Ich ließ ſie mit etwas Erde, die man von der Stelle nahm, wo ſie ſtunden, in eine Kiſte von ziemlicher Größe ſetzen. Dieſe Kiſte ward mit großer Vorſicht von einem Manne, der mir im Geſichte gieng, auf den Schultern bis an den Ort getragen, wo ich mich zu Schiffe begab. Ich hatte die Hoffnung zum wenigſten eine Pflanze zu erhalten und dieſelbe zu Cayenne in Verwahrung zu laſſen, wenn ſie nicht im Stande ſeyn ſollte, nach Frankreich in den königlichen Garten herüber gebracht zu werden.

Von Lora nach Jaen gehet man über die letzten Hügel der Cordilleras. Auf dieſem ganzen Wege reiſet man faſt beſtändig in Wäldern, worin es alle Tage während eilfen, und zuweilen alle zwölf Monate des Jahres hindurch regnet, ſo daß es unmöglich iſt etwas trocken zu erhalten. Die mit Ochſenhäuten bedeckten Körbe, die man hier zu Lande ſtatt der Kiſten auf der Reiſe braucht, verfaulen und verurſachen einen unerträglichen Geſtank. Ich gieng durch zwo Städte Loyola und Valladolid, die aber jetzo weiter nichts als den Namen haben. Beyde waren vor hundert Jahren reich und von Spaniern bewohnt; heutiges Tages ſind es zwey kleine Dörfer, wor-

in sich einige Indianer oder Mestizen * befinden, und sie sind von ihrer ersten Lage an andere Oerter versetzt. Jaen selbst, welches noch den Titel einer Stadt hat, und der Siz des Statthalters seyn sollte, ist jezo weiter nichts, als ein elendes Dorf. Eben dieses ist den meisten Städten in Peru wiederfahren, welche von dem Meere entfernet sind und weit von der Landstraße von Carthagena nach Lima liegen. Ich fand auf diesem ganzen Wege viele Flüsse, über welche ich theils durch Fuhrten, theils auf Brücken, von der oben erwehnten Art, und theils auch auf Flößen gehen muste. Diese macht man auf der Stelle von Holz, womit die Natur alle diese Wälder reichlich versehen hat. Wenn diese Ströme vereiniget sind, so machen sie einen großen und schnellen Fluß aus, welcher Chinchipe genannt wird, und größer als die Seine zu Paris ist. Ich fuhr denselben auf einer Flöße fünf Meilen bis nach Tomependa herunter, welches ein Indianisches Dorf in einer angenehmen Lage ist, welches man von Jaen sehen kann, und bey welchem sich drey große Flüsse vereinigen. Der Marañon ist der mittelste. Er nimmt auf der südlichen Seite den Chachapoyas, und auf der östlichen den Chinchipe, auf welchem ich herunter gekommen war, zu sich. Diese Vereinigung der dreyen Flüsse geschicht unter dem fünften Grade 30. Minuten südlicher

*) Mestizen werden in America diejenigen genannt, welche von einem Indianer und einer Europäerinn, oder einem Europäer und einer Indianerinn gebohren sind.

licher Breite, und von dieſem Puncte an nähert ſich der Marañon beſtändig ungeachtet ſeiner Umwege allmählig der Mittellinie, bis zu ſeiner Mündung. Unter demſelben Punkte wird der Fluß enger, und eröffnet ſich einen Weg zwiſchen zweenen Bergen, wo die Heftigkeit ſeines Stromes, nebſt den Felſen, die ihn verſperren, und die vielen Waſſerfälle ihn unſchiffbar machen; und der ſo genannte Hafen Jaen, wo man ſich zu Schiffe begeben muß, liegt vier Tagereiſen von Jaen an dem kleinen Fluſſe Chuchunga, durch welchen man in den Marañon unter den Waſſerfällen fährt. Inzwiſchen hatte ein Bote, welchen ich von Tomependa mit den Befehlen des Statthalters von Jaen, an ſeinen Lieutenannt zu St. Jago abgefertigt hatte, daß er mir ein Indianiſches Boot ſchicken mögte, alle Schwierigkeiten auf einer kleinen aus zwey oder drey Stücken Holz gemachten Flöße überwunden; denn dieſes iſt einem nackenden Indianer, der ſo wie ſie alle, gut ſchwimmen kann, ſchon genug. Von dem Hafen Jaen gieng ich über den Marañon, und befand mich oftmahls wieder an ſeinen Ufern. Inzwiſchen nimmt dieſer Fluß auf der nordlichen Seite viele Bäche zu ſich, welche, wenn es ſtark regnet, einen mit Goldkörnern vermiſchten Sand bey ſich führen. Die Indianer ſammlen alsdenn nur eben ſo viel, als ſie nöthig haben, um ihre Steuren oder Kopfgeld zu bezahlen, und ſie thun es auch nur zu der Zeit, wenn ſie gezwungen werden ſolches zu entrichten. Zu einer andern Zeit würden ſie das Gold lieber mit Füßen treten, als ſich die Mühe geben, es zu ſammlen

und auszusuchen. In diesem ganzem Striche Landes sind die beyden Ufer des Flusses mit wildem Cacao bedeckt, welcher dem gebaueten nichts nachgiebet, und welchen die Indianer nicht höher als das Gold schätzen.

Auf der vierten Tagereise seit meiner Abfahrt von Jaen, gieng ich ein und zwanzig mahl über den Chuchunga durch eine Fuhrt, und zum letzten mahle in einem Fahrzeuge. Die Maulesel, welche sich ihrem Nachtlager näherten, warfen sich, so beladen als sie waren, in den Fluß, so daß meine Instrumente, Bücher, Schriften und alle übrigen Sachen naß wurden. Dies war das vierte Unglück von dieser Art, welches ich, seit dem ich in den Gebürgen gereiset war, ausgestanden hatte, und meine Schiffbrüche höreten nicht eher auf, als bis ich mich auf die See begab.

Ich fand an den Chuchunga ein kleines Dorf von zehn Indianischen Familien, welche von ihrem Caciken regieret wurden, welcher bey nahe so viele Spanische Wörter verstund, als ich von seiner Sprache wuste. Ich war genöthiget gewesen, mich zu Jaen zweener im dem Lande gebohrner Bedienten zu entledigen, welche mir zu Dolmetschern hätten dienen können. Die Noth ließ mich ein Mittel finden ihrer zu entbehren. Die Indianer zu Chuchunga hatten nur kleine zu ihrem Gebrauch bequeme Kähne, und das Boot, welches ich von St. Jago durch einen Boten holen ließ, konnte in 14 Tagen nicht ankommen.

Ich

Ich beredete den Caciken, von seinen Leuten eine Flöße oder Balse machen zu lassen, (diesen Namen giebt man so wohl ihnen in diesem Lande, als dem Holze, woraus sie gemacht sind;) und verlangte eine solche, die groß genug wäre mich mit meinen Instrumenten und Geräthe fortzubringen. Die Zeit welche erfordert ward, die Balse zu verfertigen, setzte mich in den Stand meine Papiere und Bücher Blatt für Blatt zu trocknen, welche Vorsicht so nöthig als beschwerlich war. Die Sonne zeigte sich nur gegen Mittag, und dieses war genug, um ihre Höhe zu messen. Ich befand mich unter dem fünften Grade ein und zwanzig Minuten südlicher Breite, und ersahe aus dem Barometer, welches sechszehn Linien niedriger, als an dem Ufer des Meeres stund, daß es 235 Klaftern über der Horizontallinie desselben Flüsse gäbe, welche beständig schiffbar sind. Ich will gar nicht behaupten, daß sie es in einer größern Höhe nicht seyn könnten, ich führe blos die Folgen an, welche ich aus meiner Erfahrung gezogen habe. Inzwischen ist es ziemlich wahrscheinlich, daß der Punkt, wo ein Fluß anfängt schiffbar zu werden, welcher, von diesem Orte anzurechnen, mehr als tausend Meilen läuft, höher seyn muß, als derjenige, wo die gemeinen Flüsse anfangen schiffbar zu werden.

Den 4ten des Heumonats nach Mittage begab ich mich in ein klein Boot mit zween Rudern; die Balse gieng vorher, und ward von allen Indianern in dem Dorfe begleitet. Sie giengen bis an die Mitte des Leibes im Was-

ser, damit sie dieselbe an den gefährlichen Stellen mit der Hand führen und sie zwischen den Klippen und in den kleinen Fasserfällen wieder die Heftigkeit des Stroms halten mögten. Den folgenden Tag am Morgen kam ich nach vielen Umwegen in den Marañon, ungefehr vier Meilen nordwärts von dem Orte, wo ich in das Fahrzeug gestiegen war. Hier fängt er an schiffbar zu werden. Die Nothwendigkeit erforderte die Flöße, welche dem Bette des kleinen Flusses, auf welchem ich herunter fuhr, nur gemäß gewesen war, zu vergrößern und stärker zu machen. Die Nacht darauf wuchs der Fluß um zehn Fuß an, und man muste die Laube, die mir zum Sonnenschirme dienete, und welche die Indianer mit einer ungemeinen Geschicklichkeit und Geschwindigkeit machten, eiligst darauf bringen. Ich ward an diesem Orte drey Tage nach dem Rath, oder vielmehr nach den Befehlen meiner Wegweiser aufgehalten, weil ich mich nach ihnen richten muste. Sie hatten also Zeit genug die Balse fertig zu machen, und ich konnte mittlerweile Beobachtungen anstellen. Ich maß die Breite des Flusses geometrisch, und befand, daß sie 135. Klaftern betrug, ob sie gleich schon 15. bis 20. Klaftern kleiner geworden war. Viele Flüsse, welche er über Jaen zu sich nimmt, sind breiter, und ich muste daraus schließen, daß er ungemein tief seyn müste. Ich fand auch in der That mit einer Schnur von 28. Klaftern nur in dem Drittel seiner Breite Grund. Ich konnte in der Mitte des Bettes die Tiefe nicht erforschen, weil dort die Geschwindigkeit eines dem Strome überlaßenen Boots so groß war, daß

es

es in einer Secunde eine und ein viertel Klafter fortlief. Das Barometer, welches vier Linien höher, als in dem Hafen war, zeigte mir, daß die Horizontallinie des Wassers von Chuchunga an, von da ich nur acht Stunden auf der Herunterfahrt zugebracht hatte, ungefehr 50. Klaftern niedriger geworden war. Ich beobachtete an eben dem Orte die Breite, welche fünf Grade und eine Minute südwärts war.

Den 8ten setzte ich meinen Weg fort, und gieng durch den engen Paß Cumbinama, welcher wegen der Steine, die darinnen häufig sind, gefährlich ist. Der Fluß ist hier wenig über 20. Klaftern breit. Den folgenden Tag kam ich an eine andere enge Stelle Escurrebragas genannt, welche von einer andern Art ist. Der Fluß, welcher durch ein Ufer von sehr steilen Felsen, worauf er schnurgrade stößt, in seinem Laufe aufgehalten wird, muß sich plötzlich wenden, so daß er mit seiner ersten Richtung einen rechten Winkel macht. Der Stoß des Wassers nebst der Geschwindigkeit, welche dasselbe durch die Enge des Canals bekommt, hat in den Felsen eine tiefe Bucht gemacht, worin das Wasser an dem Ufer des Flusses zurück gehalten wird, welches durch die Geschwindigkeit desjenigen, welches in der Mitte ist, auf die Seite getrieben war. Meine Flöße, worauf ich mich damahls befand, ward durch den abfließenden Strom in diese Stelle getrieben, und es drehete sich darin eine Stunde und etliche Minuten herum. Das in Kreisen laufende Wasser brachte mich wieder zu

der Mitte des Flußbettes, wo der anschießende große Strom solche Wellen machte, welche ein Boot unfehlbar in den Grund versenket haben würden. Die Größe und Stärke der Flöße setzte sie gegen diese Gefahr in Sicherheit: allein ich ward durch die Heftigkeit des Stroms allezeit hinten in die Bucht zurück getrieben, und ich konnte nicht anders, als durch die Geschicklichkeit der vier Indianer, welche ich mit einem kleinen Boote auf allen Fall bey mir behalten hatte, von da wieder heraus kommen. Diese waren längst dem Lande herunter gefahren, und kletterten so dann auf den Felsen, von welchem sie mir nicht ohne große Mühe einige Liannen zuwarfen, die man hier zu Lande statt der Stricke, gebraucht. Mit diesen zogen sie die Balse so lange fort, bis daß sie dieselbe wieder in den abfließenden Strom gebracht hatten. Eben denselben Tag fuhr ich durch den dritten engen Paß Namens Guaracayo, allwo das Bette des Flusses zwischen zween grossen Felsen eingeschlossen und nicht 30 Klaftern breit ist. Dieser ist nur bey einem großen Anwachs des Wassers gefährlich. An eben diesem Abend begegnete ich dem großem Boote von St. Jago, welches den Fluß herauf fuhr, um mich aus dem Hafen abzuholen. Allein es hätte noch sechs Tage zubringen müssen, um nur den Ort zu erreichen, von welchem ich des Morgens abgereiset und in zehn Stunden herunter gefahren war.

Am 10ten kam ich zu St. Jago de las Montañas an, einem kleinen Dorfe, welches jetzo an der Mündung

des

des dieſen Namen führenden Fluſſes liegt, und aus den Ueberbleibſeln einer Stadt erbauet worden, welche den ihrigen dem Strome gegeben hatte. An den Ufern deſſelben wohnet ein Indianiſches Volk, Xibaros genannt. Dieſe Leute waren vor Zeiten Chriſten geweſen, und ſind ſeit hundert Jahren von den Spaniern abgefallen, um ſich der ſchweren Arbeit in den Goldbergwerken, die in ihrem Lande befindlich ſind, zu entziehen. Sie haben ſich ſeitdem in unzugängliche Wälder begeben, und erhalten ſich in denſelben in ihrer Freyheit. Sie hemmen die Schiffahrt auf dieſem Fluſſe, auf welchem man ganz bequem in weniger als acht Tagen aus den Gegenden von Loxa und Cuenca herunter fahren kann, von da ich zu Lande vor zween Monaten abgereiſet war. Die Furcht vor dieſen Indianern hat die noch übrigen Einwohner zu St. Jago zweymahl gezwungen ihren Aufenthalt zu verändern, ſo daß ſie ſeit ohngefehr 40. Jahren bis zu dem Orte heruntergegangen ſind, wo der Fluß ſich in den Marañon ergießet.

Unter St. Jago findet man die Stadt Borja mit der es faſt eben die Bewandniß, als mit den vorigen hat, ob ſie gleich die Hauptſtadt und der Sitz des Statthalters der Provinz Maynas iſt, welche alle Spaniſche Miſſionen an den Ufern des Marañon begreift. Borja iſt von St. Jago nur durch den berühmten Pongo de Manſeriche abgeſondert. Pongo, welches vor alters in der Peruaniſchen Sprache Puncu hieß, bedeutet ſo viel als ein Thor. Man giebt ſolchen Namen in dieſer

Spra-

Sprache allen engen Päſſen, allein der nur gemeldete führt ihn vorzüglicher Weiſe. Dies iſt ein Weg, welchen ſich der Marañon, indem er ſich nach einem nordlichen Laufe von mehr als zwo hundert Meilen, oſtwärts wendet, mitten durch die Gebürge Cordilleras eröffnet, und ſich zwiſchen zwoen parallel laufenden Mauren von Felſen, welche faſt ſchnur gleich gehauen zu ſeyn ſcheinen, ein Bette macht. Vor etwas mehr als hundert Jahren entdeckten einige Spaniſche Soldaten von St. Jago dieſen Paß, und wagten es durch denſelben zu gehen. Zween Miſſionarien von dem Jeſuiter-Orden aus der Provinz Quito folgten ihnen bald darauf, und ſtifteten im Jahre 1639. die Miſſion Maynas, welche ſich ſehr weit den Fluß herunter erſtrecket. Nachdem ich zu St. Jago angekommen war, ſo hoffte ich noch an dieſem Tage nach Borja zu gelangen, und brauchte wenig über eine Stunde, um mich dahin zu begeben; aber ungeachtet meiner zu wiederholten mahlen abgeſchickten Boten, und ungeachtet der Befehle und Empfehlungsſchreiben, womit wir allezeit wohl verſehen waren, und deren Würkung wir ſehr ſelten ſahen, war das Holz zu der großen Flöße, auf welcher ich durch den Pongo gehen ſollte, noch nicht gehauen. Ich begnügte mich alſo die meinige durch eine neue Einfaſſung zu verſtärken, um die erſte Gewalt der Stöße auszuhalten, welche in Ermangelung eines Steuerruders, deſſen ſich die Indianer bey den Flößen nicht bedienen, in den Krümmen des Fluſſes faſt unvermeidlich ſind. Was ihre Kähne betrift, ſo

ſind

sind dieselben so leicht, daß sie solche mit eben der Pagaye, die ihnen statt eines Flußruders dienet, regieren.

Den folgenden Tag nach meiner Ankunft zu St. Jago war es mir nicht möglich den Widerwillen meiner Schiffleute zu überwinden, welche den Fluß noch nicht niedrig genug befanden, um die Durchfahrt zu wagen. Alles was ich von ihnen erhalten konnte, bestund darin, daß sie über denselben fuhren, um die rechte Zeit in einer kleinen nahe bey dem Eingange des Pongo befindlichen Bucht zu erwarten, allwo die Heftigkeit des Stroms so stark ist, daß, obgleich daselbst keine eigentlich so genannte Wasserfälle sind, sich das Wasser dennoch herunter zu stürzen scheinet, und indem es wieder die Felsen schlägt, ein sehr erschreckliches Geräusche verursachet.

Die vier Indianer aus dem Hafen Jaen, welche mir bisher gefolget waren, hatten nicht so viel Neugierigkeit als ich, den Pongo in der Nähe zu sehen, und waren daher schon zu Lande durch einen Fußsteig oder vielmehr eine in den Felsen gehauene Treppe vorausgegangen, um mich zu Borja zu erwarten. Sie ließen mich diese Nacht, so wie die vorige mit einem Mohren-Sklaven allein auf meiner Flöße. Es war mein Glück, daß ich sie nicht hatte verlassen wollen, und ich erlebte hier eine Begebenheit, die vielleicht ohne Exempel ist. Der Fluß welcher in 36. Stunden 25 Schuhe gefallen war, fuhr fort augenscheinlich niedriger zu werden. Mitten in der Nacht war ein Splitter eines großen Astes von einem unter dem

Wasser

Wasser verborgenen Baume zwischen den Stücken Holz meiner Flöße eingefahren, und drang immer weiter durch dieselben, so wie die Flöße mit dem Wasser immer tiefer herunter sank. Woferne ich nicht gegenwärtig und wachend gewesen wäre, so würde ich mit der Flöße den Augenblick an dem Aste eines Baumes hängen geblieben seyn, und das geringste, was mir hätte begegnen können, war dieses, daß ich meine Tagebücher und zu Papiere gebrachte Anmerkungen, die Frucht einer achtjährigen Arbeit, verlohren haben würde. Ich fand endlich glücklicher Weise ein Mittel die Flöße los- und wieder flott zu machen.

Ich machte mir meinen gezwungenen Aufenthalt zu St. Jago zu nuße, um die Breite der zween Flüsse geometrisch zu messen, und nahm auch die nöthigen Winkel auf, um eine topographische Karte von dem Pongo zu verfertigen.

Den 12ten des Heumonats zu Mittage ließ ich die Flöße losbinden und in den weiten Fluß treiben. Ich ward alsbald mit dem Strom in einen engen und tiefen Gang, welcher in den Felsen, als eine Böschung, und an einigen Orten schnurgerade gehauen zu seyn schien, dahingerissen. In weniger als einer Stunde war ich nach Borja, welches nach der gemeinen Rechnung drey Meilen unter St. Jago liegt, herunter gefahren. Inzwischen konnte die Balse, welche nur einen halben Schuh tief gieng, und durch den Raum, den ihre Ladung einnahm, dem Widerstande der Luft eine sieben bis acht mahl größere Fläche,

als

als dem Strome des Wassers entgegen stellete, nicht völlig so geschwinde, als der Strom gehen; und diese Geschwindigkeit selbst nimmt beträchtlich ab, so wie das Bette des Flusses, wenn er der Stadt Borja näher kommt, sich erweitert. Meinem Ermessen nach liefen wir an der engsten Stelle zwo Klaftern in einer Secunde fort, in Vergleichung anderer Geschwindigkeiten, die genau waren ausgemessen worden.

Der Canal des Pongo, welchen die Hand der Natur gegraben hat, fängt eine kleine halbe Meile unter St. Jago an, und wird hernach immer enger, dergestalt, daß, da er nach der Vereinigung zweener Flüsse zum wenigsten 250. Klaftern breit ist, er an der engsten Stelle nur 25. Klaftern hat. Ich weiß, daß man bisher die Breite des Pongo nur 25. Spanische Varas gerechnet hat, welche wenig mehr als 10. Französische Klaftern ausmachen; ich weiß auch, man sagt insgemein, daß man von St. Jago nach Borja in einer viertel Stunde fahre. Allein ich habe angemerket, daß ich an der engsten Stelle zum wenigsten drey Längen meiner Flöße von jedem Ufer entfernet war. Ich habe auf meiner Uhr 57. Minuten von dem Eingange des engen Passes bis nach Borja gezählet; und nach einer richtigen Vergleichung finde ich die Maaße so, wie ich sie angegeben habe. Ja, wie sehr ich mich bemühe der angenommenen Meynung näher zu kommen; so kann ich kaum zwo Meilen, deren 20. auf einen Grad gehen, von St. Jago nach Borja finden, dahingegen man insgemein deren drey rechnet.

Ich

Ich stieß zwey oder drey mahl an den Stellen, wo sich der Strom wendet, wieder die Felsen, und man würde Ursache haben sich zu erschrecken, wenn man davon nicht zuvor unterrichtet wäre. Ein Boot würde tausendmahl, und ohne Rettung davon zertrümmert werden, und man zeigte mir unterwegens den Ort, wo ein Statthalter von Maynas umgekommen war. Aber weil die Stücken Holz einer Flöße weder an einander genagelt noch mit Klemmern verbunden sind, so verrichten die biegsamen Lianen, mit welchen die Hölzer zusammen gefüget sind, die Würkungen einer Feder, welche dem Stoße seine Kraft nimmt, und man braucht gar keine Vorsicht wieder diese Stöße, wenn man auf Flößen fähret. Die größeste Gefahr, welche man darauf zu besorgen hat, bestehet darin, daß man in einen Strudel außer dem Strome gerathen kann, so wie es mir weiter oben begegnet war. Vor noch nicht einem ganzen Jahre, ward ein Missionarius in einen solchen Würbel getrieben; er blieb zween Tage ohne Lebensmittel in demselben, und würde darinnen vor Hunger gestorben seyn, wofern nicht eine plötzliche Aufschwellung des Flusses ihn endlich wieder in den abfließenden Strom getrieben hätte. Man gehet in keinem Boote den Pongo herunter, als wenn das Wasser genugsam gefallen ist, und wenn man das Boot regieren kann, ohne daß der Strom eine allzugroße Gewalt darüber habe. Wenn es am allerniedrigsten ist, so können die Boote auch, wiewohl mit großer Schwürigkeit heraufgehen, aber niemahls die Balsen.

Da

Da ich zu Borja angekommen war, befand ich mich in einer neuen Welt; ich war von allem Umgange mit Menschen entfernet, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten in einem Labyrinth von Seen, Flüssen und Canälen, die einen unendlich großen Wald durchströmen, in welchen man allein durch sie gelangen kann. Ich fand neue Pflanzen, neue Thiere, neue Menschen. Meine Augen, welche seit sieben Jahren nur gewohnt waren, Gebürge, welche sich in den Wolken verlieren, zu sehen, konnten nicht müde werden den Horizont ringsherum zu betrachten; denn sie fanden sonst keine Hinderniß, als allein die Hügel des Pongo, welche bald aus meinem Gesichte verschwanden. Auf die Menge der verschiedenen Gegenstände, welche den angebaueten Feldern um Quito ein so mannigfaltiges Ansehen geben, folgete der gleichförmigste Anblick des Wassers, der Grüne und sonsten nichts. Man tritt die Erde mit Füßen, ohne sie zu sehen; sie ist mit dicken Kräutern, Pflanzen und Gesträuchen dergestalt bedeckt, daß es eine sehr lange Arbeit kosten würde von derselben nur einen Raum, der so groß, als ein Schuh wäre, zu entdecken. Unter der Stadt Borja, und vier bis fünf hundert Meilen weiter hinaus, wenn man den Fluß herunter gehet, ist ein Stein, ja ein schlechter Kieselstein so rar, als ein Diamant seyn würde. Die Wilden in diesen Ländern wissen nicht was ein Stein ist, ja sie haben nicht einmahl einen Begriff davon. Es ist lustig anzusehen, wie einige unter ihnen, wenn sie nach Borja kommen und zum ersten mahle Steine finden, ihre Verwunderung durch

Zeichen an den Tag leget, und sie mit groſser Mühe aufleſen, sich damit als mit einer koſtbaren Waare beladen, bald aber sie verachten und wegwerfen, wenn sie gewahr werden, daß sie so gemein sind.

Ehe ich weiter gehe halte ich es für meine Schuldigkeit etwas von der Gemüthsart und dem Character der eingebohrnen des südlichen America, welche man insgemein, wiewohl unrecht Indianer nennet, zu sagen. Es ist hier die Rede nicht von den Spanischen oder Portugiesischen Creolen, noch von den verschiedenen Arten von Menschen, welche durch die Vermischung der weiſsen aus Europa, der schwarzen aus Africa, und der rothen aus America entstanden sind, seit dem die Europäer sich in diesen Ländern geſetzet und die Mohren aus Guinea dahin gebracht haben.

Alle alten Einwohner des Landes haben eine braune und röthliche Farbe, die mehr oder weniger helle ist. Die Haupturſache dieſer verschiedenen Mischung der Farben ist wahrscheinlicher Weise die mannigfaltige Beſchaffenheit der Luft in den Ländern, welche sie bewohnen; denn in dieſer äuſsert sich von der gröſsesten Hitze des heiſsen Erdstriches an, bis zu der Kälte, welche von der Nachbarschaft des Schnees verurſachet wird, ein sehr groſser Unterscheid.

Dieſe Verschiedenheit des Himmelsstriches und der Länder, welche theils mit Wäldern erfüllet, theils flach und theils voller Gebürge und Flüſſe sind; die Mannigfaltigkeit

keit der Speisen, das wenige Gewerbe, welches die benachbarten Völker unter sich haben, und tausend andere Ursachen müssen nothwendig einen Unterscheid in ihren Geschäften und Gewohnheiten eingeführet haben. Ueberdem ist leicht zu erachten, daß eine Nation, welche sich zum Christlichen Glauben bekehret hat, und seit ein oder zwey hundert Jahren der Spanischen und Portugiesischen Herrschaft unterworfen ist, unfehlbar etwas von den Sitten ihrer Uewinder angenommen habe, und daß folglich ein Indianer in einer Stadt oder einem Dorfe in Peru sich von einem Wilden mitten in dem Lande, und so gar von einem neuen Einwohner in den an dem Marañon errichteten Missionen unterscheiden müsse. Man würde also, wenn man einen richtigen Begriff von den Americanern geben wollte, genöthiget seyn fast so viele Beschreibungen zu machen, als es Nationen unter ihnen giebt. Jedoch, gleichwie alle Europäische Völker, ob sie gleich in der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten unterschieden sind, dem ohngeachtet in den Augen eines Asiers, wenn er sie aufmerksam betrachtete, unter sich etwas gemeines haben würden: also hat es auch mir geschienen, daß alle Americanische Indianer in den verschiedenen Ländern, die ich Gelegenheit hatte auf meiner Reise zu sehen, gewisse Züge einer Aehnlichkeit unter einander hatten; und bis auf einige Schattirungen, welche ein Reisender, der die Sachen nur im Vorbeygehen siehet, nicht genau beobachten kann, glaube ich bey ihnen allen einerley Character angetroffen zu haben.

Die Unempfindlichkeit ist der Grund desselben. Ich lasse es unentschieden, ob man dieselbe einen Zustand ohne Leidenschaften, oder eine Tummheit nennen soll. Sie entstehet sonder Zweifel aus der kleinen Anzahl ihrer Begriffe, die sich nicht weiter, als auf ihre Nothwendigkeiten erstrecken. Sie sind die größesten Vielfräße, wenn sie genug zu essen haben, und mäßig, wenn die Noth sie dazu zwingt, so daß sie alles entbehren und so gar nichts zu verlangen scheinen. Sie sind kleinmüthig und bis zum höchsten Grade feige, woferne die Trunkenheit sie nicht in heftige Leidenschaften setzet. Sie sind Feinde der Arbeit, gleichgültig bey allen Bewegungsgründen des Ruhms, der Ehre, oder der Erkenntlichkeit. Das gegenwärtige beschäftiget sie allein, und bestimmet allezeit ihre Handlungen. Wegen des zukünftigen sind sie ohne Sorgen und zu aller Vorsicht und Ueberlegung ungeschickt. Sie überlassen sich, wofern sie nicht genöthiget sind sich einigen Zwang anzuthun, einer kindischen Freude, welche sie ohne Ursache und Absicht durch Sprünge und ein unmäßiges lautes Gelächter an den Tag legen. Sie bringen ihr Leben ohne Gedanken zu, und werden alt, ohne aus der Kindheit zu kommen, deren Fehler sie insgesammt behalten.

Wenn diese Vorwürfe die Indianer in etlichen Peruanischen Provinzen, welchen nichts, als der Name der Sklaven fehlet, allein angienge, so konnte man glauben, daß diese viehische Tummheit aus der Sklaverey, worin sie leben, herrühre; zumahl das Exempel der heutigen

Grie-

Griechen genugsam darthut, wie sehr dieselbe die Menschen herunterseßen könne. Allein da die Indianer in den Missionen, und die in der Freyheit lebenden Wilden einen eben so eingeschränkten Verstand haben, ich will nicht sagen, daß sie eben so tumm sind als die andern, so kann man nicht ohne eine unsern Stolz demüthigende Empfindung sehen, wie wenig der Mensch, welcher bloß der Natur überlassen und der Vortheile der Erziehung und Gesellschaft beraubt ist, von den unvernünftigen Thieren unterschieden sey.

Alle Sprachen in dem südlichen America, von denen ich einige Kenntniß bekommen habe, sind sehr arm. Viele sind zwar nachdrücklich und einer Zierlichkeit fähig, insonderheit aber die alte Peruanische Sprache; allein es fehlt ihnen allen an Wörtern, um allgemeine Begriffe auszudrucken, welches ein augenscheinlicher Beweis von der geringen Vollkommenheit des Verstandes dieser Völker ist. Zeit, Dauer, Raum, Wesen, Substanz, Materie, Körper; alle diese Wörter und viele andere sind so beschaffen, daß in ihrer Sprache gar keine, die eben dasselbe bedeuten, gefunden werden; und nicht allein die Namen der metaphysischen, sondern auch der moralischen Begriffe lassen sich bey ihnen nicht anders als sehr unvollkommen und durch lange Umschreibungen erklären. Sie haben kein eigentliches Wort, womit man Tugend, Gerechtigkeit, Freyheit, Erkenntlichkeit, Dankbarkeit, übersetzen könne. Alles dieses läßt sich sehr schwer mit

demjenigen reimen, was Garcilaſſo von der Polizey, dem Fleiße, den Künſten, der Regierung und der natürlichen Geſchicklichkeit der alten Peruaner erzählet. Wofern die Liebe des Vaterlandes ihn nicht verblendet hat, ſo muß man ſagen, daß dieſe Völker von ihren Vorfahren ſehr ausgeartet ſind. Was die übrigen ſüdlichen Nationen in America betrifft, ſo weiß man nicht, daß ſie jemahls aus ihrer Barbarey gekommen ſind.

Ich habe eine Verzeichniß der in verſchiedenen Indianiſchen Sprachen gebräuchlichen Wörter gemacht. Die Vergleichung dieſer Wörter mit denen, welche eben dieſelbe Bedeutung in andern Sprachen mitten im Lande haben, kann nicht allein dienen, die verſchiedenen Wanderungen dieſer Völker von einem Ende dieſes großen Landes bis zum andern zu beweiſen; ſondern eben dieſe Vergleichung iſt vielleicht das einzige Mittel den Urſprung der Americaner zu entdecken, wenn man ſie mit den verſchiedenen Sprachen in Africa, Europa und Oſtindien ſollte anſtellen können. Eine gründlich erwieſene Gleichförmigkeit der Sprache würde die Frage ſonder Zweifel entſcheiden. Das Wort Abba, Baba, oder Papa und Mama, welches aus den alten morgenländiſchen Sprachen mit einer geringen Veränderung in die meiſten Europäiſchen übergegangen zu ſeyn ſcheinet, iſt vielen Americaniſchen Völkern gemein, deren Sprachen ſonſt ſehr unterſchieden ſind. Wenn man dieſe Wörter, als die erſten Töne betrachtet, welche die Kinder deutlich ausſprechen können, und welche

folg-

folglich in allen Ländern vorzüglich von den Aeltern, welche ſie ausſprechen höreten, angenommen ſeyn müſſen, um dadurch die Begriffe von Vater und Mutter zu bezeichnen: ſo frägt ſichs, warum ſich in allen Americaniſchen Sprachen, in denen man dieſe Worte antrifft, ihre Bedeutung ohne Veränderung, erhalten habe? Durch welchen Zufall iſt es z. E. in der Sprache der Omaguas in dem Mittelpunkte des feſten Landes, oder in einer andern ihres gleichen, wo die Wörter Papa und Mama im Gebrauch ſind, nicht zuweilen geſchehen, daß Papa Mutter, und Mama Vater bedeute, ſondern daß man beſtändig das Gegentheil, gleichwie in den morgenländiſchen und Europäiſchen Sprachen wahrnimmt? Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich unter den eingebohrnen Americanern viele Wörter befinden, deren wohlbeſtimmte Verhältniß mit den Wörtern einer andern Sprache in der alten Welt, einer Frage, welche bisher mit bloßen Muthmaßungen beantwortet iſt, ein Licht geben könne.

Zu Borja erwartete mich der ehrwürdige Vater Magnin aus dem Canton Freyburg, ein Miſſionarius aus dem Jeſuiter-Orden, bey welchem ich alle Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit antraf, welche ich von einem Landsmanne und Freunde hätte erwarten können. Ich hatte weder bey ihm, noch hernach bey den andern Miſſionarien ſeines Ordens die Empfehlungsſchreiben ihrer Freunde zu Quito, und noch weniger die Päſſe und Befehle des Spaniſchen Hofes nöthig, welche ich bey mir führte. Außer vielen

Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte, beschenkte er mich mit einer Karte, die er von den Spanischen Missionen zu Maynas gemacht hatte, und mit einer Beschreibung der Sitten und Gewohnheiten der angrenzenden Völker. Während meinem Aufenthalt zu Cayenne habe ich dem Herrn Artur, königlichen Leibarzte und Rathe in dem hohen Rath dieser Colonie geholfen dieses Werk, welches die gemeine Aufmerksamkeit verdienet, aus dem Spanischen in das Französische zu übersetzen.

Ich beobachtete auch zu Borja die Breite, welche vier Grade und acht und zwanzig Minuten südwärts war.

Den 14ten des Heumonats reisete ich mit diesem Geistlichen von da ab, und er hatte die Gütigkeit mich bis nach Laguna zu begleiten. Wir verließen auf der nordlichen Seite die Mündung des Morona, welcher von dem feuerspeyenden Berge Sangay herkommt, dessen Asche durch die Landschaften Macas und Quito, und zuweilen bis jenseit Guayaquil fliegen. Etwas weiter und auf eben der Seite fanden wir die drey Mündungen Flusses Pastassa, davon ich oben geredet habe. Er war damahls so ausgetreten, daß man nirgends an das Land steigen konnte; und dieses verhinderte mich die Breite der Hauptmündung zu messen, welche ich auf 400 Klaftern, und fast eben so breit als den Marañon rechnete. Denselben Abend und den folgenden Morgen beobachtete ich ein wenig weiter herunter die Sonne bey ihrem Nieder- und Aufgange, und befand, daß die Abweichung der Magnetnadel, so wie zu

Quito

Quito acht und einen halben Grad von Norden nach Osten war. Aus zweenen dergestalt des Abends und des Morgens nach einander beobachteten Bogen des Horizonts kann man die Abweichung des Magnetnadel schließen, ohne die Abweichung der Sonne zu kennen. Es ist genug, daß man auf die Veränderung der Sonne in ihrer Abweichung während der Zeit zwischen zwoen Beobachtungen Acht habe, und zusehe, ob sie so merklich sey, daß man solche mit dem Compaß wahrnehmen könne.

Den 19ten kamen wir zu Laguna an, wo Don Pedro Maldonado, Statthalter der Provinz Esmeraldas seit sechs Wochen meiner wartete, welchem ich das öffentliche Zeugniß geben muß, daß er sich so wohl als seine zween Brüder und alle die seinigen bey aller Gelegenheit unter denjenigen hervorgethan hat, von denen unsere Academisten in ihrem langen Aufenthalte in der Provinz Quito Gefälligkeiten genossen haben. Ich hatte befunden, daß er so wie ich, willens war den Weg des Amazonen-Flusses zu nehmen, um nach Europa zu reisen. Er hatte den andern von den dreyen Wegen, von welchen ich oben geredet habe, erwehlet; er war den Pastassa heruntergefahren und nach vielem Ungemach und Beschwerlichkeiten weit eher als ich auf unserm Sammelplatze zu Laguna angelanget, ob wir gleich bey nahe zu einer Zeit, der eine von Quito, und der andere von Cuenca abgereiset waren. Er hatte unterwegens mit dem Compaß und einem astronomischen Winkelmesser, den man bey sich führen

ren konnte, die nöthigen Beobachtungen angestellet, um den Lauf des Pastassa zu beschreiben, wozu ich ihn beredet, und ihm die Mittel dieses zu thun erleichtert hatte.

Laguna ist ein großes Dorf, worin mehr als tausend Indianer wohnen, welche Waffen führen und sich daselbst aus verschiedenen Nationen versammlet haben. Dieser Ort liegt auf einem trockenen und erhabenen Erdreich, welches was seltenes in diesen Ländern ist, und an dem Ufer eines großen Sees 5 Meilen über der Mündung des Guallaga, welcher seine Quelle, gleichwie der Marañon in den ostwärts von Lima liegenden Gebürgen hat. Auf dem Guallaga war Pedro de Ursoa, von welchem wir oben geredet haben, in den Amazonen-Fluß heruntergefahren. Das Andenken seiner Reise und der Begebenheiten, welche die Ursache seines traurigen Schicksals waren, wird noch unter den Einwohnern zu Lamas, einem kleinen Flecken in der Nähe des Hafens, allwo er sich zu Schiffe begab, erhalten. Die Breite des Guallaga, wo er sich mit dem Marañon vereinigt, dürfte ungefehr 250 Klaftern, oder viermahl so groß seyn, als die Seine bey Pont Royal. Dieser ist nur ein mittelmäßiger Fluß in Vergleichung dererjenigen, von denen ich hernach Meldung thun werde.

Zu Laguna machte ich verschiedene Beobachtungen von der Breite mittelst der Sonne und Sterne, und berechnete sie auf 5 Grade 14 Minuten. Ich hielte mich daselbst

selbst 24 Stunden länger auf, um einen Versuch zu thun, ob ich die Länge beobachten könnte; allein ich verlohr den Jupiter in den Dünsten des Horizonts aus dem Gesichte, ehe ich seinen ersten Trabanten aus dem Schatten kommen sahe.

Den 23ten reiseten der Herr Maldonado und ich aus Laguna in zweyen Booten, die 42 bis 44 Schuhe lang, und nur 3 breit waren. Ein jedes war nur aus dem Stamme eines einzigen Baumes gemacht. Die Ruderer sitzen von dem Vordertheile bis in die Mitte; der Reisende und sein Geräthe ist im Hintertheile, und unter einem länglicht-rundem Dache, welches die Indianer künstlich aus in einandergeflochtenen Palmblättern machen, ist man vor dem Regen bedecket. Dieser bedeckte Gang hat in der Mitte eine Oeffnung, um Licht in das Boot zu lassen, und damit man bequem hineingehen könne. Ein fliegendes Dach von eben dem Stoffe, welches man auf dem festen Dache hin und her schieben kann, dienet diese Oeffnung, welche zugleich eine Thüre und ein Fenster abgiebt, wenn man will, zu bedecken.

Wir entschlossen uns, Tag und Nacht zu reisen, um wenn es möglich wäre die Brigantinen oder großen Boote zu erreichen, welche die Portugiesischen Missionarien alle Jahre nach Para schicken, um Lebensmittel zu hohlen. Unsere Indianer ruderten am Tage; zween von ihnen versahen in der Nacht allein die Wache; der eine war am Vorder- und der ander am Hintertheile, damit das Boot

recht

recht in dem abfließenden Wasser geführet werden mögte.

Da ich mir vorgesetzt hatte eine Karte von dem Laufe des Amazonen-Flusses zu machen, so fand ich ein Mittel wieder die Unthätigkeit aus, die mir eine ruhige Schiffahrt verstattet hätte, welche wegen des Mangels der Verschiedenheit neuer Gegenstände verdrießlich gewesen seyn würde. Ich muste in einer beständigen Aufmerksamkeit seyn, um mit dem Compaß und der Uhr in der Hand, die Veränderungen der Richtung, nach welcher der Fluß lief, nebst der Zeit, welche wir von einer Wendung zur andern zubrachten genau zu beobachten; ferner um die verschiedenen Breiten seines Bettes und der Mündungen derjenigen Flüsse, welche er zu sich nimmt, den Winkel, welche diese machen, indem sie sich darin ergießen, und die Inseln, welche wir antrafen, nebst ihrer Länge zu untersuchen, insonderheit aber um die Geschwindigkeit des Stroms und des Boots, bald zu Lande, bald auf dem Boote selbst, mittelst verschiedener Handgriffe, deren Erklärungen hier überflüßig seyn würde, auszumessen. Ich war alle Augenblicke beschäftiget. Oefters habe ich die Tiefe untersucht und die Breite des Flusses und derer jenigen, welche sich mit ihm vereinigen, geometrisch ausgemessen; ich habe die Mittagshöhe der Sonne fast alle Tage angemerket, und öfters den Bogen des Horizonts bey ihrem Auf- und Untergange beobachtet. An allen Orten, wo ich mich aufhielte, habe ich auch das Barometer aufgestellet. Ich werde künftig von diesen Beobachtungen nur an den merkwürdigsten Oertern etwas erweh-

wehnen, und behalte mir vor, davon eine ausführlichere Beschreibung in unsern besondern Versammlungen zu geben.

Den 25ten verließen wir auf der nordlichen Seite den Tyger-Fluß, welcher vielleicht größer, als der Fluß dieses Namens in Asien ist, aber wegen seiner nicht so glücklichen Lage sich hier in einem Haufen weit größerer Flüsse verlieret. Eben denselben Tag legten wir sehr zeitig, und auf eben der Seite bey einer neuen Mission an, welche bey den Wilden Rameos genannt, die man erst neulich aus den Wäldern zusammen gebracht hatte, gestiftet worden war. Ihre Sprache hat unaussprechliche Schwierigkeiten, und ihre Aussprache ist noch weit seltsamer. Wenn sie reden, so halten sie ihren Athem zurück, und lassen fast keinen einzigen lauten Buchstaben hören. Sie haben Wörter, welche wir auch nicht einmahl unvollkommen schreiben könnten, ohne neun oder zehn Sylben zu gebrauchen; und wenn sie diese Wörter aussprechen, so scheinen sie nur drey oder viere zu haben. Poettarrarorincuroac bedeutet in ihrer Sprache, die Zahl drey, und es ist ein Glück vor diejenigen, die mit ihnen zu thun haben, daß ihre Rechenkunst nicht weiter gehet. So unglaublich auch dieses scheinen mag, so ist dies doch nicht die einzige Indianische Nation, bey welcher man dieses antrifft. Die Brasilische Sprache, welche nicht von so rohen Völkern geredet wird, ist eben so arm, und nach der Zahl drey sind sie, wenn sie zählen wollen, genöthiget, ihre Zuflucht zu der Portugiesischen Sprache zu nehmen.

Die

Die Rameos machen mit großer Geschicklichkeit lange Sabarcanen, oder Blaseröhre, welche das gewöhnlichste Gewehr sind, dessen sich die Indianer auf der Jagd bedienen. Sie verfertigen darzu kleine Pfeile von Palmholze, welche sie an statt einer Feder mit einem kleinen Wulste von Baumwolle versehen, welcher die leere Röhre vollkommen ausfüllet. Sie werfen sie durch das Blasen ihres Athems bis auf 30 und 40 Schritte, und verfehlen fast niemahls ihres Ziels. Ein mit so weniger Kunst gemachtes Werkzeug ersetzet bey allen diesen Völkern den Mangel des Schießgewehres auf das beste. Sie tauchen die Spitzen dieser kleinen Pfeile und ihrer Bogen in ein so starkes Gift, daß, wenn es frisch ist, es in weniger als einer Minute das Thier tödtet, wenn der Pfeil dasselbe bis aufs Blut verwundet hat. Ob wir gleich Flinten bey uns hatten, so haben wir doch auf dem Flusse weniges Wild gegessen, das auf eine andere Art erleget worden wäre, und öfters fanden wir die Spitze des Pfeiles unter den Zähnen. Man hat davon nichts zu befürchten; dieses Gift würket nur, wenn es mit Blut vermischet ist; alsdenn ist es den Menschen nicht weniger, als den andern Thieren tödtlich. Das Gegengift ist das Salz, und ein noch sichereres der Zucker. Ich werde an seinem Orte von den Versuchen reden, die ich damit zu Cayenne und zu Leyden gemacht habe. Den folgenden Tag am 26ten kamen wir auf der südlichen Seite zu der Mündung des Ucayale eines der ansehnlichsten Flüsse, welche den Marañon vergrössern. Es ist zweifelhaft, welcher von beyden

den der Hauptfluß ſey. An dem Orte, wo ſie zuſammen fließen, iſt der Ucayle weit größer, als der Fluß, worin er ſeinen Namen verlieret. Die Quellen des Ucayale ſind auch am weiteſten entfernet und ſehr groß. Er ſammlet ſein Waſſer aus vielen Provinzen in Ober-Peru zuſammen, und hat ſchon den Apu-rimac, welcher ihn zu einem beträchtlichen Fluſſe macht, in einer Breite zu ſich genommen, wo der Marañon nur noch ein Bach iſt. Ja der Ucayale treibt den Marañon, indem er auf ihn ſtößt, zurücke, und giebt ſeinem Laufe eine andere Richtung. Dahingegen hat der Marañon einen weit größern Weg zurück gelegt, und ſich ſchon durch die Flüſſe St. Jago, Paſtaſſa, Guallaga ꝛc. ꝛc. vergrößert, wenn er ſich mit dem Ucayale vereinigt. Ueberdem iſt es unſtreitig, daß der Marañon allenthalben eine außerordentliche Tiefe hat; wiewohl man zugleich auch ſagen muß, daß die Tiefe des Ucayale niemahls unterſucht worden iſt, und daß man die Anzahl und Größe der Flüſſe, welche er zu ſich nimmt, nicht weiß. Alles dieſes überredet mich, daß die Frage nicht völlig entſchieden werden könne, ſo lange der Ucayale nicht beſſer bekannt ſeyn wird. Er fing eben an es zu werden, als die an ſeinen Ufern erſt neulich errichteten Miſſionen nach der Empörung der Cunivos und der Piros, welche ihren Miſſionarius im Jahre 1695. ermordeten, verlaſſen werden.

Unter dem Ucayale nimmt die Breite des Marañon merklich zu, und die Anzahl ſeiner Inſeln vermehret ſich.

Den

Den 27ten des Morgens landeten wir bey der Mission St. Joachin an, welche aus verschiedenen Indianischen Völkern, und insonderheit aus den Omaguas bestehet. Dies war vor Zeiten eine mächtige Nation, welche noch vor hundert Jahren die Inseln und Ufer des Amazonen-Flusses ungefehr 200 Meilen lang unter dem Napo bevölkerte. Unterdessen werden sie nicht für eingebohrne des Landes gehalten, und es ist wahrscheinlich, daß sie auf einigen Flüssen, welche ihren Ursprung in Neu-Granada haben, heruntergekommen sind und sich an dem Marañon niedergelassen haben, um der Herrschaft der Spanier zu entgehen, als dieselben dieses Königreich eroberten.

Eine Nation, welche eben den Namen Omagua führet, und an der Quelle eines dieser Flüsse wohnet; der Gebrauch der Kleider, welchen man bey den Omaguas allein unter den an dem Amazonen-Flusse wohnenden Nationen findet; einige Spuren von der Ceremonie der Taufe, und etliche mündlich fortgepflanzte, wiewohl sehr verstellete Erzählungen bekräftigen die Muthmaßung von ihrer Wanderung. Der Pater Samuel Fritz hatte sie alle am Ende des vorigen Jahrhundertes zur Christlichen Religion bekehret, und man zählte damahls in ihrem Lande 30 Dörfer, welche auf der Karte dieses Geistlichen mit ihren Namen bezeichnet waren; wir sahen davon nichts als etliche Ueberbleibsel, oder vielmehr nur die Stellen. Alle ihre Einwohner, die sich vor den Streifereyen einiger Räuber aus Para fürchteten, welche sie bey sich zu Sklaven machten,

haben

haben ſich in den Wäldern und in den Spaniſchen und Portugieſiſchen Miſſionen zerſtreuet.

Der Name Omaguas in der Peruaniſchen Sprache, ſo wohl als Cambevas, wie die Portugieſen von Para ſie in der Braſiliſchen nennen, bedeutet ſo viel als Plattkopf. Und in der That haben dieſe Völker die wunderliche Gewohnheit, die Stirne ihrer neugebohrnen Kinder zwiſchen zweyen Brettern zuſammen zu drucken, in der Abſicht ihnen dieſe ſeltſame Geſtalt zu geben und dieſelben, wie ſie ſagen, dem vollen Monde deſto ähnlicher zu machen. Die Sprache der Omaguas iſt ſo ſanft und leicht auszuſprechen, ja gar zu lernen, als der Yameos ihre rauh und ſchwer iſt. Sie hat weder mit der Peruaniſchen noch mit der Braſiliſchen einige Aehnlichkeit, von denen die erſte über, und die andere unter dem Lande der Omaguas geredet wird.

Die Omaguas brauchen zwo Arten Pflanzen ſehr ſtark; eine, welche die Spanier Floripondio nennen, deren Blume die Geſtalt einer umgeſtürzten Glocke hat, und die von dem Pater Feuillee beſchrieben worden iſt; die andere, welche in der Omaguiſchen Sprache Curupa heißt, und wovon ich Samenkörner mitgebracht habe. Beyde haben eine abführende Kraft. Dieſe Völker bringen ſich vermittelſt derſelben einen Rauſch zuwege, welcher 24 Stunden dauret, und wärend deſſen ſie ſehr ſeltſame Erſcheinungen haben. Sie gebrauchen die pulveriſirte Curupa, ſo wie wir Schnupftaback nehmen; allein es ge-

schicht bey ihnen mit mehren Umständen. Sie bedienen sich dazu einer Röhre von Schilf, welche oben zwey Enden und die Figur eines Y hat. Jedes Ende stecken sie in ein Nasenloch. Diese Handlung, bey welcher sie den Athem heftig einziehen, verursachet bey ihnen eine Verstellung des Gesichts, die in den Augen eines Europäers, der alles nach seinen Sitten beurtheilet, sehr lächerlich scheinet.

Man kann leicht urtheilen, was für ein Ueberfluß und was für eine Verschiedenheit der Pflanzen in einem Lande seyn müsse, welches so wohl die Feuchtigkeit als die Wärme auf gleiche Weise fruchtbar machen. Die in der Provinz Quito werden dem Herrn de Jussieu unserm Reisegefehrten nicht entgangen seyn. Allein ich getraue mich zu sagen, daß die Menge und Verschiedenheit der Bäume und Pflanzen, welche man an dem Ufer des Amazonen-Flusses in der Länge seines Laufes von den Cordilleras bis an das Meer, und an verschiedenen andern Flüssen, welche sich in denselben ergießen, antrifft, dem arbeitsamsten Kräuterverständigen viele Jahre lang zu thun geben, und mehr als einen Zeichner beschäftigen würden. Ich verstehe hier nur die Arbeit, welche eine genaue Beschreibung dieser Pflanzen und ihre Eintheilung in gewisse Classen, Gattungen und Arten erfordern dürfte. Was würde man nicht zu thun haben, wenn man eine Untersuchung der Tugenden anstellete, welche vielen unter denenselben von den Einwohnern zugeschrieben werden? Eine Untersuchung,

welche

welche ſonder Zweifel der nützlichſte Theil einer ſolchen Wiſſchaft iſt. Man darf nicht zweifeln, daß die Unwiſſenheit und die Vorurtheile dieſe Tugenden ſehr vermehret und vergrößert haben: aber wenn die China Chinâ, die Xpecacuana, die Simaruba, die Saſſaparille, der Guayac, der Cacao, die Vanille ꝛc. ꝛc. die einzigen nützlichen Gewächſe wären, welche America in ſeinem Schoße verwahret; iſt denn ihr großer bekannter und bewieſener Nutzen nicht hinreichend, jemanden zu neuen Unterſuchungen aufzumuntern? alles was ich habe thun können, beſtund darin, daß ich die Saamenkörner in den Oertern, wo ich durchreiſete, ſo oft, als es mir möglich war, ſammlete.

Die Art von Gewächſen, welche meiner Meynung nach die Augen der Fremden durch ihre beſondere Eigenſchaften an meiſten in Verwunderung ſetzet, iſt die Liane, oder eine Art Weiden, deren ich ſchon Erwehnung gethan habe, die an ſtatt der Seile gebraucht, und in America in allen warmen und mit Holze angefülleten Ländern häufig gefunden werden. Sie haben dieſes gemein, daß ſie ſich um die Bäume und Stauden, welche ihnen nahe ſind, in die Höhe ſchlingen, und nachdem ſie bis zu deren Zweigen, und zuweilen zu einer großen Höhe gewachſen ſind, Sproſſen hervorbringen, welche gerade heruntergehen, ſich in die Erde ſenken, daſelbſt wieder Wurzel ſchlagen, ſich ſo dann aufs neue erheben und wechſelsweiſe auf und niederſteigen. Andere Reiſer, welche durch einen Zufall, oder

von dem Winde ſchief gebogen worden, hängen ſich öfters an die nahen Bäume und ſehen als ein Haufen Stricke aus, welche hängen und ausgeſpannet ſind, ſo daß die Augen dabey eben einen ſolchen Anblick genießen, als wenn man die Arbeit auf einem Schiffe anſiehet. Es iſt keine unter dieſen Lianen, welcher man nicht eine beſondere Eigenſchaft zuſchreibet; und einige davon ſind genugſam beſtättiget worden. Dahin gehöret die Ypecacuana. Ich habe an verſchiedenen Orten eine Gattung davon geſehen, welche einen ſo ſtarken und empfindlichen Knoblauchs-Geruch hat, daß dieſer allein ſie kennbar macht. Es giebt einige, die ſo dicke ſind als ein Arm; einige erſticken den Baum, um welchen ſie ſich ſchlingen, und ſchnüren ihn dergeſtalt zuſammen, daß er verdorret. Daher nennen ſie die Spanier Matapalo, d. i. Holzmörder. Zuweilen geſchicht es, daß der Baum unten verdorret und endlich ganz und gar verfaulet und vergehet, ſo daß nur die ſchneckenförmige Ranken der Liane übrig bleiben, welche eine Art von einer gewundenen, freyſtehenden und durchſichtigen Seule ausmachen, welche nachzuahmen der Kunſt ſehr ſchwer fallen würde.

Es giebt hier eine unzählige Menge von Gummi, Harz, Balſam und allen Säften, welche aus den verſchiedenen Gattungen der Bäume, in welche man Einſchnitte macht, fließen, ſo wie auch verſchiedene Oele, die man daraus ziehet. Das Oel, welches man aus der Frucht eines Palmbaumes Ungurave genannt, ziehet, iſt wie

man

man ſagt, ſo ſüß, und ſcheinet einigen einen ſo guten Geſchmack, als das Oliven-Oel zu haben. Es ſind einige andere, als das Andiroba-Oel, welche ein ſehr ſchönes Licht ohne den geringſten übeln Geruch geben. An verſchiedenen Orten brennen die Indianer an ſtatt des Oeles den Copal, welchen ſie in die Mitte einer Menge Blätter von großem Indianiſchen Rohre ſetzen. An andern machen ſie ſich ein Licht von gewiſſen Körnern, welche auf eine ſpitzige Ruthe geſtecket ſind. Dieſe ſetzen ſie in die Erde, und ſie dienet ihnen ſodann ſtatt eines Leuchters. Das Harz, welches in den an dem Meere liegenden Gegenden der Landſchaft Quito, Cachuchu genannt wird, iſt auch an dem Fluſſe Marañon ſehr gemein, und dienet zu eben dem Gebrauche. Wenn es friſch iſt, giebt man ihm mittelſt gewiſſer Formen eine ſolche Geſtalt, als man will. Der Regen kann durch daſſelbe nicht dringen; allein dasjenige, was es am merkwürdigſten macht, iſt ſeine große elaſtiſche Kraft. Man macht daraus Flaſchen, welche nicht zerbrechlich ſind, Stiefeln, hohle Kugeln, welche platt werden, wenn man ſie drückt, und welche, ſo bald man ſie in der Freyheit läßt, wieder ihre erſte Geſtalt annehmen. Die Portugieſen zu Para haben von den Omaguas gelernet, aus eben dem Stoffe Pumpen oder Sprützen zu machen, welche keines Pumpenſtockes bedürfen. Sie ſehen als hohle Birnen aus, und haben an dem Ende ein kleines Loch. Man füllet ſie mit Waſſer, und wenn man ſie alsdenn druckt, ſo thun ſie die Würkung einer gemeinen Sprütze. Dieſes Hausgeräthe iſt bey den

Omaguas sehr gebräuchlich. Wenn sie sich zu einem gewissen Feste versammlen, so pflegt der Herr des Hauses einem jedem Gaste eines aus Höflichkeit zu geben, und sie gebrauchen dasselbe allezeit vor ihren feyerlichen Mahlzeiten.

Wir verwechselten unsere Boote und Schiffleute zu St. Joachin, von da wir den 29ten des Heumonats abfuhren und unsere Reise so einrichteten, damit wir bey der Mündung des Napo zeitig genug ankommen mögten, um daselbst in der Nacht vom 31sten zum 1sten August den Ausgang des ersten Trabanten des Jupiters aus dem Schatten zu beobachten. Seit meiner Abreise hatte ich keinen einzigen Punkt in der Länge bestimmet, um darnach die Entlegenheiten der Oerter von Osten nach Westen, so wie ich sie berechnet hatte, zu verbessern. Außer dem machten die Reisen des Orellana, des Texeira und des Paters Acuña, durch welche der Napo berühmt worden ist, und nächstdem die Ansprüche der Portugiesen auf die Herrschaft über die Ufer des Amazonen-Flusses diesen Punkt wichtig, so daß es nöthig war ihn genau zu bestimmen. Ich stellete meine Beobachtung ohngeachtet verschiedener Hinderniße sehr glücklich an, und genoß dadurch die erste Frucht der Mühe, die es mir gekostet hatte ein Sehrohr von 18 Schuhen in den Wäldern und Gebürgen, wärend einer Reise von mehr als hundert Meilen mit mir zu führen. Mein Reisegefehrte, welcher eben so eifrig war, leistete mir bey dieser Gelegenheit und in vielen andern

durch

durch seine Wissenschaft und Fleiß große Dienste. Ich beobachtete anfänglich die Mittagshöhe der Sonne in einer der großen Mündung des Napo gegenüber liegenden Insel. Ich fand, daß die Breite drey Grade 24 Minuten südwärts war. Ich schätzte die völlige Breite des Marañon unter der Insel auf 900 Klaftern; denn ich hatte nur einen Arm desselben geometrisch messen können. Der Napo schiene mir 600 Klaftern unter den Inseln, welche ihn in der Mündung theilen, breit zu seyn. Endlich beobachtete ich denselben Abend den Ausgang des ersten Jupiters-Trabanten aus dem Schatten, und ich maß auch alsbald hernach die Höhe zweyer Sterne, um daraus die Stunde schließen zu können. Die Zeit zwischen den Beobachtungen ward nach einer guten Taschenuhr berechnet; und auf diese Weise konnte ich der Mühe überhoben seyn einen Perpendikel aufzustellen, welches nicht wohl möglich war und viele Zeit erfordert haben würde. Ich finde aus der Rechnung, daß der Unterscheid der Mittagszirkel zwischen Paris und der Mündung des Napo vier und drey viertel Stunden beträgt. Diese Bestimmung wird richtiger werden, wenn man die Stunde der würklichen Beobachtung an einem Orte, dessen Lage in Ansehung der Länge bekannt, und wo dieser Ausgang des Trabanten aus dem Schatten sichtbar gewesen ist, wissen wird.

Gleich nachdem ich die Länge beobachtet hatte, begaben wir uns wieder auf den Weg und den folgenden Morgen, welches der erste August war, stiegen wir 10 bis

12 Meilen unter der Mündung des Napo zu Pevas an das Land. Dies iſt heutiges Tages die letzte Spaniſche Miſſion an dem Marañon. Der Pater Fritz hatte ſie 20 Meilen weiter ausgebreitet; allein im Jahre 1710. haben ſich die Portugieſen in den Beſitz des gröſten Theils dieſer Länder geſetzet. Die wilden Völker an dem Napo ſind niemahls von den Spaniern gänzlich unter das Joch gebracht worden. Einige unter ihnen haben zu verſchiedenen Zeiten die Statthalter und die Miſſionarien, welche geſucht hatten ſie zum Gehorſam zu bringen, niedergemacht. Vor funfzehn oder zwanzig Jahren haben die Jeſuiten zu Quito die alten Pflanzſtätte wieder erneuret und an dieſem Fluſſe neue Miſſionen errichtet, die jetzo in einem ſehr blühendem Zuſtande ſind.

Der Name Pevas, welchen der Flecken, wo wir anlandeten, führt, rühret von einer Indianiſchen Nation her, welche einen Theil ſeiner Einwohner ausmachet. Allein es ſind dorten Indianer von verſchiedenen Nationen verſammlet, deren eine jede ihre beſondere Sprache redet, und dieſes iſt in ganz America was gemeines. Zuweilen wird eine Sprache nur von zwoen oder dreyen Familien verſtanden, welche der elende Reſt eines Volks ſind, das von einem andern vertilget und aufgefreſſen worden iſt. Denn obgleich heutiges Tages längſt dem Marañon keine Menſchenfreſſer ſind, ſo giebt es dennoch weiter in dem Lande, inſonderheit nordwärts, und wenn man den Xupura herauffähret, Indianer, welche ihre Gefangenen

freſſen.

freſſen. Der gröſte Theil der neuen Einwohner zu Pevas ſind noch keine Chriſten, ſondern Wilde, die erſt neulich aus den dicken Wäldern geholet worden ſind. Bisher kommt es allein darauf an, aus ihnen Menſchen zu machen, welches keine geringe Arbeit iſt.

Ich kann mich vorjetzo in keine Beſchreibung der Sitten und Gewohnheiten dieſer Völker und ſo vieler anderer, welche ich angetroffen habe, weiter einlaſſen, als in ſo weit ſie in die Naturlehre und Naturgeſchichte einſchlagen kann. Ich will alſo von ihren Tänzen, von ihren Inſtrumenten, von ihren Feſttagen, von ihren Waffen, ihrem Jagd- und Fiſchgeräthe, von ihren wunderlichen Zierathen aus Knochen der Thiere und Fiſchgräten, die ſie in ihre Naſenlöcher und Lefzen hängen, von ihren Wangen, die voller Löcher ſind, worin ſie Vögel-Federn von allerhand Farben ſtecken, nichts gedenken. Aber die Anatomiſten werden vielleicht Gelegenheit haben, einige Betrachtungen über die ungeheure Ausdehnung des unterſten Theils des Ohrläppleins bey einigen dieſer Völker, ohne daß deſſen Dicke dadurch merklich vermindert wird, anzuſtellen. Wir waren beſtürzt Enden von Ohren zu ſehen, welche vier bis fünf Zolle lang, und mit einem Loche von 17 bis 18 Linien im Durchſchnitte durchbohret waren; und man verſicherte uns, daß wir hierin nichts außerordentliches geſehen hätten. Sie hängen gleich anfangs in das Loch einen kleinen hölzernen Cylinder, und an deſſen Stelle hernach einen größern, ſo wie die Oeffnung ſich vergröſ-

sert, bis daß das Ende des Ohrs ihnen auf die Schultern herunter hänget. Ihr größester Schmuck bestehet darin, daß sie dieses Loch mit einem großen Büschel Kräuter oder Blumen anfüllen, welches ihnen statt des Ohrgehänges dienet.

Man rechnet von Pevas, der letzten Spanischen Mission, sechs bis sieben Tagereisen, welche wir jedoch in drey Nächten, nach St. Paul, der ersten Portugiesischen Mission verrichteten, worin die Carmeliter-Mönche an der Bekehrung dieser Völker arbeiten. In dem dazwischen liegenden Lande findet man gar keine Wohnungen an dem Flusse. Hier fangen die großen Inseln an, welche vor alters von den Omaguas bewohnet wurden. Das Bette des Flusses erweitert sich hier so sehr, daß ein einziger von seinen Armen zuweilen 8 bis 900 Klaftern breit ist. Gleichwie diese große Weite dem Winde Raum giebt zu toben; also erregt er zuweilen wahre Stürme, worin öfters Boote zu Grunde gegangen sind. Wir stunden auf unserer Fahrt von Pevas nach St. Paul zwey Ungewitter aus; allein die große Erfahrung der Indianer ist Ursache, daß man davon selten mitten in dem Flusse überfallen wird, und die Gefahr ist nicht dringend, außer, wenn man nicht Zeit hat in der Mündung eines kleinen Flusses oder Baches, welche man häufig antrifft, Sicherheit zu suchen. So bald der Wind aufhöret, giebt auch der Strom, welcher die Wellen bricht, dem Flusse sogleich seine erste Stille wieder.

Eine

Eine von den größten Gefährlichkeiten dieſer Schiffahrt beſtehet darin, daß man zuweilen auf den Stamm eines Baumes ſtößt, der mit den Wurzeln ausgeriſſen iſt und in dem Sande oder Schlamm unter dem Waſſer verborgen liegt. Denn dadurch geräth das Boot in Gefahr entweder umzuſtürzen oder entzwey geſtoßen zu werden, gleichwie es uns einmahl begegnete, da wir uns dem Lande näherten, um ein gewiſſes Holz, deſſen Tugend für die Waſſerſucht man ſehr rühmte, abzuhauen. Um einem ſolchen Unglück zu entgehen, entfernet man ſich von den Ufern; und was die Bäume betrifft, welche von dem Strome fortgeriſſen werden, ſo ſiehet man ſolche von weitem ſchwimmen, und es iſt leicht ſich davor zu hüten.

Ich will nichts von einem andern Zufalle gedenken, welcher zwar weit ſeltener, aber allezeit betrübt iſt, und welchem man Gefahr läuft ſich bloß zu ſtellen, wenn man allzunahe längſt den Ufern des Fluſſes ſchiffet. Dieſer beſtehet darin, daß zuweilen ein Baum, entweder, weil er hinfällig iſt, oder weil das Erdreich, worauf er ſtund, allmählig von dem Waſſer untergraben worden, plötzlich niederfällt. Viele Boote ſind dadurch in Stücken zerſchlagen und mit allen Ruderknechten von dem Waſſer verſchlungen worden. Ohne eine dergleichen Begebenheit würde es was unerhörtes ſeyn, daß jemahls ein Indianer ertrunken wäre.

Es giebt heutiges Tages an dem Marañon kein kriegeriſches Volk, welches ein Feind der Europäer wäre; denn ſie haben ſich alle entweder unterworfen, oder

auch

auch hinweg begeben. Inzwiſchen ſind noch Oerter, wo es gefährlich ſeyn würde auf dem Lande zu ſchlafen. Als vor einigen Jahren eines Spaniſchen Statthalters Sohn, deſſen Vater wir zu Quito gekannt haben, es gewagt hatte den Fluß herunter zu fahren; ſo ward er in dem Holze überfallen und von den in dem Lande wohnenden Wilden niedergemacht, welchen er durch einen unglücklichen Zufall nahe an dem Ufer des Fluſſes begegnet war, wohin ſie nur heimlich und verſtohlener Weiſe kommen. Die Begebenheit ward uns von ſeinem Reiſegefehrten erzählet, welcher eben dieſer Gefahr entgangen war, und jetzo in den Portugieſiſchen Miſſionen wohnhaft iſt.

Der Miſſionarius zu St. Paul, welcher von unſerer Ankunft vorher Nachricht hatte, hielte für uns ein groſſes Boot oder eine Brigantine bereit, welche mit vierzehn Ruderknechten und einem Schiffer beſetzt war. Er gab uns überdem einen Portugieſiſchen Wegweiſer in einem anderm Boote, und wir genoſſen bey ihm und den andern Geiſtlichen ſeines Ordens, bey welchem wir uns aufgehalten hatten, eine Bewirthung, welche uns vergeſſen ließ, daß wir in dem Mittelpunkte von America und 500 Meilen von den mit Europäern bewohnten Ländern entfernet waren. Zu St. Paul bekamen wir zuerſt ſtatt der von Rohre gebaueten Häuſer und Kirchen, Capellen und Pfarrhäuſer, die gemauret und von Erde und Ziegelſteinen aufgeführet waren, gleichwie auch zierlich geweißete Wände zu ſehen. Wir wurden ferner in eine

an-

angenehme Verwunderung geſetzet, da wir mitten in dieſen Wüſteneyen bey allen Indianiſchen Weibern Hemden von Britanniſcher Leinwand und Kiſten mit eiſernen Schlöſſern und Schlüſſeln in ihrer Haushaltung ſahen, auch daſelbſt Nadeln, kleine Spiegel, Meſſer, Scheeren, Kämme und verſchiedenes anderes kleines Europäiſches Geräthe antrafen, welches die Indianer ſich alle Jahre zu Para anſchaffen, wenn ſie mit ihrem Cacao, welchen ſie wild an den Ufern des Fluſſes einſammlen, dahin reiſen. Die Handlung mit Para giebt dieſen Indianern und ihren Mißionarien gewiſſe Bequemlichkeiten, welche bey dem erſten Anblicke die Portugieſiſchen Miſſionen von den Caſtilianiſchen an dem Ober-Marañon unterſcheiden; denn bey dieſen wird man in allen Stücken die Unmöglichkeit gewahr, worin ſich die Spaniſchen Miſſionarien befinden, ſich die geringſten Bequemlichkeiten des Lebens anzuſchaffen, weil ſie mit den Portugieſen, die weiter herunter an dieſem Fluſſe wohnen, nicht das geringſte Verkehr haben, ſondern alles von Quito holen, wohin ſie jährlich kaum einmahl ſchicken, weil ſie von dieſem Orte durch die großen Gebürge oder Cordilleras weiter abgeſondert ſind, als ſie durch ein tauſend Meilen großes Meer ſeyn würden.

Die Boote, deren ſich die Portugieſen bedienen, und deren wir uns auch von St. Paul an bedienet hatten, ſind weit größer und bequemer, als die Indianiſchen Kähne, mit welchen wir in den Spaniſchen Miſſionen ge-

geſchiffet hatten. Der Stamm eines Baums, welcher bey den Indianern den ganzen Kahn ausmachet, giebt bey den Portugieſen nur den Kiel ab. Sie hauen ihn zuerſt in der Länge auf, und machen ihn hohl; hernach öffnen ſie ihn mittelſt des Feuers, um ſeine Breite zu vergrößern. Allein da deſſen Tiefe um ſo viel kleiner wird, ſo geben ſie ihm durch den Bord, welchen ſie darauf ſetzen, und welchen ſie durch Krummhölzer an dem Kahne befeſtigen, eine größere Höhe. Das Steuerruder iſt in dieſen Booten an einer ſolchen Stelle angebracht, daß durch deſſen Regierung die Caſüte oder kleine Kammer, die ſich an dem Hintertheile befindet, gar nicht leidet. Einige von dieſen Brigantinen ſind ſechzig Schuhe lang, ſieben breit und viertehalb tief. Es giebt deren noch größere, worauf vierzig Ruderknechte gebraucht werden. Die meiſten haben zween Maſten und gehen mit Seegeln, welches eine große Bequemlichkeit iſt, um mit Hülfe des Oſtwindes, welcher daſelbſt von dem Weinmonat bis zu dem May herrſchet, den Fluß herauf zu fahren. Es ſind vier oder fünf Jahre, da eine dieſer Brigantinen von mittelmäßiger Größe, welche von einem Franzöſiſchen Schiffshauptmann, der ſich darauf mit dreyen Franzöſiſchen Matroſen begab, mit Verdecken, Seegeln und Tauen verſehen worden, zu großer Verwunderung der Einwohner zu Para auf das hohe Meer ſeegelte, und von dieſem Orte nach Cayenne eine Reiſe in ſechs Tagen zurück legte, welche ich in einem Fahrzeuge von eben der Größe erſt in zween Monaten verrichtete, weil ich

mich

mich nach der Gewohnheit des Landes längſt dem Ufer führen laſſen muſte; welches mir doch übrigens bequemer war, um meine Karte zu verfertigen.

Wir gelangten nach einer Schifffahrt von fünf Tagen und fünf Nächten von St. Paul nach Coari, ungefehr zween Tage, die wir uns in den dazwiſchen liegenden Miſſionen Aviratuba, Traquatuba, Paraguari und Tefe aufhielten, nicht mit gerechnet. Coari iſt der letzte von den ſechs Oertern, welche unter der Aufſicht der Portugieſiſchen Carmeliter-Miſſionarien ſtehen. Die fünf erſten ſind aus den Ueberbleibſeln der alten Miſſion des Paters Samuel Fritz formiret, und beſtehen aus einer großen Anzahl Leute von verſchiedenen Nationen, die größeſten Theils von andern Oertern hieher verſetzt worden. Alle ſechſe liegen an dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes, wo das Land höher und gegen die Ueberſchwemmungen ſicherer iſt. Zwiſchen St. Paul und Coari trafen wir viele große und ſchöne Flüſſe an, welche ſich in dem Marañon verliehren. Auf der ſüdlichen Seite ſind die vornehmſten der Yutay, welcher größer als der darauf folgende Yuruca iſt, deſſen Mündung ich maß und ſie 362 Klaftern breit befand; ferner der Tefe, welchen der Pater Acuña Tapi nennet, und der Coari, welcher vor etlichen Jahren nur für einen See gehalten ward. Sie laufen alle von Süden gegen Norden, und entſpringen aus den oſtwärts von Lima und nordwärts von Cusco liegenden Gebürgen. Sie ſind alle verſchiedene Monate ſchiffbar, wenn man von ihren Mün-

Mündungen herauffähret; und verschiedene Indianer haben gemeldet, daß sie an den Ufern des Coari weit in das Land hinauf, eine Landschaft ohne Holz, und darin Fliegen nebst einer Menge Hornvieh, davon sie die Häute mitbrachten, gesehen hatten. Dies war für sie etwas neues, und es erhellet daraus, daß die Quellen dieser Flüsse Länder durchströmen, die von den ihrigen sehr unterschieden sind, und sonder Zweifel in der Nachbarschaft der Spanischen Colonien in Ober-Peru liegen, allwo das Vieh, wie man weiß, sich sehr vermehret hat. Der Amazonen-Fluß nimmt auch auf der nordlichen Seite in dieser Gegend zween große und berühmte Flüsse zu sich. Der erste ist der Ysa, welcher so wie der Napo aus den Gegenden von Pasto nordwärts von Quito, in den Franciscaner-Missionen zu Sucumbios entspringet, und allda Putumayo genannt wird. Der ander ist der Yupura, welcher etwas mehr nordwärts als der Putumayo entspringet, und an seinem Obertheile Caquetá heißt, ein Name, welcher bey den Mündungen, wo er in den Marañon fließt, ganz unbekannt ist. Ich sage seine Mündungen; denn er hat deren in der That sieben oder achte, welche durch so viel Arme entstehen, die sich nach und nach aus dem Hauptflusse ergießen, und zwar so weit von einander, daß es von der ersten bis zu der letzten Mündung über 100 Meilen ist. Die Indianer geben ihnen verschiedene Namen, welches die Ursache ist, daß man sie für verschiedene Flüsse gehalten hat. Einen von den ansehnlichsten dieser Arme nennen sie Yupura; und ich richte mich hierin nach

der

der Gewohnheit der Portugiesen, welche diesen Namen, wenn man den Fluß herauffähret, beybehalten haben, so daß ich nicht allein den von den Indianern von altersher also genannten Arm, sondern auch den Hauptfluß, von dem diese und auch die folgenden Arme herkommen, also nenne. Das ganze Land, welches sie durchströmen, liegt so niedrig, daß zu der Zeit, wenn der Amazonen-Fluß stark anwächst, es ganz überschwemmet wird, und man auf Kähnen von einem Arme zum andern und zu den mitten in dem Lande liegenden Seen fahren kann. Die Ufer des Yupura werden an einigen Oertern von den obgedachten grimmigen Völkern bewohnet, welche sich untereinander aufreiben, und unter denen noch viele ihre Gefangenen fressen. Dieser Fluß so wohl, als die verschiedenen Arme, welche sich weiter unten in den Marañon ergießen, werden wenig von andern Europäern, außer einigen Portugiesen von Para besucht, welche heimlicher und unerlaubter Weise dahin kommen, um Sklaven zu kaufen. Wir werden noch einmahl zu dem Yupura kommen, wenn wir von dem Rio Negro reden müssen.

In diesen Gegenden lag ein Indianisches Dorf, wo Texeira, als er 1637. den Fluß herauf fuhr, von den alten Einwohnern einige Kostbarkeiten von Golde eintauschte, welches zu Quito probiret und von 23 Karaten befunden ward. Er nannte diesen Ort das goldene Dorf. Bey seiner Wiederkunft setzte er dort eine Grenzsäule, und nahm davon am 26ten August 1639. durch eine Urkunde, welche

man in dem Archive zu Para, wo ich sie gesehen habe, verwahret, für die Krone Portugall Besitz. Diese Urkunde, welche von allen Officieren seiner Truppen unterzeichnet ist, meldet, daß dieses auf einem hohen Erdreiche den Mündungen des Goldflusses gegenüber geschehen sey.

Der Pater Acuña versichert, daß man durch verschiedene Wege, die er anzeigt, aus dem Xupura in den Xquiari welchen er den Gold-Fluß nennet, herauf fähret. Er setzt hinzu, daß die an demselben wohnende Völker mittelst dieses Metalles mit ihren Nachbaren den Manaos *, und diese mit den Indianern an dem Amazonen-Flusse einen Handel trieben, wie er denn selbst von diesen letztern ein Paar goldene Ohrgehänge gekauft hätte. Der Pater Fritz erzählet in seinem Tagebuch, daß er im Jahre 1687, das ist 50 Jahre nach dem Pater Acuña, acht bis zehn Kähne mit Manaos hätte ankommen sehen, welche von ihren Wohnungen an dem Xurubech durch Hülfe einer Ueberschwemmung hergekommen wären, um mit den Yurimaguas, die er in den Grundsätzen des Christlichen Glaubens unterrichtet hätte, an dem nordlichen Ufer des

(*) Der Pater Fritz schreibt Manaves. Der Französische Uebersetzer der Reisebeschreibung des P. Acuña verstellet dieses Wort, so wie viele andere, indem er Mavagus schreibt. Die Portugiesen schreiben heutiges Tages Manaos und Manaus ohne Unterscheid, und sprechen es aus als Manaus.

des Amazonen-Flusses zu handeln. Er sagt ferner, daß sie unter andern Sachen kleine Stücken Goldblech, welche sie von den Indianern an dem Yquiari eintauscheten, mit sich zu bringen pflegten. Alle diese Oerter und Flüsse sind auf der Karte dieses Geistlichen verzeichnet. So viele übereinstimmende Zeugnisse, die alle von ehrwürdigen Personen herkommen, lassen an der Wahrheit dieser Dinge nicht zweifeln. Unterdessen ist der Goldfluß, der Goldsee, das Goldbergwerk, die Grenzsäule, ja so gar das goldene Dorf und alles mit einander, ob es gleich durch die Aussage so vieler Zeugen als wahr bestättiget worden, gleichwie ein bezauberter Pallast verschwunden, und das Andenken davon ist so gar auf der Stelle selbst verlohren gegangen.

Seit des Pater Fritzens Zeit haben die Portugiesen, welche den Titel, worauf sie ihren Anspruch gründen, vergessen hatten, schon behauptet, daß die von dem Texeira aufgerichtete Grenzsäule höher, als das Land der Omaguas, gelegen sey; und zu gleicher Zeit ward von dem Pater Fritz, einem Spanischen Missionario, welcher es auf der andern Seite zu weit trieb, vorgegeben, daß sie nur in den Gegenden des Flusses Cuchiwara, mehr als 200 Meilen weiter herunter, gesetzt worden wäre. Es geschahe hier dasjenige, welches fast allezeit in Streitigkeiten zu geschehen pflegt, nämlich, daß ein jeder in seinen Ansprüchen zu weit ging. Von der in dem goldenen Dorfe errichteten Grenzsäule will ich hier dieses anmerken.

Wenn man die Gegend, worin sich die vierte Portugiesische Mission herunterwärts zu rechnen, Paraguari genannt, auf dem südlichen Ufer des Amazonen-Flusses, etliche Meilen unter der Mündung des Tefe, (wo die Breite meiner Rechnung nach 3 Grade 20 Minuten südwärts ist,) befindet, wohl untersuchet: so wird man wahrnehmen, daß dieselbe alle Merkmahle in sich vereiniget, welche die Lage dieses berühmten Dorfes in des Texeira zu Guayaris ausgefertigter Urkunde, und in der Beschreibung des Paters Acuña bezeichnen. Der Yupura, dessen vornehmste Mündung der Landschaft Paraguari gegen über liegt, wird folglich der Rio d' Oro seyn, weil dessen in eben dieser Urkunde erwehnte Mündungen dem Dorfe gegenüber lagen. Nun mußte noch ausgemacht werden, wo der Yurubech und der Yquiari, welchem der Pater Acuña den Namen des Goldflusses beylegt, und in welchen man, wie er sagt, durch den Yupura fähret, geblieben sind. Dieses hat mir ein wenig mehr Mühe gekostet zu entdecken. Unterdessen glaube ich diesen Punkt aufgekläret und vielleicht den Grund der Fabel von dem See Parima und Dorado gefunden zu haben. Allein die Ordnung und Deutlichkeit erfordern, daß die Erörterung dieser Frage bis dahin verschoben werde, wo ich von dem Rio Negro zu handeln gedenke.

Wärend unserer Schifffahrt hatten wir allenthalben Indianer von verschiedenen Nationen gefragt und uns bey ihnen mit großer Sorgfalt erkundiget, ob sie etwas von den krie-

kriegerischen Weibern wüsten, welche Orellana seinem Vorgeben nach angetroffen und mit ihnen gefochten hatte; und ob es wahr wäre, daß sie keinen Umgang mit Männern hätten, und sie nur einmahl des Jahrs zu sich ließen, wie der Pater Acuña in seiner Reisebeschreibung meldet, allwo dieser Punkt wegen seiner sonderbaren Umstände gelesen zu werden verdienet. Sie sagten uns alle, daß sie es so von ihren Vätern gehöret hätten, und fügten tausend Umstände hinzu, welche zu lang sind, um sie zu erzählen, und welche alle bekräftigen sollten, daß in diesem festen Lande eine Republik von Weibern gewesen sey, welche allein, ohne Männer bey sich zu haben, lebten, und daß sie sich nordwärts, auf dem Rio Negro, oder einem von denen Flüssen, welche von eben der Seite in den Marañon fallen, mitten in das Land hineingezogen hätten.

Ein Indianer von St. Joachin d' Omaguas hatte uns gesagt, daß wir vielleicht noch zu Coari einen alten Greis antreffen würden, dessen Vater die Amazonen gesehen hätte. Wir erfuhren zu Coari, daß dieser Indianer gestorben wäre; aber wir sprachen mit seinem Sohne, welcher 70 Jahre alt zu seyn schiene und Befehlshaber der andern Indianer in dem Dorfe war. Dieser versicherte uns, daß sein Großvater sie würklich bey der Mündung des Flusses Cuchivara hätte vorbey gehen sehen, daß sie aus dem Cayame, welcher sich in den Amazonen-Fluß auf der südlichen Seite zwischen Tefe und Coari ergießet, hergekommen wären; daß er mit vieren

unter ihnen geſprochen, von denen die eine ein Kind an der Bruſt gehabt hätte. Er ſagte uns den Namen einer jeden und fügte hinzu, daß ſie von Cuchivara über den großen Fluß geſetzet und nach dem Rio Negro gereiſet wären. Ich übergehe gewiſſe weitläuftige Erzählungen, die wenig wahrſcheinlich ſind und nichts zur Hauptſache thun. Weiter unter Coari ſagten uns die Indianer eben dieſes mit einiger Verſchiedenheit in den Umſtänden; allein in dem Hauptpunkte ſtimmeten ſie alle überein.

Inſonderheit ſagten die zu Topayos, von welchen an ſeinem Orte eine vollſtändigere Nachricht, ſo wohl als von gewiſſen grünen Steinen, die unter dem Namen der Amazonen-Steine bekannt ſind, gegeben werden ſoll, daß ſie einige von ihren Vätern geerbt, und daß dieſe ſie von den Cugnantainſecuima, das iſt in ihrer Sprache, von den Weibern ohne Mann, bekommen hätten, als bey denen dieſelben, wie ſie hinzufügten, in großer Menge wären.

Ein Indianiſcher Einwohner zu Mortigura, welches eine Miſſion nahe bey Para iſt, erbot ſich, mir einen Fluß zu zeigen, auf welchem man, wie er ſagte, ſehr nahe zu dem Lande kommen könnte, welches würklich von den Amazonen bewohnet wäre. Dieſer Fluß heißt Irijo, und ich bin hernach ſeine Mündung zwiſchen Macapa und Nord-Cap vorbeygefahren. Zufolge den Nachrichten eben dieſes Indianers muſte man an dem Orte, wo dieſer Fluß wegen der Waſſerfälle aufhöret ſchif-

bar

bar zu seyn, viele Tage in den Wäldern westwärts und durch ein Land voller Gebürge reisen, um in das Land der Amazonen zu kommen.

Ein alter Soldat von der Besatzung zu Cayenne, welcher jetzo an den Wasserfällen des Flusses Oyapok wohnet, hat mich versichert, daß da im Jahre 1726 einige Truppen, unter welchen er sich auch befunden hätte, in das Land hineingeschicket worden, um sich nach den Einwohnern desselben zu erkundigen, sie bis zu den Amicuanen gekommen wären. Dieses Volk hätte lange Ohren und seinen Sitz jenseit den Quellen des Oyapoks, nahe bey einem andern Flusse, der sich in den Amazonen-Fluß ergießet. Daselbst hätte er bey ihren Weibern und Töchtern eben dieselben grünen Steine gesehen, von denen ich geredet habe; und als er die Indianer gefragt hätte, woher sie dieselben bekämen, so hätten sie ihm geantwortet, daß sie von den Weibern, welche keinen Mann hätten, und deren Land sieben bis acht Tage weiter westwärts entfernet wäre, zu ihnen gebracht würden. Diese Nation der Amicuaner wohnet weit von dem Meere in einem hohen Lande, worin die Flüsse noch nicht schiffbar sind. Daher hatten sie der Wahrscheinlichkeit nach, diese Erzählung von den Indianern des Amazonen-Flusses nicht bekommen, als mit welchen sie keinen Verkehr hatten. Sie kannten nur die an ihr Land grenzenden Nationen, unter denen die aus Cayenne abgeschickten Franzosen ihre Wegweiser und Dolmetscher hergenommen hatten.

Es ist hierbey gleich anfangs anzumerken, daß so wohl alle diese von mir jetzt angeführte Zeugnisse, und andere, die ich mit Stillschweigen übergangen habe, als auch diejenigen, von welchen in den 1726 und nachher von zween Spanischen Statthaltern * der Provinz Venezuela angestelleten Untersuchungen Meldung geschicht, in den Nachrichten von den Amazonen überhaupt übereinstimmen. Aber dieses verdienet nicht weniger Aufmerksamkeit, daß, da diese verschiedene Erzählungen den Ort, wohin sich die Americanischen Amazonen begeben haben, theils ostwärts, theils gegen Norden und theils westwärts bestimmen, dieselben alle den gemeinen Mittelpunct ihres Aufenthalts einhellig in die Gebürge mitten in Guiana und in einen Strich Landes setzen, wohin weder die Portugiesen von Para, noch die Franzosen von Cayenne bisher gekommen sind. Diesem allen ohngeachtet kan ich, wie ich gerne gestehe, kaum glauben, daß unsre Amazonen daselbst würklich wohnhaft seyn; denn auf diesen Fall müste man von ihnen durch die an die Europäischen Colonien auf den Küsten von Guiana grenzenden Indianer nach und nach neuere und gewissere Nachrichten erhalten haben. Allein diese wandernde Nation kann vielleicht ihren Aufenthalt noch ferner verändert haben; und es scheinet mir wahrscheinlicher, als alles andere zu seyn, daß sie mit der Zeit ihre alten Gewohnheiten verlohren haben; es sey nun, daß sie

(*) Don Diego Portales, von dem man weiß, daß er noch vor einigen Jahren zu Madrit lebte, und sein Nachfolger Don Francisco Torralva.

sie von einer andern Nation unter das Joch gebracht, oder daß sie auch ihrer Einsamkeit überdrüßig geworden seyn und die Töchter endlich den Abscheu, welchen die Mütter gegen die Männer hatten, vergessen haben. Wenn man demnach auch heutiges Tages keine würkliche Spuren von dieser Weiber-Republik finden sollte, so würde dieses noch nicht hinlänglich seyn, um zu behaupten, daß sie niemahls vorhanden gewesen wäre.

Uebrigens ist es zu der Wahrheit der Sache genug, daß in America eine Nation von Weibern gewesen sey, welche in ihrer Gesellschaft keine lebendige Mannspersonen gehabt haben. Ihre andern Gebräuche, und insonderheit die Gewohnheit sich eine Brust abzuschneiden, welche der Pater Acuña ihnen auf das Wort der Indianer beylegt, sind keine Haupt- sondern Neben-Umstände, welche vermuthlich geändert und vielleicht von den Europäern hinzugefügt worden sind, die durch die Vorurtheile von den Sitten, die man den alten Amazonen in Asien zuschreibt, eingenommen waren; und die Liebe zu dem wunderbaren ist vielleicht Ursache gewesen, daß die Indianer in ihren Erzählungen solche hernach angenommen haben. Es wird in der That nicht gemeldet, daß der Cacike, welcher den Orellana warnete sich vor den Amazonen, die er in seiner Sprache Comapuyaras nannte, in acht zu nehmen, etwas von der abgeschnittenen Brust erwehnet habe; und unser Indianer zu Coari gedenkt in der Erzählung von seinem Großvater, welcher vier Amazonen, von denen

eine würklich ein Kind säugete, gesehen hatte, eben so wenig etwas von diesen besondern Umstande, der sich so leicht hätte anmerken lassen.

Ich komme wieder zur Hauptsache. Wenn man, um dieselbe zu leugnen, den Mangel der Wahrscheinlichkeit und eine gewisse sittliche Unmöglichkeit, daß eine solche Weiber-Republik hätte errichtet werden und bestehen können, anführen wollte, so würde ich mich weder auf das Exempel der alten Asiatischen, noch der heutigen Africanischen Amazonen* berufen, weil dasjenige, was wir von ihnen in den alten und neuern Geschichtschreibern lesen, zum wenigsten mit vielen Fabeln vermischet und zweifelhaft ist. Ich würde mich begnügen nur dieses anzumerken, daß, wenn es jemahls Amazonen in der Welt gegeben hat, America ein Land ist, wo das herumschweifende Leben der Weiber, welche ihren Männern öfters in den Krieg folgen, und welche deswegen in ihrem Hauswesen nicht glücklicher sind, ihnen die Gedanken und häufige Gelegenheiten hätte geben müssen, sich dem Joche ihrer Tyrannen zu entziehen und sich in einen solchen Zustand zu setzen, wo sie in der Freyheit leben und zum wenigsten nicht gezwungen werden könnten, sich wie Sklavinnen und Lastthiere brauchen zu lassen. Wenn sie einen solchen Entschluß gefasset und ausgeführet hätten, so würde es nichts außerordentlichers

*) Man sehe des P. Juan dos Santos, eines Portugiesischen Dominicaners Beschreibung des östlichen Aethiopiens, und den P. Labat.

chers oder schwerers seyn, als das, was alle Tage in allen Europäischen Colonien in America geschicht, wo es nur gar zu gewöhnlich ist, daß Sklaven, mit denen man zu hart verfahren hat, oder die mißvergnügt sind, haufenweise in die Wälder, ja zuweilen alleine dahin fliehen, wenn sie keine Gefehrten bekommen können, und darin viele Jahre, und öfters ihr ganzes Leben in der Einsamkeit zubringen.

Ich weiß, daß alle oder doch die meisten Indianer in dem südlichen America Lügner, leichtgläubige und in das wunderbare gar zu sehr verliebte Leute sind: aber keines von diesen Völkern hat jemahls von den Amazonen, deren Diodorus von Sicilien und Justinus gedenket, reden gehöret. Unterdessen ward unter den Indianern in dem Mittelpunkte von America schon von den Amazonen gesprochen, ehe die Spanier dahin gekommen waren, und es ist von denselben hernach bey andern Völkern geredet werden, welche niemahls Europäer gesehen hatten. Dieses beweiset so wohl die dem Orellana und seinen Leuten von dem Caciken gegebene Nachricht, als die von dem Pater d' Acuña und dem Pater Baraze* angeführten mündlichen Erzählungen. Sollte man wohl glauben, daß die Wilden in Ländern, die so weit von einander entfernet sind, es mit einander verabredet hätten dieselbe Geschichte ohne einigen Grund auszusinnen; und daß diese vermeynte Fabel so einhellig und überall zu Maynas, zu Para,

*) Lettres édifiantes & curieuses, T. X.

ra, zu Cayenne, zu Venezuela, von so vielen Nationen, welche sich nicht verstehen und keine Gemeinschaft mit einander haben, angenommen worden sey?

Uebrigens habe ich hier nicht alle Schriftsteller* und Reisebeschreiber von allen Nationen in Europa angeführet, welche seit mehr als zwey hundert Jahren die Würklichkeit der Americanischen Amazonen bekräftiget, und von denen einige sie gesehen zu haben, vorgeben. Ich habe mich begnügt neue Zeugnisse anzuführen, welche ich nebst dem Herrn Maldonado auf unserer Reise zu sammlen Gelegenheit hatte. Man findet diese Frage weitläuftig abgehandelt in der Schutzschrift des ersten Theils des Critischen Theaters des berühmten Paters Feijoo**, eines Spanischen Benedictiners, welche von seinem gelehrten Schüler, dem Pater Sarmiento aus eben dem Orden, verfertiget ist.

Den 20ten August reiseten wir von Coari mit einem neuen Boote und neuen Indianern ab. Die Peruanische Sprache, welche dem Herrn Maldonado und unsern Bedienten bekannt war, und darin ich auch einen geringen Anfang hatte, war uns bisher behülflich gewesen die Eingebohrnen des Landes in allen Spanischen Missionen zu

*) Americus Vespucius, Ulrich Schmidel, Orellana, Berrio, Walter Raleigh, die Jesuiten d'Acuña, d'Artieda, Barazi ꝛc.

**) Apologie du premier Tome du Theatre Critique du celebre Pere *Feijoo*, faite par le Pere *Sarmiento*.

zu verſtehen, in welchen man daraus eine allgemeine Sprache zu machen geſucht hat. Zu St. Paul und Tefe hatten wir Portugieſiſche Dolmetſcher gebraucht, welche die Braſiliſche Sprache redeten, die gleichfalls in allen Portugieſiſchen Miſſionen eingeführet iſt. Aber da wir deren keine zu Coari gefunden hatten, allwo wir ungeachtet unſerer geſchwinden Reiſe erſt nach der Abfahrt des großen Boots des Miſſionarius nach Para ankamen, ſo befanden wir uns jetzo unter Indianern, mit welchen wir allein durch Zeichen, oder mittelſt eines kurzen Wörterbuchs, welches ich von einigen in ihrer Sprache geſchriebenen Fragen gemacht hatte, umgehen konnten, welches aber zu unſerm Unglück die Antworten nicht enthielte. Jedennoch bekam ich von ihnen einiges Licht, inſonderheit was die Namen der Flüſſe betraf. Ich merkte auch an, daß ſie viele Fixſterne kannten, und den verſchiedenen Geſtirnen Namen von Thieren gaben. Sie nennen das Siebengeſtirne, oder den Kopf des Stiers Tapiira Rayuba, welcher Name heutiges Tages in ihrer Sprache einen Ochſenkinnbacken bedeutet; ich ſage heutiges Tages, weil, ſeitdem man aus Europa nach America Ochſen gebracht hat, ſo wohl die Braſilianer als die urſprünglichen Peruaner dieſen Thieren den Namen beygelegt haben, welchen ſie in ihrer beyderſeitigen Mutterſprache dem Elendthiere gaben; denn dieſes war das größeſte unter den vierfüßigen Thieren, welches ſie vor der Ankunft der Europäer gekannt hatten.

Als wir den Tag nach unserer Abreise von Coari weiter auf dem Flusse herunter fuhren, giengen wir auf der nordlichen Seite eine Mündung des Yupura ungefehr 100 Meilen von der ersten vorbey, und den folgenden Tag auf der südlichen, die Mündungen des Flusses Purus, so wie er jetzo genannt wird; denn vor diesem hieß er von einem nahe an seiner Mündung liegenden Dorfe Cuchivara. In diesem Dorfe war der Großvater des alten Indianers zu Coari von den Amazonen besucht worden. Dieser Fluß giebt den größesten, welche den Marañon durch ihr Wasser aufschwellen, nichts nach; und wenn man den Indianern glaubt, so ist er demselben völlig gleich. Als ich sieben oder acht Meilen unterhalb dieser Vereinigung den Fluß ohne Inseln sahe, und ihn von 1000. bis 1200 Klaftern breit befand, so ließ ich stark wieder den Strom rudern, und das Fahrzeug, so viel als möglich war, auf einer Stelle stille halten, damit ich die Tiefe erforschen mögte, und ich fand mit einer Bleyschnur von 103 Klaftern keinen Grund.

Den 23ten kamen wir in den Rio Negro oder den schwarzen Fluß, eine andere See von süßem Wasser, welche der Marañon auf der nordlichen Seite zu sich nimmt. Auf der Karte des Paters Fritz, welcher niemahls in den Rio Negro gekommen ist, und in derjenigen, welche Delisle neulich von America nach des Pater Fritzens seiner herausgegeben hat, läuft dieser Fluß von Norden nach Süden, da es doch nach dem Bericht aller derjenigen, die ihn her-

heraufgefahren sind, gewiß ist, daß er von Westen kommt und nach Osten mit einer kleinen südlichen Abweichung gehet. Ich bin ein Augenzeuge, daß sein Lauf viele Meilen oberhalb seiner Ergießung in den Marañon so beschaffen ist. Er läuft in denselben so parallel, daß man ohne die Durchsichtigkeit seines Wassers, weswegen man ihn den schwarzen Fluß genannt hat, ihn für einen Arm des Marañon halten und sich einbilden würde, daß solcher durch eine Insel von demselben abgesondert wäre. Wir fuhren zwo Meilen in dem Rio Negro bis zu dem Fort herauf, welches die Portugiesen daselbst auf dem nordlichen Ufer an der schmalsten Stelle gebauet haben. Nach meiner Ausmessung war dieselbe 1203 Klaftern breit; ich beobachtete daselbst auch die Breite, und befand, daß sie 3 Grade 3 Minuten südlich war. Dies ist die erste Portugiesische Pflanzstatt, welche man auf der nordlichen Seite des Amazonen-Flusses, wenn man ihn herunterfähret, antrifft. Der Rio Negro wird seit mehr als 100 Jahren von den Portugiesen häufig besucht, und sie treiben daselbst einen großen Sklavenhandel. Es ist dorten beständig ein Ausschuß von der Besatzung zu Para, welcher auf dem Ufer in einem Lager stehet, um die Indianischen Völker, welche dasselbe bewohnen, in der Ehrerbietung zu erhalten, und um den Sklavenhandel in den von den Portugiesischen Gesetzen vorgeschriebenen Grenzen zu befördern. Dieses fliegende Lager, welches man den Haufen der Erlösung nennet, dringt alle Jahre weiter in das Land hinein. Der Hauptmann, welcher in dem Fort an

dem

dem Rio Negro Befehlshaber ist, war abwesend, als wir daselbst anlandeten. Ich hielte mich dort nur 24 Stunden auf.

Alle Gegenden an den Ufern dieses Flusses, welche nicht mit Holze bewachsen sind, haben die Portugiesischen Missionen bevölkert, die von eben den Carmeliter-Mönchen besorgt werden, die wir, seit dem wir die Spanischen Missionen verlassen hatten, in unserer Herabfahrt auf dem Amazonen-Flusse angetroffen hatten. Wenn man den Rio Negro vierzehn Tage, drey Wochen, ja noch länger heraufähret, so findet man ihn noch breiter, als er in seiner Mündung ist. Dieses rühret von der großen Anzahl Inseln und Seen her, die er dorten macht. In diesem ganzen Striche ist das Erdreich auf seinen Ufern erhaben und wird niemahls überschwemmet. Das Holz ist daselbst nicht so voller Dornbüsche, und das Land von einer ganz andern Art, als die Ufer des Amazonen-Flusses.

Als wir in dem Fort an dem Rio Negro waren, bekamen wir umständlichere Nachrichten von der Gemeinschaft dieses Flusses mit dem Orenok und folglich auch des Orenoks mit dem Marañon. Ich will die verschiedenen Beweisgründe dieser Gemeinschaft, welche ich auf meiner Reise sorgfältig gesammlet hatte, nicht nach der Reihe anführen. Der wichtigste war damahls das unverdächtige Zeugniß einer Indianerinn aus den Spanischen

ſchen Miſſionen an dem Orenok*, mit welcher ich geredet hatte, und welche von Hauſe auf einem Kahne nach Para gekommen war. Alle dieſe Beweisgründe ſind hinführo unnütz und weichen einem andern, den ich neulich bekommen habe. Ich habe eben aus einem Briefe von Para, den der ehrwürdige Vater Johann Ferreyra Rector des Jeſuiter Collegii geſchrieben hat, erfahren, daß, da die Portugieſen in dem fliegenden Lager an dem Rio Negro im Jahre 1744 von einem Fluſſe in den andern heraufgegangen, ſie den Superior der Jeſuiten in den Spaniſchen Miſſionen an den Ufern des Orenoks angetroffen hätten, und daß dieſelben Portugieſen mit ihm auf eben dem Wege, und ohne irgend wo an das Land zu ſteigen, nach ihrem Lager an dem Rio Negro, durch welchen die Vereinigung des Orenoks mit dem Amazonen-Fluſſe geſchicht, zurückgekommen wären. Die Sache kann alſo heutiges Tages nicht mehr in Zweifel gezogen werden; und es iſt umſonſt, daß man um dieſelbe einigermaßen ungewiß zu machen, ſich auf das Anſehen des Schriftſtellers beruffen will, der ohnlängſt ein Werk von dem Orenok herausgegeben hat**, und welcher, ob er gleich lange Miſſionarius an dem Orenok geweſen war, jedennoch im Jahr 1741. dieſe Vereinigung als unmöglich anſahe.***. Er wuſte damahls ſonder Zweifel nicht, daß

 ſeine

*) Von der Nation der Cauriacani, und aus dem Dorfe und der Miſſion St. Maria de Bararuma.

**) Unter dem Titel: El Orinoco illuſtrado. Madrit 1741.

***) Auf der 18ten Seite des angezogenen Buchs.

seine eigenen Briefe an den Portugiesischen Commendanten und an den Feldprediger der Portugiesischen Truppen, aus seiner Mission an dem Orenok auf eben diesem für erdichtet gehaltenen Wege bis nach Para gekommen waren, allwo ich sie im Original in des Statthalters Händen gesehen habe. Allein dieser Schriftsteller selbst ist heutiges Tages von seinem Irrthum in diesem Punkte völlig befreyet, so wie ich von dem Herrn Bouguer gehöret habe, welcher ihn in verwichenem Jahre zu Carthagena in America gesehen hat.

Die Gemeinschaft des Orenoks mit dem Amazonen-Flusse, welche neulich als eine unstreitige Wahrheit dargethan worden ist, kann um so viel mehr für eine neue Entdeckung in der Geographie gehalten werden, als die neuen Erdbeschreiber, ob gleich die Vereinigung dieser beyden Flüsse ganz deutlich in den alten Karten verzeichnet ist, dieselbe dennoch in den neuen gleich als mit einer allgemeinen Uebereinstimmung weggelassen, so daß diejenigen, welche von ihrer Würklichkeit dem Ansehen nach am besten unterrichtet seyn sollten, sie für was fabelhaftes gehalten haben. Es ist vermuthlich nicht das erste mahl, daß Wahrscheinlichkeiten und scheinbare Muthmaßungen für richtiger gehalten worden sind, als Gewißheiten, welche die Reisebeschreibungen bezeuget haben, und daß eine zu weit getriebene Critik öfters Ursache gewesen ist, daß man Sachen schlecht weg geleugnet hat, woran es nur erlaubet war zu zweifeln.

Allein

Allein wie geſchicht dieſe Vereinigung des Orenoks mit dem Amazonen-Fluſſe? Eine ausführliche Karte von dem Rio Negro, welche wir alsdenn bekommen werden, wenn es dem Portugieſiſchen Hofe gefallen wird, könnte uns allein davon einen genauen Unterricht geben. Inzwiſchen will ich den Begriff mittheilen, den ich mir davon gemacht habe, indem ich dasjenige, was ich davon wärend meiner Reiſe geſammlet, mit allen Erzählungen, Denkſchriften und Karten, ſo wohl gedruckten als geſchriebenen, welche ich theils zur Stelle ſelbſten, theils ſeit meiner Zurückkunft habe entdecken und zu Rathe ziehen können, inſonderheit aber mit den erſten Entwürfen der Karten vergleiche, welche mein Reiſegefehrte und ich unter den Augen und nach den Berichten der Miſſionarien und der verſtändigſten Seeleute, welche den Amazonen-Fluß und Rio Negro herauf und herunter gefahren ſind, öfters verfertiget haben.

Wenn man alle dieſe Nachrichten mit einander vergleicht und eine durch die andere in ihr Licht ſetzt, ſo folget daraus, daß ein kleines Indianiſches Dorf in der Landſchaft Mocoa, oſtwärts von Paſto, unter dem erſten Grade nordlicher Breite, ſeinen Namen Caqueta einem Fluſſe giebt, an welchem es lieget. Weiter unten theilet ſich dieſer Fluß in drey Arme, von denen einer nach Nord-Oſten läuft, und das iſt der berühmte Orenok, deſſen Mündung der Inſel der Dreyeinigkeit gegen über liegt; der andere nimmt ſeinen Lauf oſtwärts, jedoch mit

einer kleinen Abweichung gegen Süden; und das iſt derjenige, der weiter unten von den Portugieſen Rio Negro iſt genannt worden. Der dritte Arm der noch mehr gegen Süden läuft, iſt der Yupura, deſſen ſchon ſo oft Erwehnung geſchehen iſt. Dieſer theilet ſich, wie man angemerket hat, gleichfalls wieder in verſchiedene andere. Nun muß noch ausgemacht werden, ob er ſich weiter oben, als die beyden vorigen Arme von dem Hauptfluſſe abſondert, oder ob er ſelbſt nur ein Aſt von dieſem andern Arme iſt, welcher Rio Negro genannt wird. Hiervon habe ich weiter nichts als Muthmaßungen: aber viele Gründe bewegen mich zu glauben, daß die erſte Meynung die wahrſcheinlichſte ſey. Jedoch dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es wenigſtens gewiß, daß wenn man den Yupura einmahl für einen Arm des Caqueta erkennet, deſſen Name an dem Amazonen-Fluſſe unbekannt iſt, ſich alles dasjenige, was der Pater d' Acuña von dem Caqueta und Yupura ſagt, leicht verſtehen und mit einander reimen läßt. Man weiß, daß die Verſchiedenheit der Namen, welche eben denſelben Oertern und inſonderheit eben denſelben Flüſſen von den verſchiedenen daran wohnenden Völkern gegeben werden, die Erdbeſchreiber allezeit zu Fehlern verleitet hat.

In dieſer Inſel, welche die größeſte in der bekannten Welt iſt, oder vielmehr in dieſem neuen Meſopotamien, welches von dem Amazonen-Fluſſe und dem Orenok, die durch den Rio Negro mit einander vereiniget werden, formiret wird, hat man ſo lange den vermeynten Goldſee

Pari-

Parima und die eingebildete Stadt Manoa del Dorado gesucht; und dieses Nachsuchen hat so vielen Leuten, und unter andern dem Ritter Walter Raleigh, einem berühmten Seemann und einem von den scharfsinnigsten Köpfen in England, dessen traurige Geschichte bekannt genug ist, das Leben gekostet. Aus den Ausdrücken des Paters d' Acuña läßt sich mit leichter Mühe sehen, daß man zu seiner Zeit diese schöne Einbildung noch nicht hatte fahren lassen. Ich bitte noch wegen einer kleinen geographischen hier angefügten Nachricht um Vergebung. Sie ist mit meinem Hauptvorwurfe gar zu genau verbunden, als daß ich sie weglassen sollte, und sie kann dienen den Ursprung eines Romans zu entwickeln, welchem die Begierde nach dem Golde allein einige Wahrscheinlichkeit hat geben können. Es war eine Stadt, deren Dächer und Mauren mit Goldblech gedecket waren, und ein See, dessen Sand aus eben dem Metall bestund.

Man muß sich allhier desjenigen erinnern, was schon weiter oben von dem Goldflusse angeführet worden, imgleichen der Umstände, deren man ebenfalls schon Meldung gethan, und die man aus den Nachrichten der Herren d' Acuña und Fritz hergenommen hat.

Die Manaos waren nach dem Berichte dieses letztern Verfassers ein kriegerisches und allen seinen Nachbaren fürchterliches Volk. Sie haben den Waffen der Portugiesen lange wiederstanden, deren Freunde sie jetzo sind. Viele von ihnen haben sich heutiges Tages in den Coloni-

en und Miſſionen an dem Rio Negro niedergelaſſen. Einige von ihnen thun noch jetzo Streifereyen in die Länder der Wilden, und die Portugieſen bedienen ſich derſelben bey ihrem Sklavenhandel. Es waren zween von dieſen Indianern, welche bis zu dem Crenok geſtreift und die bekehrte Indianerinn, von der ich oben geredet habe, entführet und den Portugieſen verkauft hatten. Der Pater Fritz ſagt ausdrücklich in ſeinem Tagebuche, daß dieſe Manaos, welche er mit den Indianern an dem Amazonen-Fluſſe hätte handeln ſehen, und welche ihr Gold von dem Yquiari holeten, an den Ufern des Fluſſes Yurubech wohnten. Durch vieles Nachfragen habe ich erfahren, daß, wenn man den Yupura fünf Tage lang heraufführe, man zur rechten Hand einen See anträfe, über welchen man in einem Tage ſchiffete, welcher Marahi, oder Parahi hieße, das iſt in der Braſiliſchen Sprache Fluß-Waſſer; und daß, wenn man von denen Stellen, wo das Waſſer nicht tief genug iſt, den Kahn an andere Oerter, die zu der Zeit, da der Fluß austrit, überſchwemmet ſind, fortſchleppete, man in einen Fluß Namens Yurubech käme, auf welchem man in fünf Tagen in den Rio Negro herunter ſchiffte; endlich daß dieſer etliche Tagereiſen weiter herauf einen andern Namens Quiquiari zu ſich nähme, welcher verſchiedene Waſſerfälle hätte, und aus einem Lande, worin viele Gebürge und Erzgruben wären, herkäme. Kann man wohl daran zweifeln, daß dieſes der Yurubech und der Yquiari ſey, deren die Herren Acuña und Fritz gedenken? Dieſer letztere

tere giebt auf das Wort der Indianer, aus deren Nachrichten man sehr schwer klare und deutliche Begriffe erlangen kann, insonderheit, wenn man sich eines Dolmetschers bedienen muß, einem von diesen Flüssen einen Lauf, der von dem wahren ganz unterschieden ist. Er läßt den Yurubech in den Yquiari, und diesen in einen großen See mitten im Lande fließen: allein ihre Namen sind kaum geändert. Man siehet auf der Karte des Pater Fritzens einen Strich Landes in eben der Gegend, welcher von den Manaos bewohnet wird; er nennt ihn Yenesiti. Ich habe davon keine gewisse Nachrichten bekommen können, welches nichts außerordentliches ist, weil die Nation der Manaos an viele andere Oerter versetzt und zerstreuet ist. Allein es scheinet sehr glaublich, daß man die Stadt Manoa aus dem Hauptsitze der Manaos gemacht habe. Ich will mich nicht aufhalten in Marahi oder Parahi die Ableitung des Worts Parima zu suchen. Ich halte mich hier an Sachen, die gewiß sind. Die Manaos haben in diesen Gegenden einen merklichen Strich Landes inne gehabt; die Manaos wohnten nahe an einem großen See, ja an vielen großen Seen; denn diese sind in einem niedrigen und den Ueberschwemmungen unterworfenen Lande sehr häufig. Die Manaos holeten Gold von den Yquiari und machten daraus dünnes Blech. Dies sind wahre Begebenheiten, welche mittelst eines guten Zusatzes zu der Fabel von der Stadt Manoa und dem Goldsee Gelegenheit haben geben können. Wenn man findet, daß es von diesen kleinen Stücken Goldblech der Manaos bis zu

den goldenen Dächern der Stadt Manoa noch sehr weit ist, und daß es von den durch das Wasser des Yquiari aus den Erzgruben weggeführten Goldkörnern bis zu dem Goldsande zu Parima nicht weniger weit ist; so kann man nicht leugnen, daß auf einer Seite die Begierde und die Vorurtheile der Europäer, welche mit aller Gewalt dasjenige was sie suchten, finden wollten, und auf der andern der Lügengeist der Indianer, welche die Sachen vergrößerten, und denen daran gelegen war beschwerliche Gäste von sich abzuhalten, die Gegenstände, welche dem Ansehen nach so weit von einander entfernet sind, gar leicht näher haben zusammen bringen und sie dergestalt verändern und verstellen können, daß sie dadurch unkenntlich geworden sind. Die Geschichte von der Entdeckung der neuen Welt geben uns mehr als ein Exempel von dergleichen Verwandelungen.

Ich habe den Auszug eines Tagebuchs und den ersten Entwurf von einer Karte eines Reisenden * in Händen, der vermuthlich der neueste von denen ist, die sich jemahls von dieser Entdeckung haben einnehmen lassen. Sie sind mir zu Para von dem Verfasser selbst mitgetheilet worden, welcher im Jahr 1740. den Fluß Essequebe herauffuhr, der sich zwischen den Flüssen Surinam und Orenok in das Meer ergießt. Nachdem er Seen und große Felder durchgestrichen hatte, wobey er seinen Kahn mit unglaublicher Mühe bald fortziehen, bald tragen müssen, ohne etwas von dem-

*) Nicolaus Hortsmanns von Hildesheim gebürtig.

demjenigen, was er suchte, gefunden zu haben; so kam er endlich zu einem Flusse, welcher südwärts läuft, und auf demselben fuhr er in den Rio Negro, worin sich derselbe auf der nordlichen Seite ergießt, herunter. Die Portugiesen haben ihn den weißen Fluß, und die Holländer zu Essequebe Parima genannt; sonder Zweifel weil sie geglaubt haben, daß er in den See Parima gienge, gleichwie auch eben dieser Name in Cayenne einem andern Flusse aus gleicher Ursache gegeben worden ist. Uebrigens wird man vielleicht glauben, daß der See Parima einer von denen sey, über welchen der angeführte Reisende gefahren ist. Allein er hatte bey denselben so wenig Aehnlichkeit mit der Vorstellung die er sich von dem Goldsee gemacht hatte, gefunden, daß er mir sehr entfernt zu seyn schiene, eine solche Muthmaßung für wahrscheinlich zu halten.

Das Crystallenklare Wasser des Rio Negro hatte kaum seine Durchsichtigkeit verlohren, da es sich mit dem weißlichen und trüben Wasser des Amazonen-Flusses vereinigte, als wir auf der südlichen Seite die Mündung eines andern Flusses antrafen, welcher dem vorigen wenig nachgiebt, und welcher von den Portugiesen eben so stark besucht wird. Diese haben ihn Rio de la Madera, das ist den Holzfluß genennet, vielleicht wegen der Menge Bäume, welche er zur Zeit der Ueberschwemmung ausreißet und mit sich führet. Um einen Begriff von der Lage seines Laufes zu geben, ist es genug zu sagen, daß sie im Jahre

1741. auf demſelben bis zu den Gegenden von Santa Cruz de la Sierra, einer in Ober-Peru unter dem ſiebenzehenden und einem halben Grade ſüdlicher Breite liegenden biſchöflichen Stadt heraufgefahren ſind. Dieſer Fluß führt den Namen Mamora an ſeinem oberſten Theile, wo die Miſſionen der Moxen ſind, davon die Jeſuiten in der Provinz Lima im Jahre 1713. eine Karte herausgegeben haben haben, welche in den zwölften Theil der erbaulichen und merkwürdigen Briefe eingerücket iſt. Allein die entfernteſte Quelle des Fluſſes Madera liegt nahe an den Bergwerken in Potoſi, und nicht weit von dem Urſprunge des Pilcomayo, welcher ſich in den großen Fluß de la Plata ergießt.

Der Marañon iſt unter dem Rio Negro und Madera gemeiniglich eine Meile breit. Wo in demſelben Inſeln ſind, da beträgt ſeine Breite zuweilen zwo und drey Meilen; und zu der Zeit der Ueberſchwemmung hat er gar keine Grenzen mehr. Hier fangen die Portugieſen zu Para an ihn den Amazonen-Fluß zu nennen; weiter hinauf kennen ſie ihn nur unter dem Namen Rio de Solimoes, das iſt, der Giftfluß. Vermuthlich haben ſie ihn wegen der oben erwehnten vergifteten Pfeile alſo genannt, welche die gewöhnlichſten Waffen der an ſeinen Ufern wohnenden Völker ſind.

Den 28ten ließen wir zur linken Hand den Fluß Jamundas, welchen der Pater Acuña Cunuris nennet,

und

und welcher seiner Meinung nach derjenige ist, wo Orellana von den kriegerischen Weibern, die er Amazonen nannte, angegriffen ward. Ein wenig weiter herunter stiegen wir auf eben der Seite unten an dem Portugiesischen Fot Pauxis an das Land, allwo das Bette des Flusses in einen Paß, der nur 905 Klaftern breit ist, eingeschlossen ist. Die Ebbe und Flut gehet bis zu diesem Passe; zum wenigsten ist sie dort durch das Aufschwellen des Wassers in dem Flusse merklich, welches man daselbst von zwölf zu zwölf Stunden wahrnimmt, und welches gleichwie auf den Küsten alle Tage später geschicht. Weil die größeste Höhe der Flut, welche ich zu Para gemessen habe, nicht viel über zehn und einen halben Fuß bey dem höchsten Zufluß des Meeres war; so folgt daraus, daß der Fluß von Pauxis bis an das Meer, das ist zwo hundert und etliche Meilen, oder nach dem Pater Acuña drey hundert und sechzig Meilen weit, nicht mehr als zehn und einen halben Fuß abschüssig seyn müsse. Dieses reimet sich auch mit der Höhe des Queckſilbers, welche ich in dem Fort Pauxis, 14 Klaftern über der Horizontallinie des Wassers, ungefehr eine und eine viertel Linie kleiner, als zu Para an dem Ufer des Meers befand.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Flut, welche man bey dem Nord-Cap, in der Mündung des Amazonen-Flusses verspüret, zu dem Passe Pauxis, welcher zwo hundert und etliche Meilen von dem Meere lieget, erst in vielen Tagen kommen müsse, an statt 5 oder 6 Stunden,

wel-

welches die gewöhnliche Zeit ist, in welcher das Meer heraufsteiget. Und in der That sind von der Küste bis nach Pauris zwanzig Seestriche, welche um so zu reden, die Tagereisen der Flut den Fluß herauf bezeichnen. In allen diesen Oertern zeiget sich die Würkung des hohen Meeres zu eben der Stunde, als auf der Küste; und wenn man um mehrerer Deutlichkeit wegen annimmt, daß diese verschiedenen Seestriche ungefehr zwölf Meilen von einander entfernet sind, so wird man eben diese Würkung der Fluten inzwischen in allen mittlern Stunden wahrnehmen, nämlich, wenn man zwölf Meilen zum Grunde setzt, eine Stunde später von einer Meile zur andern, so wie sie sich von dem Meere entfernen. Eben diese Beschaffenheit hat es auch mit der Ebbe in den gehörigen Stunden. Endlich kommen alle diese abwechselnden Bewegungen, eine jede an ihrem Orte, eben so, wie auf der Küste alle Tage später. Diese wellenweise fortgehende Flut hat der Wahrscheinlichkeit nach im hohen Meere statt, und es scheinet, daß ihr Lauf von dem Punkte an, wo das Wasser anfängt sich nach den Küsten herauf zu wälzen, immer langsamer werden müsse. Die Verhältniß, in welcher die Geschwindigkeit der den Fluß heraufgehenden Fluten abnimmt; zween einander entgegengesetzte Ströme, welche man zur Zeit der Flut, einen auf der Oberfläche des Wassers, den andern in einer gewissen Tiefe wahrnimmt; zween andere, von denen einer längst dem Ufer heraufgehet und geschwinde läuft, da inzwischen der andere mitten in dem Bette des Flusses heruntergehet und langsamer fortrücket; endlich noch zween andere

re entgegen gesetzte Ströme, welche sich oft nahe bey dem Meere in natürlichen queerübergehenden Canälen begegnen, wo die Flut auf einmahl von zwoen einander entgegengesetzten Seiten einläuft: alle diese Umstände, von denen ich nicht weiß, daß viele davon wären angemerket worden; ihre verschiedene Vereinigungen, nebst noch mehrern zufälligen Umständen der Ebbe und Flut, die ohne Zweifel häufiger und mit mehrern Veränderungen als sonst wo, in einem Flusse verspüret werden, wo die Flut vermuthlich weiter von dem Meere, als an einem andern Orte der bekannten Welt heraufläuft, würde sonder Zweifel zu betrachtungswürdigen und vielleicht neuen Anmerkungen Gelegenheit geben. Allein man würde, damit man nicht so sehr auf Muthmassungen bauen dürfte, eine ordentliche Folge von genauen und richtigen Beobachtungen nöthig haben. Dieses würde einen langen Aufenthalt an jedem Orte und einen Verzug erfordert haben, welcher sich mit meiner gerechten Ungedult nicht reimete, Frankreich nach einer Abwesenheit, die schon bey nahe neun Jahre gedauret hatte, wieder zusehen. Ich habe indessen nicht unterlassen in den Gegenden bey Para und in der Nachbarschaft des Nord-Cap eine andere Merkwürdigkeit der großen Fluten, welche noch sonderbarer, als alle vorhergehenden ist, zu untersuchen, und ich werde an seinem Orte davon reden.

Wir wurden zu Pauris eben so aufgenommen, als es überall seit dem wir in den Portugiesischen Ländern reise-

reiſeten, geſehen war. Der Commendant * behielte uns in dem Fort vier Tage, und einen Tag in ſeinem Landhauſe; er begleitete uns darauf bis zu der Feſtung Curupa, welche ſechs bis ſieben Tagereiſen unter Pauxis und auf dem halben Wege nach Para liegt. Die gemeſſenſten und zur Sicherheit und Bequemlichkeit meiner Reiſe ſo günſtigen Befehle Sr. Portugieſiſchen Majeſtät waren mir an allen Orten zuvorgekommen. Sie erſtreckten ſich auf alle diejenigen, welche mich begleiteten; und ich bin die Gefälligkeiten, welche dieſe Befehle mir unterwegens und zu Para verſchaffet haben, einem Miniſter ſchuldig, welcher die Wiſſenſchaften liebet und ihren Nutzen erkennet. Es iſt eben derſelbe, der mit einer unermüdeten Wachſamkeit für alle Bedürfniſſe unſerer zahlreichen Geſellſchaft während unſerm langen Aufenthalte zu Quito geſorget hat.

In weniger als ſechszehn Stunden verrichteten wir die Reiſe von Pauxis nach der Feſtung Topayos an der Mündung des Fluſſes, der eben dieſen Namen führet. Dieſer iſt auch ein Fluß von dem erſten Range. Er kommt aus den Braſiliſchen Erzgebürgen und durchſtrömet verſchiedene unbekannte von wilden und kriegeriſchen Völkern, welche die Miſſionarien von dem Jeſuiter-Orden zahm zu machen ſuchen, bewohnte Länder.

Aus den Ueberbleibſeln des Fleckens Tupinambara, welcher ehemahls auf einer großen Inſel in der Mündung des

*) Der Hauptmann Manuel Maziel Parente.

der Flusses Madera lag, ist ein anderer Namens Topayos entstanden, und dessen Einwohner sind fast der ganze Ueberrest von der tapfern Nation der Tupinambas, welche vor zwey hundert Jahren in Brasilien, wo sie ihre Sprache gelassen haben, herrscheten. Ihre Geschichte, und lange Reisen kann man in der Reisebeschreibung des Paters d' Acuña lesen.

Bey den Topayos findet man heutiges Tages viel leichter, als sonst wo die grünen Steine, die unter dem Namen der Amazonen-Steine bekannt sind, deren Ursprung man nicht weiß, und welche vormahls wegen der Tugenden, die man ihnen zuschrieb, den Stein, die Colik, das Nierenweh und die fallende Sucht * zu heilen, sehr stark gesucht wurden. Es ist eine Abhandlung davon unter dem Titel des göttlichen Steins gedruckt worden. So viel ist gewiß, daß sie weder in der Farbe noch Härte von dem in Frankreich so genannten morgenländischen Jade unterschieden sind. Sie lassen sich nicht feilen, und man kann sich nicht vorstellen, durch was für ein Kunststück die alten Americaner sie haben schneiden und ihnen die verschiedene Figuren von Thieren geben können.

Dieses hat sonder Zweifel Gelegenheit zu einer Fabel gegeben, welche fast nicht wiederlegt zu werden verdienet.

Man

*) Man sehe Lettre 23 *de Voiture* à Mlle *Paulet*. Dissert. sur la riviere des *Amazones* qui précede la traduction de la relation du P. d' Acunna. Voyage aux Isles de l' Amerique par le P. *Labat*.

Man hat recht im Ernst vorgegeben, daß dieser Stein nichts anders als der Schlamm eines Flusses wäre, welchem man eine beliebige Gestalt gäbe, indem man ihn, wenn er frisch aus dem Wasser genommen worden, knetete, und welcher darauf an der Luft diese ungemeine Härte bekäme. Wenn man ein solches Wunder, dessen Unwahrheit einige leichtgläubige Leute nicht eher erkannt haben, als bis sie einen so gemeinen Versuch vergebens angestellt hatten, auch ohne Beweis zugeben wollte: so würde dennoch eine andere Aufgabe von eben der Art übrig seyn, welche man unsern Edelsteinhändlern vorlegen könnte. Dieses sind die runden Smaragden, welche polirt und mit zweenen conischen auf einer gemeinen Achse gegenüber stehenden Löchern durchbohret sind. Man findet dergleichen noch heutiges Tages in Peru, an dem Flusse St. Jago in der Provinz Esmeraldas, vierzig Meilen von Quito, nebst verschiedenen andern Denkmahlen von der Geschicklichkeit der alten Einwohner dieses Landes. Was die grünen Steine betrifft, so werden sie alle Tage seltener, so wohl, weil die Indianer, welche viel darauf halten, sie nicht gerne verkaufen, als auch, weil eine große Menge derselben nach Europa gegangen ist.

Den 4ten bekamen wir auf der nordlichen Seite einige Gebürge, welche zwölf bis funfzehn Meilen in das Land hinein lagen, zuerst deutlich zu Gesichte. Dies war für uns ein neuer Anblick, da wir von dem Pongo an zween Monate geschifft hatten, ohne den geringsten Hügel

zu

zu ſehen. Diejenigen, welche wir entdeckten, waren die vorderſten Hügel einer langen Reihe Gebürge, welche ſich von Oſten nach Weſten erſtreckt, und deren Spitzen die Theilungspunkte der Gewäſſer in Guiana ſind. Diejenigen, welche von der nordlichen Seite herunterlaufen, geben den Flüſſen auf der Cayenniſchen und Surinamiſchen Küſte ihren Urſprung; und die andern, welche ſüdwärts gehen, verlieren ſich nach einem kurzen Laufe in dem Amazonen-Fluſſe. In dieſe Gebürge haben ſich zufolge der Erzählungen, die man im Lande hört, die Amazonen des Orellana begeben. Man trägt ſich auch mit noch andern mündlichen Nachrichten, die eben ſo gemein ſind, und davon man einen ſtärkern Beweis zu haben vorgiebt, nämlich, daß in dieſen Gebürgen ſehr viele Erzgruben von allerhand Metallen ſeyn ſollen. Allein dieſer letzte Punkt iſt ſo wenig ausgemacht, als der erſte, ob er gleich ſonſten ſo beſchaffen iſt, daß er einen größern Haufen neugieriger Leute reizen könne.

Den 5ten des Abends beobachtete ich bey dem Untergange der Sonne die Abweichung der Magnetnadel, welche fünf und einen halben Grad von Norden gegen Oſten war. Weil ich nirgends an das Land ſteigen konnte, ſo ſtellete ich meine Beobachtung auf dem Stamme eines mit den Wurzeln ausgeriſſenen Baumes an, welchen der Strom auf das Ufer des Fluſſes getrieben hatte. Wir maßen denſelben aus Neugierigkeit, und befanden, daß ſeine Länge zwiſchen den Wurzeln und Aeſten 84 Schuhe, und der Um-

kreis 24 Schuhe betrug, ob er gleich vertrocknet und die Rinde davon gefallen war. Aus diesem, welchen uns hier ein Zufall finden ließ, ferner aus der Größe der Pyrogen, von denen ich schon geredet habe, und die aus dem Stamme eines einigen Baumes gehauen sind, imgleichen aus einem Tische von einem einzigem acht bis neun Fuß langen und fünf und einen halben breiten Stücke eines harten und glatten Holzes, welchen wir hernach bey dem Statthalter zu Para sahen, kann man urtheilen, wie hoch und schön das Holz an dem Marañon und vielen Flüssen, die sich in denselben ergießen, seyn müsse.

Den 6ten bey dem Anfange der Nacht verließen wir den vornehmsten Canal des Amazonen-Flusses, dem Fort Paru gegenüber, welches auf dem nordlichen Ufer lieget, und von den Portugiesen aus den Ueberbleibseln einer alten Holländischen Schanze gebauet worden ist. Damit wir nicht nöthig haben mögten allhier über den Fluß Xingu in seiner Mündung, wo viele Boote zu Grunde gegangen sind, zu fahren; so giengen wir aus dem Amazonen-Flusse in den Xingu durch einen natürlichen Canal, welcher die beyden Flüsse vereiniget. Die Inseln, welche die Mündung des Xingu in verschiedene Canäle zertheilen, verhinderten mich dessen Breite geometrisch auszumessen. Aber dem Augenscheine nach beträgt sie nicht weniger als eine Meile. Dies ist eben derselbe Fluß, welchen der Pater Acuña, * Paranaiba, und der Pater Fritz

*) Die Flüsse haben in verschiedenen Sprachen verschiedene Namen.

Fritz in seiner Karte Aoripana nennet. Xingu ist der Indianische Name eines Dorfes, allwo eine Mission ist, die sich etliche Meilen den Fluß herauf erstrecket. Derselbe kommt eben so, als der Topayos aus den Brasilischen Erzgebürgen. Er hat einen Wasserfall sieben bis acht Tagereisen über seiner Mündung; jedoch ist er dem ohngeachtet schiffbar, und man fähret denselben über zween Monate lang herauf. Auf seinen Ufern findet man zweyerley Gattungen von Gewürzbäumen, davon der eine Cuchiri, und der andere Puchiri heißt. Ihre Frucht hat fast die Größe einer Olive; man reibet sie als Muscatennüsse und gebraucht sie eben so wie diese. Die Rinde des ersten hat den Geschmack und den Geruch einer Gewürznelke, welche die Portugiesen Cravo nennen; und daher kommt es, daß der Baum welcher diese Rinde trägt, von den Franzosen in Cayenne durch eine verdorbene Aussprache Krabbenholz * genannt wird. Wenn wir nicht so viele Gewürze aus Ost-Indien bekämen, welche unserm Mangel in diesem Stücke völlig abhelfen; so würden diese in Europa vielleicht bekannter seyn. Man gebraucht sie inzwischen in Italien und England zu verschiedenen starken Getränken, welche daraus gemacht werden.

Nach der Vereinigung des Xingu mit dem Amazonen-Flusse wird die Breite dieses letztern so groß, daß man von einem Ufer das andere nicht würde sehen können, wenn die großen Inseln, die auf einander folgen,

*) Bois de Crabe.

dem Gesichte einen freyen Raum vergönneten. Hier wurden wir zuerst die Mustiken, Maringoinen und allerley Arten von Mücken gänzlich los, welche uns wärend unserer Schifffahrt die größeste Beschwerlichkeit verursachet hatten. Sie sind so unerträglich, daß die Indianer selbst nicht ohne ein Gezelt von baumwollener Leinwand reisen, um sich in der Nacht vor diesem Geschmeiße zu beschützen. Zu gewissen Zeiten und an gewissen Oertern, insonderheit aber in dem Lande der Omaguas, ist man beständig mit einer dicken Wolke dieses fliegenden Ungeziefers umgeben, dessen Stiche ein überaus großes Jücken verursachen. Es ist ein gewisser und merkwürdiger Umstand, daß man dasselbe von der Mündung des Xingu an nicht mehr antrifft; zum wenigsten siehet man davon kaum eines an dem rechten Ufer des Amazonen-Flusses herunterwärts, da inzwischen das entgegengesetzte Ufer damit unaufhörlich geplaget ist. Nachdem ich diesem etwas nachgedacht und die Lage der Oerter untersucht hatte, so urtheilte ich, daß dieser Unterscheid aus der veränderten Richtung des Laufes, den der Fluß an dieser Stelle nimmt, herrührte. Er wendet sich nordwärts, und der Ostwind, welcher dort fast beständig gehet, treibet dieses Ungeziefer vermuthlich auf das westliche Ufer.

Den 9ten des Morgens kamen wir bey der Portugiesischen Festung Curupa an, welche die Holländer, als sie Herren von Brasilien waren, gebauet hatten. Der Königliche Befehlshaber * empfieng uns mit außerordent-

* Joseph de Souza e Menezes.

ordentlichen Ehrenbezeugungen. Die drey Tage, die wir uns hier aufhielten, waren ein beständiges Fest, und er bewirthete uns mit einer Pracht, welche einer Verschwendung ähnlich war, und welche das Land nicht zu versprechen schien. Curupa ist eine kleine Portugiesische Stadt, wo keine andere Indianer als nur die Sklaven der Einwohner sind. Sie liegt sehr angenehm in einem erhabenen Erdreiche an dem südlichem Ufer des Flusses acht Tagereisen über Para.

Von Curupa an, wo die Ebbe und Flut sehr merklich wird, gehen die Fahrzeuge allein durch Hülfe des Ab- und Zuflusses der See fort. Einige Meilen unter diesem Orte sondert sich ein kleiner Arm des Amazonen-Flusses, Tagipuru genannt, von dem großen nordwärtsgehenden Canale ab. Er nimmt einen ganz entgegen gesetzten Weg nach Süden, und fließt um die große Insel Joanes oder Marayo, welche in allen Karten unrichtig vorgestellet wird. Von da kommt er von Osten nach Norden zurücke, indem er einen halben Zirkel beschreibt, und verlieret sich bald gleichsam in einem Meere, welches der Zusammenlauf vieler großen Flüsse, die er nach und nach antrifft, entstehen läßt. Die vornehmsten darunter sind erstlich Rio de dos Bocas, d. i. der Fluß mit zwoen Mündungen, welcher aus der Vereinigung der Flüsse Guanapu und Pacajas entstehet. Er ist in seiner Mündung über zwo Meilen breit und alle alten Karten, sowohl als Laet, nennen ihn den Fluß Para. Zum andern ist der Fluß

der Tocantiner merkwürdig, welcher noch breiter als der vorhergehende ist. Man braucht viele Monate Zeit, um denselben heraufzuschiffen; er kommt, gleich wie der Topayos und Xingu aus den Brasilischen Erzgebürgen, wovon er einige Stücken in seinem Sande mit sich führet. Endlich muß ich des Flusses Muju gedenken, welchen ich zwo Meilen in das Land hinein 749 Klaftern breit befunden habe. Wir trafen auf demselben eine königliche Portugiesische Fregatte an, welche denselben mit ausgespanneten Segeln heraufführ, um viele Meilen weiter hinauf schönes und sonst überall kostbares Tischerholz zu hohlen. Auf dem östlichen Ufer des Muju liegt die Stadt Para gleich unter der Mündung des Flusses Capim, welcher eben einen andern Namens Guama zu sich genommen hat. Man darf nur die Augen auf eine Karte werfen, um sich einen deutlichen Begriff von der Lage dieser Stadt an dem Zusammenlaufe so vieler Flüsse zu machen. Man wird daraus erkennen, daß die Einwohner Recht haben, wenn sie sich weit von dem Ufer des Amazonen-Flusses entfernet zu seyn glauben, aus welchem aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ein einziger Tropfen die Mauren ihrer Stadt berühret; fast eben so wie man sagen kann, daß das Wasser der Loire nicht nach Paris komme, ob sie gleich mit der Seine durch den Canal zu Briare eine Gemeinschaft hat. Man kann in der That glauben, daß die große Menge des fließenden Gewässers, welches das feste Land Para von der Insel Joanes trennet, nicht merklich vermindert werden würde, wenn auch gleich die Gemeinschaft

dieser

dieser Gewässer mit dem Amazonen-Flusse durch die Verstopfung oder Abweichung des kleinen Arms dieses Flusses gehemmet würde, welcher gleichsam Besitz von allen diesen Flüssen nimmt, indem er sie ihre Namen verlieren läßt. Alles dieses ist vielleicht ein bloßer Wortstreit; und ich werde daher, um mich der einmahl angenommenen Sprache gemäß auszudrucken, gleichfalls sagen, daß Para an der östlichen Mündung des Amazonen-Flusses liegt. Es ist genug, daß ich mich erkläret habe, wie dieses zu verstehen sey.

Ich ward von Curupa nach Para geführet, ohne daß man mich gefraget hätte, welchen Weg ich nehmen wollte. Ich fuhr zwischen Inseln durch enge und sich oft in die Krümme wendende Canäle, welche von einem Flusse zum andern gehen, und mittelst deren man die Gefahr vermeidet, welcher man ausgesetzet ist, wenn man über ihre Mündungen fahren muß. Jedoch dies, was zu meiner Sicherheit gereichte, und welches überdem einem andern Reisenden sehr bequem gewesen seyn würde, ward mir als einem, dessen Hauptendzweck die Verfertigung meiner Karte war, überaus beschwerlich. Ich muste meine Aufmerksamkeit verdoppeln, um den Faden meiner Wege in diesem verwirreten Labyrinthe unzählicher Inseln und Canäle nicht zu verlieren.

Ich habe bisher weder von den besondern Fischen, welche man in dem Amazonen-Flusse findet, noch von den verschiedenen Gattungen seltsamer Thiere geredet, welche

man auf seinen Ufern siehet. Dieser einzige Punkt würde den Stoff zu einem ganzen Werke abgeben, und diese Untersuchung allein würde eine eigene Reise, und einen Mann, der sonst mit nichts beschäftiget wäre, erfordern. Ich werde nur von den allermerkwürdigsten etwas gedenken.

Ich zeichnete zu St. Paul d' Omaguas den grösten unter den in süßem Wasser bekannten Fischen nach der Natur ab. Die Spanier und Portugiesen nennen ihn den Meerochsen oder Ochsfisch, welchen man nicht mit dem Phoca oder Meerkalbe vermengen muß. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, frisset Gras auf den Ufern des Flusses; sein Fleisch und Fett sind dem Kalbsfleisch und Fette sehr ähnlich. Das Weibchen hat Zitzen, womit es seine Jungen säugt. Einige haben die Aehnlichkeit dieses Fisches mit dem Ochsen noch vollständiger gemacht und ihm Hörner beygelegt, womit ihn die Natur nicht versehen hat. Eigentlich gehöret er nicht zu den Thieren, die beydes im Wasser und auf dem Lande leben; denn er gehet niemahls ganz aus dem Wasser, und kann es auch nicht thun; weil er nur dicht an dem Kopfe zwo sechszehn Zolle lange Floßfedern hat, welche wie kleine Flügel aussehen, und die bey ihm an statt der Arme und der Füße sind. Er steckt nur eben seinen Kopf aus dem Wasser, um das Kraut auf dem Ufer zu erreichen. Derjenige, welchen ich abzeichnete, war ein Weibchen; seine Länge betrug sieben und einen halben Schuh, und seine größeste Dicke zween Schuhe königliche Maaße. Nach

der

der Zeit habe ich noch größere geſehen. Die Augen dieſes Thiers haben gar keine Verhältniß mit der Größe ſeines Cörpers; ſie ſind rund und halten im Durchſchnitte nicht mehr als drey Linien. Die Oeffnung ſeiner Ohren iſt noch kleiner, und ſcheinet nicht größer als ein mit einer Stecknadel gemachtes Loch zu ſeyn. Einige haben geglaubt, daß dieſer Fiſch ſich nur in dem Amazonen-Fluſſe befände: allein er iſt in dem Orenok eben ſo gemein. Man trifft ihn auch, obgleich nicht ſo häufig in dem Oyapok und in verſchiedenen andern Flüſſen um Cayenne und der Küſte von Guiana, ja vermuthlich auch an andern Oertern an. Es iſt eben der Fiſch, welchen man zu Cayenne und auf den Franzöſiſchen Inſeln in America Lamentin nennet; aber wie ich dafür halte, von einer etwas verſchiedenen Art. Man findet ihn nicht in dem hohen Meere; er läßt ſich ſo gar ſelten bey den Mündungen der Flüſſe ſehen; allein man fängt ihn weiter als tauſend Meilen von der See in den meiſten großen Flüſſen, welche ſich mit dem Marañon vereinigen, als in dem Guallaga, dem Paſtaſſa ꝛc. ꝛc. In dem Marañon wird er nur von dem Pongo bey Borja, wovon wir geredet haben, aufgehalten. Allein dieſes iſt keine Hinderniß für einen andern Fiſch Namens Mirano, der ſo klein, als der andere groß iſt, und von denen viele keinen Finger lang ſind. Sie kommen alle Jahre häufig zu Borja an, wenn das Waſſer gegen das Ende des Brachmonats anfängt niedriger zu werden. Sie haben ſonſt nichts beſonderes, als die Kraft, mit welcher ſie gegen den Strom ſchwimmen. Gleichwie

das enge Bette des Flusses sie nothwendiger Weise nahe bey dem Passe versammlet; also siehet man sie von einem Ufer bis zu dem andern schwimmen, und auf einem von diesen beyden wechselsweise die Gewalt des Wassers überwinden, mit welcher sich dasselbe in den Canal herunterstürzet. Man fängt sie mit der Hand, wenn das Wasser niedrig ist, in den Höhlen der in dem Pongo befindlichen Felsen, in denen sie sich ausruhen, um neue Kräfte zu bekommen, und deren sie sich als Leiterſprossen bedienen, um weiter heraufzugehen.

Ich habe in den Gegenden von Para eine Gattung Lampreten gesehen, welche gleichwie die gemeinen Lampreten mit einer großen Anzahl Löcher durchbohret sind, die aber überdem die Eigenschaft des Krampffisches haben. Derjenige welcher sie mit der Hand, oder auch nur mit einem Stock berühret, empfindet ein schmerzliches Erstarren in dem Arme, und fällt davon, wie man sagt, zuweilen gar zu Boden. Dieses letztere habe ich niemahls gesehen. Der Herr von Reaumur hat das Geheimniß der verborgenen Ursache entdecket, welche diese wunderbare Würkung in dem Krampffische hervorbringet.*

Die Schildkröten in dem Amazonen-Flusse werden zu Cayenne sehr gesucht, weil man sie für niedlicher als alle andern hält. Man findet sie an diesem Flusse von ver-

*) Man sehe les Memoires de l' Academie des Scienees de l' annee 1714.

verschiedener Größe und verschiedener Art, auch in einer so großen Menge, daß sie und ihre Eyer hinlänglich seyn könnten alle Einwohner an den Ufern des Flusses zu ernähren. Es giebt auch einige Landschildkröten, die in der Brasilischen Sprache Jabutis heissen, und welche man zu Para den übrigen Gattungen vorziehet. Alle mit einander, und insonderheit diese letztern erhalten sich viele Monate außer dem Wasser und ohne merkliche Nahrungsmittel. Es scheinet, daß die Natur der Faulheit der Indianer zu Hülfe, und ihren Nothwendigkeiten zuvorgekommen sey. Die Seen und Moräste, welche man bey jedem Tritte an dem Ufer des Amazonen-Flusses und zuweilen ziemlich weit in dem Lande antrifft, werden mit Fischen von allen Gattungen zu der Zeit, wenn der Fluß anwächset, erfüllet; und wenn derselbe wieder niedrig wird, so bleiben sie darinnen, als in Teichen oder natürlichen Fischbehältern eingeschlossen, wo man sie mit der größten Bequemlichkeit fängt.

In der Landschaft Quito, in den verschiedenen Ländern, welche der Amazonen-Fluß durchströmet, zu Para und in Cayenne findet man verschiedene Arten von Pflanzen, welche von den in Europa bekannten ganz unterschieden sind; denn ihre Blätter oder Wurzeln haben die Eigenschaft die Fische zu berauschen, wenn man sie in das Wasser wirft. Die Fische schwimmen in diesem Zustande auf dem Wasser, und man kann sie mit Händen greifen. Die Indianer fangen mittelst dieser Pflanzen und

der

der Pfähle, womit sie den Eingang der kleinen Flüsse versperren, deren so viel als sie wollen. Sie räuchern sie auf gewissen zusammengelegten Stöcken, um sie zu erhalten. Selten gebrauchen sie Salz zu diesem Ende; inzwischen graben die Einwohner in Maynas Bergsalz aus einem nahe an dem Guallaga liegenden Gebürge. Die den Portugiesen unterworfene Indianer holen es von Para, wohin es aus Europa gebracht wird.

Die Crocodille sind überall in dem Amazonen-Flusse, ja auch in den meisten Flüssen, die er zu sich nimmt, sehr gemein. Man findet zuweilen einige, die zwanzig Schuhe lang sind; und vielleicht giebt es noch größere. Ich hatte ihrer schon eine große Anzahl auf dem Flusse Guayaquil gesehen. Sie bleiben ganze Stunden und Tage auf dem Schlamme liegen und strecken sich an der Sonne unbeweglich aus. Man würde sie für Stämme von Bäumen oder lange Stücken Holz, die mit einer rauhen und vertrockneten Rinde bedeckt sind, ansehen. Weil die in dem Amazonen-Flusse nicht sehr gejagt und verfolget werden, so fürchten sie sich wenig vor den Menschen. Zu der Zeit der Ueberschwemmungen kommen sie zuweilen in die Hütten der Indianer; und man hat mehr als ein Exempel, daß dieses grausame Thier einen Menschen in dem Angesichte seiner Gefehrten aus einem Kahne weggenommen und verschlungen hat, ohne daß man ihm hätte zu Hülfe kommen können.

Der gefährlichste Feind des Crocodils, und vielleicht der einzige, der das Herz hat, es mit ihm aufzunehmen, ist

ist der Tyger. Ihr Kampf muß ein ganz besonderes Schauspiel seyn; aber nur ein glücklicher Zufall kann jemanden Gelegenheit verschaffen es mit anzusehen. Die Indianer erzählen davon folgende Umstände. Der Crocodill steckt seinen Kopf aus dem Wasser, um den Tyger, wenn er an dem Ufer des Flusses trinken will, zu ergreifen, so wie er es in gleichen Fällen mit den Ochsen, Pferden, Mauleseln und allem, was ihm vorkommt, zu machen pflegt. Der Tyger schlägt seine Klauen dem Crocodill in die Augen, weil dieselben wegen der Härtigkeit seiner Schuppen die einzige Stelle sind, wo er ihm schaden kann. Allein dieser taucht sich darauf in das Wasser und ziehet den Tyger mit sich herunter, welcher lieber ersäuft, als daß er seinen Feind fahren lassen sollte. Die Tyger, welche ich in America gesehen habe, und welche daselbst in allen warmen und mit Holze angefülleten Ländern gefunden werden, schienen mir den Africanischen weder an Größe noch Schönheit etwas nachzugeben. Es giebt davon eine Art, deren Fell braun und ohne Flecken ist. Die Indianer sind sehr geschickt die Tyger mit dem Sponton oder halben Pike, so ihr gewöhnliches Gewehr ist, anzugreifen.

Ich habe nur in der Provinz Quito, aber nicht an dem Amazonen-Flusse das Thier angetroffen, welches die Indianer in ihrer Sprache Puma, und die Spanier in America einen Löwen nennen. Ich weiß nicht, ob es diesen Namen verdienet; das Männchen hat keine Mähne, und ist weit kleiner als die Africanischen Löwen. Ich habe es nicht lebendig, sondern nur mit Stroh ausgestopft gesehen.

Es

Es würde eben nichts sonderbares seyn, daß die Bären, welche sich gemeiniglich nur in kalten Ländern aufhalten, und welche man in verschiedenen Gebürgen in Peru antrifft, in den Wäldern an dem Marañon, wo der Himmelsstrich so verschieden ist, nicht gefunden werden sollten. Unterdessen habe ich ein gewisses Thier Namens Ucumari nennen gehört, und dieses ist eben der Indianische Name des Bären in der Peruanischen Sprache. Ich habe keine zuverläßige Nachricht einziehen können, ob es eben dieses Thier sey.

Das Elendthier, welches man in einigen waldigten Gegenden der großen Gebürge bey Quito antrifft, ist weder in den Wäldern an dem Amazonen-Flusse, noch in Guiana was seltenes. Ich gebe hier den Namen Elend demjenigen Thiere, welches den Spaniern und Portugiesen unter dem Namen Danta bekannt ist. In der Peruanischen Sprache wird es Uagra, in der Brasilischen Tapiira, und in der Galibischen auf der Küste von Guiana Maypuris genannt. Weil das nicht weit von der Insel Cayenne liegende feste Land einen Theil von den Ländern ausmacht, welche der Amazonen-Fluß durchströmet, und mit den von diesem Flusse bewässerten Landschaften grenzet, so findet man in beyden sehr viele von diesen Thieren.

Ich habe, als ich durch das Land der Yameos reisete, ein gewisses Wiesel abgezeichnet, welches leicht zahm wird. Ich konnte den Namen, welchen es führen soll,

weder

weder aussprechen noch schreiben. In den Gegenden von Para, wo man es Coati, in der Brasilischen Sprache nennet, habe ich es nachher gleichfalls gefunden. Laet meldet auch etwas davon.

Die Affen sind bey den Indianern an dem Amazonen-Flusse das gewöhnlichste Wildpret, und welches am meisten nach ihrem Geschmacke ist. In meiner Schifffahrt habe ich ihrer allenthalben so viele gesehen und von so vielen verschiedenen Gattungen derselben reden gehöret, daß die Benennung derselben allein sehr lang seyn würde. Einige derselben sind so groß, als ein Windhund, und andere so klein als eine Ratze. Ich will hier nichts von der kleinen Art gedenken, welche unter dem Namen Sapajour bekannt sind, sondern von andern noch kleinern, die sich schwer zahm machen lassen. Ihr Haar ist lang, glänzend, und hat gemeiniglich eine Castanienfarbe, und zuweilen rothfahle Flecken. Ihr Schwanz ist zweymahl so lang als der Leib, der Kopf klein und viereckig; die Ohren sind spitzig als der Hunde und Katzen ihre, und von der andern Affen ihren ganz unterschieden; denn mit diesen haben sie wenig Aehnlichkeit, sondern sehen vielmehr als ein kleiner Löwe aus. Man nennet sie zu Maynas Pinches, und zu Cayenne Tamarins. Ich habe verschiedene derselben gehabt, die ich nicht erhalten konnte. Sie sind von der Gattung, welche in der Brasilischen Sprache Sahuins, und im Französischen mit einer verdorbenen Aussprache Sagoins genannt werden. Laet redet von ihnen und führet den l'Ecluse und Lery an. Derjenige,

den

den der Statthalter zu Para mir geschenket hatte, war der einzige in seiner Art, den man im Lande gesehen hat. Das Fell auf seinem Leibe war silberfärbig, und sahe wie die schönsten weißgelben Hauptharе aus; sein Schwanz hatte eine glänzende Castanienfarbe, welche ein wenig in das schwarze fiel. Es befand sich an demselben noch eine andere merkwürdigere Seltenheit. Seine Ohren, seine Backen und Schnauze hatten eine so lebhafte Röthe, daß man sich kaum einbilden konnte, diese Farbe wäre natürlich. Ich habe ihn ein Jahr lang erhalten, und er lebte noch, als ich dieses fast im Gesichte der Französischen Küste schrieb, wohin ich ihn gerne lebendig gebracht hätte. Ungeachtet der beständigen Vorsicht, welche ich brauchte, ihn vor der Kälte in acht zu nehmen, hat die rauhe Jahreszeit ihn vermuthlich um das Leben gebracht. Weil ich auf dem Schiffe keine Gelegenheit hatte, ihn in dem Ofen auf die Weise zu dörren, welche der Herr von Reaumur ersonnen hat die Vögel zu erhalten, so bestund alles was ich thun konnte darin, daß ich ihn in Brandtewein erhielte. Dieses wird vielleicht genug seyn, um zu beweisen, daß ich in dieser Beschreibung nicht zu viel gesagt habe.

Es sind noch viele andere seltsame Thiere, die aber gröstentheils schon beschrieben sind, und die man in verschiedenen Americanischen Ländern findet, als z. E. verschiedene Arten von wilden Schweinen und Caninchen, der Pak, der Tamanduha*, das Stachelschwein, das faule Thier, der Tatu oder Armadille und viele andern, von denen ich

*) Ein Thier, welches die Ameisen frißt.

ich einige abgezeichnet habe. Einige hat der Herr von Morainville abgezeichnet, und sie sind in den Händen des Herrn Godin geblieben.

Man wird sich nicht verwundern, daß in so warmen und feuchten Ländern, als diejenigen sind, wovon ich rede, allerhand Arten kleine und große Schlangen gemein sind. Ich habe, ich weiß nicht in welcher Reisebeschreibung gelesen, daß die an dem Amazonen-Flusse kein Gift haben. So viel ist gewiß, daß einige darunter gar nicht schädlich sind; allein, es ist auch richtig, daß es viele giebt, deren Biß fast allezeit tödtlich ist. Eine von den gefährlichsten ist die Klapperschlange, welche genugsam bekannt ist. Dergleichen ist auch eine andere Schlange, Coral genannt, welche wegen der Verschiedenheit und Lebhaftigkeit ihrer Farben merkwürdig ist. Allein die seltenste und sonderbarste unter allen ist eine große Schlange, welche 25 bis 30 Schuhe in der Länge und über einen Schuh, wie man versichert, in der Dicke hat. Sie lebet so wohl auf dem Lande, als in dem Wasser. Die Indianer zu Maynas nennen sie Yacu Mama oder Mutter des Wassers, und sie soll sich gemeiniglich in den großen Seen aufhalten, welche aus dem Ueberlaufen des Flusses in dem Lande entstehen. Man erzählet davon Dinge, an welchen ich noch zweifeln würde, wenn ich auch glaubte sie selbst gesehen zu haben. Ich wage es auch nicht sie hier zu wiederholen, als nach dem Zeugnisse eines neuen schon angeführten Schrifftstellers*, welcher sie sehr

*) Es ist der Verfasser des Orinoco illustrado.

ernsthaft erzählet. Diese ungeheure Schlange verschlinget nicht allein nach den Berichten der Indianer ein ganzes Rehe, sondern sie sagen auch, daß sie durch ihren Athem die sich ihr nahenden Thiere mit einer Gewalt, der sie nicht wiederstehen könnten, an sich ziehe und sie auffresse. Verschiedene Portugiesen von Para wollten mir fast eben so unwahrscheinliche Dinge von einer andern großen Schlange weißmachen, welche die Menschen mit ihrem Schwanze tödten soll. Ich vermuthe, daß es eben die Gattung ist, welche man in den Wäldern auf der Insel Cayenne findet. Die ganze Sache, wovon so viel Wesens gemacht wird, läuft darauf hinaus, und die Erfahrung bezeuget es, daß jemand von derselben ohne Gefahr könne gebissen werden und die Merkmahle davon auf dem Leibe tragen; obgleich ihre Zähne so beschaffen sind, daß sie einem gar wohl ein Schrecken einjagen können. Ich habe zwo Häute derselben mitgebracht, davon die eine, so zusammengetrocknet sie auch ist, nicht vielweniger als 15 Schuhe in der Länge, und mehr als einen in der Weite hat. Sonder Zweifel giebt es deren noch größere. Diese Häute und verschiedene andere Merckwürdigkeiten der Naturgeschichte habe ich den Herren Jesuiten zu Cayenne, dem Commissario des Seewesens Herrn de Lille Adam, dem königlichen Arzte Herrn Artur, und verschiedenen Officieren der Besatzung zu danken.

Der Wurm welchen die Einwohner in Maynas Suglacuru, und die in Cayenne Macake nennen, wächst

wächst in dem Fleische der Thiere und der Menschen. Er wird so groß als eine Bohne, und verursachet einen unerträglichen Schmerz. Es ist ein seltenes Ungeziefer. Ich habe zu Cayenne den einzigen, welchen ich gesehen habe, abgezeichnet und den Wurm selbst in Spiritus aufgehoben. Man sagt, daß er in der Wunde, die durch den Stich einer Art Mustiken oder Maringoinen verursachet wird, entstehe: allein das Thier, welches das Ey legt, ist bisher nicht bekannt.

Die Fledermäuse, welche den Pferden, den Maulesseln und den Menschen selbst, wenn sie sich nicht davor in acht nehmen und unter einem Gezelte schlafen, das Blut aussaugen, sind eine gemeine Geißel der meisten warmen Länder in America. Es giebt einige, die erschrecklich groß sind: sie haben zu Borja und an verschiedenen andern Orten das Rindvieh, welches die Missionarien dahingebracht hatten und schon anfieng sich zu vermehren, gänzlich aufgerieben.

Die Anzahl der verschiedenen Gattungen von Vögeln in den Wäldern an dem Marañon scheinet die wilden Thiere noch zu übertreffen. Man merket von ihnen an, daß fast keiner unter denselben einen angenehmen Gesang habe; der Glanz und die Verschiedenheit der Farben in ihrem Gefieder macht sie vornehmlich betrachtungswürdig. Nichts kommt der Schönheit der Federn des Colibri gleich, welcher sich in America in dem ganzen heißen Erdstriche befindet, und wovon viele Schriftsteller gehandelt haben.

Ich will hier nur anmerken, daß ob man gleich insgemein dafür hält, daß er nur in den heißen Ländern zu finden sey, ich jedoch keine so große Menge davon gesehen habe, als in den Gärten zu Quito, wo die mäßige Witterung mehr der Kälte, als der großen Hitze nahe kommt. Der Tucan, welcher einen rothen und gelben nach Verhältniß seines Leibes erschrecklich großen Schnabel hat, und dessen Zunge, die einer zarten Feder ähnlich ist, der gemeinen Sage nach große Tugenden haben soll, ist in dem Lande, von welchem ich rede, auch nichts sonderbares. Es giebt hier unzählbare Arten von Papagayen und Aras, die sowohl in Ansehung der Größe, als der Farbe und Gestalt unterschieden sind. Die seltensten unter den Papageyen, sind die ganz gelben, welche an der Spitze der Flügel etwas grünes haben. Ich habe nur zu Para zween von dieser Art gesehen. Man kennet dort keine von der grünen Art, welche an den Enden der Flügel feuerroth und in Guinea so gemein sind.

Die Maynas, die Omaguas und verschiedene andere Indianer machen einige Arbeiten von Federn; aber sie kommen weder in der Kunst noch in der Nettigkeit denenjenigen bey, weche die Mexicaner verfertigen.

Die Indianer an dem Oyapok besitzen die Geschicklichkeit, den Papageyen mittelst der Kunst natürliche Farben zu geben, welche von denen, die sie von der Natur bekommen haben, unterschieden sind. Sie ziehen ihnen die Federn aus und reiben sie mit dem Blute gewisser

Frö-

Frösche; und das nennt man in Cayenne einen Papagayen tapiriren. Vielleicht bestehet das Geheimniß bloß darin, daß die Stelle, welche befiedert gewesen ist, mit einer scharfen Feuchtigkeit benetzet werde. Vielleicht sind auch diese Zubereitungen gar nicht nöthig, und es kommt dabey auf einen Versuch an. In der That scheinet es nicht etwas ungewöhnlichers zu seyn, daß man bey einem Vogel rothe oder gelbe Federn an statt der grünen, die man ihm ausgezogen hat, wieder wachsen siehet, als man auf dem Rücken eines verwundeten Pferdes wahrnimmt, daß an statt des schwarzen weißes Haar wieder hervorkommt.

Unter vielen sonderbaren Vögeln habe ich zu Para einen von der Größe einer Gans gesehen, dessen Gefieder nichts besonders hat; allein oben auf den Flügeln hat er einen sehr scharfen Sporn oder Horn, welches einem großen Dornenstachel von einem halben Zolle in der Länge gleich ist. Ueberdem hat er auch über dem Schnabel ein anderes kleines Horn, welches dünne und biegsam, und so lang als ein Finger ist. In der Brasilischen Sprache heißt er Cahuitahu, welcher Name sein Geschrey nachahmet.

Der von den Spaniern in der Provinz Maynas so genannte Trompeter ist eben derselbe Vogel, welcher zu Para und in Cayenne Agami heißt. Er ist sehr zahm und hat nichts besonderes, als das Geschrey,

welches er zuweilen macht, und welches die Ursache ist, daß man ihn den Trompeter-Vogel genannt hat. Einige haben diesen Schall unrecht für einen Gesang oder Gezwitscher gehalten. Es scheinet, daß solcher Schall in einem Gliede, welches von dem Halse ganz unterschieden und ihm gerade entgegen gesetzt ist, formiret werde.

Der berühmte Vogel, welcher in Peru Contur, und mit einer verdorbenen Aussprache Condor genannt wird, welchen ich in verschiedenen Orten in den Gebürgen der Landschaft Quito gesehen habe, wird, wenn dasjenige, was man mir gesagt hat, wahr ist, auch in den Ländern an dem Nieder-Marañon gefunden. Ich habe deren einige über einer Heerde Schafe schweben gesehen, und wie es schiene, verhinderte sie der Anblick des Schäfers, etwas zu unternehmen. Es ist eine überall ausgebreitete Meynung, daß dieser Vogel einen Rehbock weggetragen, und zuweilen ein Kind geraubet habe. Man sagt, daß die Indianer ihm zur Lockspeise ein von einem sehr klebrigten Leime in der Form eines Kindes gemachtes Bild darstellen, auf welches er mit einem schnellen Fluge schießt, und seine Klauen dergestallt dareinschlägt, daß es ihm unmöglich fällt sich davon wieder loszumachen.

Den 19ten September fast vier Monate nach meiner Abreise von Cuenca, bekam ich Para zu sehen, welches die Portugiesen Groß-Para, das ist in der Brasilischen Sprache, den großen Fluß nennen. Wir stiegen in

in

in einer dem Jesuiter-Collegio zugehörigen Wohnung an das Land. Der Provinzial P. Joseph de Souza empfieng uns daselbst, und der Rector P. Juan Ferreyra behielt uns dort 8 Tage. Er verschaffte uns alle Ergötzlichkeiten auf dem Lande, bis daß man uns eine Wohnung in der Stadt zubereitet hatte. Als wir den 27ten zu Para anlangten, so fanden wir ein bequemes und mit allem Geräthe reichlich versehenes Haus, mit einem Garten, aus welchem man den Horizont des Meers sehen konnte, und der eine solche Lage hatte, als ich sie zur Bequemlichkeit meiner Beobachtungen verlangen konnte. Der Statthalter und General-Capitain * der Provinz nahm uns auf eine Art auf, welche wir aus den Verordnungen, die er auf unserer Reise an die Commendanten der Festungen ertheilet hatte, und aus seinen Empfehlungsschreiben an die Provinzialen der verschiedenen Missionarien, zu welchen wir gekommen waren, vorher hatten vermuthen können.

Wir glaubten, da wir zu Para aus den Wäldern um den Amazonen-Fluß ankamen, daß wir nach Europa versetzt wären. Wir fanden hier eine große Stadt, gerade Gassen, angenehme Häuser, die gröstentheils seit 30 Jahren von Steinen gebauet worden, und prächtige Kirchen.

Die unmittelbare Handlung der Stadt Para mit Lissabon, von da alle Jahre eine Kauffahrteyflotte an-

*) Sein Titel ist: Excellentissimo Sennor Ioan de Abreu e Castelbranco, Governador e Capitam general do Estado do Maranham.

kommt, giebt wohlhabenden Leuten Gelegenheit, sich mit allen Bequemlichkeiten zu versehen. Sie tauschen die Europäischen Waaren gegen diejenigen ein, welche das Land hervorbringt. Dergleichen sind außer einigem Goldstaube, welcher aus dem innersten des Landes an der Brasilischen Seite hergebracht wird, alle verschiedene Gewächse so wohl an denen Flüssen, welche sich in den Marañon ergießen, als an diesem Flusse selbst; als z. E. die Rinde des Nagelholzes, die Sassaparille, die Vanille, der Zucker, Caffee und vornehmlich Cacao, welche die gangbare Münze des Landes und der Reichthum der Einwohner ist.

Die Breite von Para war vermuthlich niemahls zu Lande beobachtet werden, und man versicherte mich, als ich daselbst ankam, daß ich mich gerade unter der Mittellinie befände. In der Karte des Pater Fritzens ist diese Stadt unter den ersten Grad südlicher Breite gesetzet. Ich habe aus vielen übereinstimmenden Beobachtungen einen Grad 28 Minuten gefunden, welches von der Breite in Laets Karte nicht merklich unterschieden ist; und doch hat, so viel ich weiß, keiner von den nachherigen Erdbeschreibern sich nach derselben gerichtet. In den neuen Portugiesischen Seekarten findet man Para unter dem ersten Grade 40 Minuten. Was die Länge des Orts betrifft, so bin ich im Stande dieselbe aus einer Mondfinsterniß, welche ich daselbst den 1sten November 1743 beobachtete, und aus zwo andern Beobachtungen, die ich bey dem am 6ten und 29ten des Christmonats in demselben Jahre geschehenen

nen Eintritt des ersten Jupiters-Trabanten in den Schatten anstellete, genau zu bestimmen. Ich erwarte noch die hierzu gehörigen an einem Orte, dessen Länge bekannt ist, angestellete Beobachtungen, welche man zu Paris nicht gehabt hat, und habe inzwischen aus meiner Rechnung den Unterscheid zwischen dem Mittagszirkel zu Para und Paris ohngefehr auf 3 Stunden 24 Minuten westwärts bestimmet. Ich übergehe meine Anmerkungen über die Abweichung und Annäherung der Magnetnadel, und über die Ebbe und Flut, welche zu Para sehr unordentlich ist, mit Stillschweigen.

Eine wichtigere Beobachtung, und welche mit der Figur der Erden als dem Hauptgegenstande unserer Reise eine unmittelbare Verwandtschaft hatte, war die von der Länge des Perpendikels nach der mittlern Zeit, oder vielmehr der Unterscheid der Länge dieses Perpendikels zu Quito und Para. Die erste von diesen beyden Städten ist, an dem Ufer des Meers; die andere 1400 bis 1500 Klaftern über dessen Horizontallinie; und beyde liegen unter der Linie; denn anderthalb Grade haben hier nichts zu bedeuten. Ich war im Stande diesen Unterscheid mittelst eines unveränderlichen 28 Zolle langen Perpendikels zu bestimmen, (den ich an einem andern Orte beschreiben werde,) welcher seine gemessene Bewegung auf eine merkliche Weise länger als 24 Stunden behält, und mit welchem ich eine große Menge Beobachtungen zu Quito und auf dem 750 Klaftern höher als Quito liegenden Gebürge Pichin-

cha angestellet habe. Aus der mittlern Rechnung von neun zu Para gehabten Erfahrungen, unter denen die beyden entferntesten nur einen Unterscheid von dreyen Schlägen unter 98740 geben, habe ich gefunden, daß mein Perpendikel zu Para in 24 Stunden der mittlern Zeit 31 oder 32 Schläge mehr that, als zu Quito; und 50 oder 51 Schläge mehr, als zu Pichincha. Aus diesen Erfahrungen schloß ich, daß, wenn unter der Linie zween Körper, von denen einer 1600, und der andere 1000 ℔ auf der Horizontallinie des Meers wöge, und der erstere auf eine Höhe von 1450, der andere auf eine von 2200 Klaftern versetzt würde, ein jeder von denselben mehr als ein ℔ von seinem Gewichte verlieren würde; fast eben so, als es geschehen müste, wofern man eben dieselben Erfahrungen unter dem 22sten und 28sten Parallelzirkel zufolge der Tabelle des Herrn Newton, oder gegen den 20sten und 25sten anstellen wollte, wenn nämlich die Rechnung aus der Vergleichung der unmittelbaren unter der Mittellinie und in verschiedenen Oertern Europens angestellten Erfahrungen gemacht wird. Die vorigen Zahlen treffen nur bey nahe zu, und ich behalte mir vor darin einige geringe Veränderungen zu machen und dabey die gehörigen Gleichungen zu gebrauchen, wenn ich meine mit dem Perpendikel angestellete Erfahrungen ausführlich beschreiben werde.

Wärend meinem Aufenthalt in Para verrichtete ich auf einem Boote einige kleine Reisen in die umliegende

Gegen-

Gegenden, und machte mir solche zu Nutze, um meiner Karte eine größere Vollständigkeit zu geben. Ich konnte sie nicht endigen, ohne die wahre Mündung des Amazonen-Flusses zu sehen, und ohne ihm an dem nordlichen Ufer bis nach dem Nordcap, wo sein Lauf aufhöret, zu folgen. Da diese und viele andere Ursachen mich zu dem Entschlusse gebracht hatten, mich von Para nach Cayenne zu begeben, von da ich auf einem königlichen Schiffe, welches man daselbst erwartete, gerade nach Frankreich zurück zu gehen vermeynte: so bediente ich mich nicht, als der Herr Maldonado, der Gelegenheit mit der Portugiesischen Flotte abzureisen, welche den 3ten des Christmonats 1743 nach Lissabon unter Seegel gieng, und ich ward bis an das Ende dieses Monats zu Para aufgehalten, nicht sowohl aus Furcht vor den wiedrigen Winden, so in dieser Jahrszeit regieren, als wegen der Schwierigkeit, eine hinlängliche Anzahl Ruderknechte zusammen zu bringen. Denn die Blattern die damahls stark wüteten, hatten die meisten Indianer aus den angrenzenden Dörfern vertrieben.

Man merkt zu Para an, daß diese Krankheit den neulich aus den Wäldern gezogenen und in den Missionen befindlichen nackend gehenden Indianern weit tödtlicher sey, als den bekleideten Indianern, welche unter den Portugiesen gebohren oder schon seit langer Zeit unter ihnen wohnhaft sind. Die erstern, welche gleichsam so wohl im Wasser als auf dem Lande lebende Thiere, und von ihrer

rer Kindheit an in allem Ungemache der Luft abgehärtet sind, haben vielleicht eine dichtere Haut als andere Menschen; und man sollte daher fast glauben, daß dieses allein den Ausbruch der Blattern bey ihnen schwerer machen könne. Die Gewohnheit eben dieser Indianer ihren Leib mit Roucou, Genipa und verschiedenen fetten und dicken Oelen zu bestreichen, welche zuletzt die Schweißlöcher verstopfen müssen, trägt vielleicht auch etwas bey diese Schwürigkeit zu vermehren. Diese Muthmaßung wird durch eine andere Anmerkung bestättiget. Die Neger-Sklaven, welche aus Africa gebracht sind, und welche diese Gewohnheit nicht haben, leiden in dieser Krankheit nicht so sehr, als die Eingebohrnen des Landes. Doch dem sey wie ihm wolle, ein wilder Indianer, der erst neulich aus den Wäldern gezogen worden, und von dieser Krankheit befallen wird, setzet darin insgemein das Leben zu. Aber warum geschicht nicht eben dieses bey den künstlichen Blattern? Ein Missionarius aus dem Carmeliter-Orden in den Gegenden von Para sahe vor 15 oder 16 Jahren alle seine Indianer nach einander sterben; und da er in einer Zeitung das Geheimniß der Einpfropfung der Blattern, welches damahls viel Aufsehens in Europa machte, gelesen hatte, so urtheilte er weislich, daß, wenn er dieses Mittel brauchte, er zum wenigsten den Tod zweifelhaft machen würde, welcher nur gar zu gewiß war, wenn er sonst nichts als die gewöhnlichen Arzneymittel brauchte. Ein so natürlicher Schluß muste nothwendig allen denjenigen beyfallen, welche einer Ueberlegung fähig

waren

waren, und welche, da ſie den groſſen Schaden, welchen die Krankheit verurſachte, ſahen, von dem glücklichen Erfolge dieſer neuen Heilungsart reden hörten: allein dieſer Geiſtliche war der erſte in America, der das Herz hatte dieſelbe bey den Kranken ins Werk zu richten. Er hatte ſchon die Helfte ſeiner Indianer verlohren, und viele andere wurden täglich krank. Er wagte es alſo die Blattern allen denjenigen, welche damit noch nicht behaftet waren, einpfropfen zu laſſen, und verlohr keinen einzigen Menſchen mehr. Ein anderer Miſſionarius an dem Rio Negro folgete ſeinem Beyſpiele mit einem eben ſo guten Erfolge.

Nach ſo glaubwürdigen Erfahrungen wird man ſonder Zweifel glauben, daß in der heftigen Blatternkrankheit im Jahre 1743, welche meinen langen Aufenthalt zu Para verurſachte, alle diejenigen, welche Indianiſche Sklaven hatten, ein ſo heilſames Arzeneymittel gebraucht haben werden, um dieſelben zu erhalten. Ich würde es ſelbſt glauben, wenn ich nicht das Gegentheil geſehen hätte. Zum wenigſten dachte man noch nicht daran, als ich von Para abreiſete. Vielleicht kam es daher, daß die Helfte der Indianer noch nicht geſtorben war.

Ich begab mich den 29ten des Chriſtmonats zu Para auf ein Fahrzeug des Generals, welches 22 Ruderknechte und alle Bequemlichkeiten hatte, welche ich nur verlangen konnte, um darauf nach Cayenne zu reiſen. Ich war mit Erfriſchungen verſehen und hatte Empfehlungsſchrei-

schreiben an die ehrwürdigen Herren Franciscaner, von der Reform des heiligen Antons, welche ihre Missionen in der Insel Marajo oder Joanes haben, und welche mir auf der Durchreise wieder neue Indianer zu Besetzung meines Fahrzeuges und zur Fortsetzung meiner Reise geben sollten. Allein die unterbrochene Gemeinschaft zwischen Para und Cayenne und verschiedene andere unglückliche Zufälle waren Ursache, daß ich in vier Dörfern dieser Geistlichen, wo ich in den ersten Tagen des Jenners 1744 anlandete, keinen guten und erfahrnen Piloten bekommen konnte. Da ich dieses Beystandes beraubet und der wenigen Erfahrung und Furchtsamkeit meiner Indianischen Ruderer, und insonderheit des Mamelus* oder Portugiesischen Mestizen überlassen war, welchen man mir gegeben hatte, um den Indianern in ihrer Sprache befehlen zu können, und welcher sich einbildete, daß ich auch unter seinen Befehlen stünde: so ward ich auf meinem Wege, welchen ich in weniger als 14 Tagen hätte zurücklegen können, zween Monate aufgehalten; und diese Verzögerung hinderte mich den Cometen, welcher damahls erschiene, auf dem Lande zu beobachten. Er verlohr sich in den Strahlen der Sonnen, ehe ich in Cayenne anlanden konnte.

Einige Meilen unter Para setzte ich über die östliche Mündung des Amazonen-Flusses oder den Arm des Para,

*) Dieses ist der Name, welchen man in Brasilien den Kindern giebt, welche von Portugiesen und Indianischen Weibern gebohren werden.

Para, welcher von der wahren oder der weſtlichen Mündung durch die große Inſel abgeſondert iſt, welche man unter dem Namen Joannes kennet, und die zu Para insgemein Marajo genannt wird. Dieſe Inſel nimmt allein faſt den ganzen Raum ein, welcher die zwo Mündungen des Fluſſes von einander trennet. Sie hat eine ungleiche Figur und hält über 150 Meilen im Umkreiſe. In allen Karten hat man an ihre Stelle eine Menge kleiner Inſeln geſetzt, welche auf ein Gerathe wohl verzeichnet zu ſeyn ſcheinen würden, wenn ſie nicht allem Anſehen nach aus der in dem Flambeau de la Mer befindlichen Karte, welche in dieſer Gegend mit ſo falſchen als umſtändlichen Beſchreibungen angefüllet iſt, nachgezeichnet wäre. Der Arm des Para, iſt an dem Orte, wo ich fünf oder ſechs Meilen unterhalb dieſer Stadt darüber ſetzte, ſchon breiter als drey Meilen, und erweitert ſich hernach immer mehr und mehr. Ich fuhr längſt der Inſel in einem nordlichem Striche 30 Meilen bis zu der letzten Spitze Namens Maguari, jenſeit welcher ich mich nach Weſten wandte und allezeit der Küſte der Inſel folgte, welche über vierzig Meilen fortgehet ohne faſt im geringſten von der Linie abzuweichen. Ich gieng zwo mir im Geſichte liegende große Inſeln vorbey, welche ich nordwärts liegen ließ; die eine heißt Machiana, die andere Caviana. Beyde liegen jetzo wüſte; vormahls aber wurden ſie von der Nation der Aruas bewohnet, welche, ob ſie gleich zerſtreuet iſt, dennoch ihre beſondere Sprache behalten hat. Das Erdreich auf dieſen Inſeln und der größeſte Theil von Marajo iſt gänzlich über-

überſchwemmet und kann daher faſt gar nicht bewohnet werden. Ich verließ die Küſte dieſer letzten Inſel an dem Orte, wo ſie ſich gegen Süden wendet, und kam wieder in das wahre Bette oder den Hauptcanal des Amazonen-Fluſſes, dem neuen Fort Macapa gegen über, welches an dem weſtlichem Ufer des Fluſſes liegt, und von den Portugieſen zwo Meilen nordwärts von dem alten verſetzt worden iſt. Es würde unmöglich ſeyn an dieſem Orte über den Fluß in den gewöhnlichen Booten zu gehen, wenn der Canal nicht durch die kleinen Inſeln enger gemacht würde, an welchen man mit mehrerer Sicherheit ſchiffet, wenn man die gehörige Zeit in acht nimmt, von einer zu der andern zu gehen. Von der letzten Inſel bis nach Macapa iſt es dem ohngeachtet noch über zwo Meilen. In dieſer letztern Ueberfahrt gieng ich endlich zum letzten mahle wieder von Süden nach Norden über die Mittellinie, welcher ich mich von dem Orte an, wo ich meine Reiſe zu Waſſer antrat, unvermerkt genähert hatte. Ich merkte am 18ten und 19ten des Jenners an, daß das neue Fort Macapa, oder vielmehr der Ort, worauf es gebauet werden ſoll, unter drey Minuten nordlicher Breite liegt.

Das Erdreich zu Macapa iſt zwo bis drey Klaftern über die Horizontallinie des Waſſers erhoben. Das Ufer des Fluſſes iſt hier allein mit Bäumen bedecket; inwendig iſt es ein ebenes Land, und zwar das erſte von dieſer Art, welches ich von den Gebürgen um Quito an gefunden habe. Die Indianer verſichern, daß es eben ſo auf der nord-

nordlichen Seite fortgehe, und daß man von da zu Pferde bis zu den Quellen des Oyapoks durch große Ebenen reiſen könne, welche nur durch kleine Luſtwälder, in welchen die Bäume weit auseinander ſtehen, unterbrochen ſind. Um die Quellen des Oyapoks ſiehet man nordwärts die von dem Fluſſe Apruak alſo genannten Gebürge, welche man auch auf dem Meere viele Meilen von der Küſte deutlich wahrnehmen, und um ſo vielmehr auf den Höhen bey Cayenne ſehen kann. Wenn man alles dieſes vorausſetzet, ſo iſt es offenbar, daß, wenn man von Cayenne unter dem fünften Grade nordlicher Breite abgereiſet und ſüdwärts gegangen wäre, man mit aller Bequemlichkeit zween, drey und vielleicht vier Grade des Mittagszirkels, ohne ſich aus den Franzöſiſchen Ländern zu begeben, hätten meſſen, und unterwegens das innerſte des Landes, welches bisher noch nicht bekannt iſt, unterſuchen können. Ja, wenn man gewollt hätte, ſo würde es mittelſt Portugieſiſcher Päſſe was leichtes geweſen ſeyn die Ausmeſſung bis zu dem Parallelzirkel von Macapa, das iſt, bis zu der Linie ſelbſt fortzuſetzen. Die Ausführung dieſes Entwurfes würde auch wenigere Schwürigkeiten angetroffen haben, als ich es ſelbſt glaubte, da ich denſelben der Academie ein Jahr vorher vorſchlug, ehe man an die Reiſe nach Quito dachte, wo man die Sache leichter zu bewerkſtelligen vermeynte. Wenn man meinen Plan annehmlich befunden hätte, ſo würden wir aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon ſeit vielen Jahren wieder zu Hauſe ſeyn. Allein man konnte ſich nicht anders,

als durch die Besichtigung der Oerter selbst versichern, daß mein Vorschlag thunlich wäre.

Zwischen Macapa und dem Nordcap, an dem Orte wo der große Canal des Flusses wegen der Inseln am engsten ist, und insonderheit der großen Mündung des Arawary, welcher auf der nordlichen Seite in den Amazonen-Fluß fällt, gegen über, stellet die Ebbe und Flut eine sonderbare Begebenheit in der Natur dar. Wärend den dreyen nächsten Tagen vor dem vollen und neuen Monde, zu welcher Zeit die Flut am höchsten ist, steiget das Meer in einer oder zween Minuten zu seiner größesten Höhe, an statt daß dieses sonsten fast nur in sechs Stunden geschicht. Man kann leicht urtheilen, daß dieses nicht in der Stille zugehen könne. Man höret eine oder zwo Meilen davon ein erschreckliches Getöse, welches die Pororoca ankündiget; denn diesen Namen geben die Einwohner in diesen Gegenden solcher entsetzlichen Flut. So wie dieselbe sich allmählich nähert, wird das Getöse stärker, und bald darauf, siehet man einen zwölf bis funfzehn Schuhe hohen Berg von Wasser, bald darauf den andern, hernach den dritten, und zuweilen den vierten; sie folgen gleich auf einander und erfüllen die ganze Breite des Canals. Diese große Wogen gehen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, sie zerbrechen und zertrümmern in ihrem Laufe alles, was ihnen im Wege stehet. Ich habe an einigen Orten gesehen, daß diese Flut ein großes Stück Land weggeführet, dicke Bäume mit den Wurzeln ausgerissen und sonst

aller-

allerhand Schaden verursachet hat. Die Kähne, die Pyrogen und die Barken selbst haben kein ander Mittel, sich vor der Wut dieser Barre (aso nennen sie die Franzosen zu Cayenne) zu hüten, als daß sie sich an einen Ort vor Anker legen, wo tiefer Grund ist. Ich will mich hier nicht in eine umständliche Beschreibung der Sache einlassen, noch dieselbe weitläuftig zu erklären suchen. Ich will hier nur die Ursachen anzeigen und kürzlich melden, daß, nachdem ich die Pororoca an verschiedenen Oertern aufmerksam untersuchet, ich allezeit befunden habe, daß dieses sonst nicht geschahe, als wenn die steigende und in einen engen Canal eingedrungene Flut unterwegens eine Sandbank oder einen seichten Grund, welcher sie hinderte, antraf; daß hier und an keinem andern Orte diese ungestüme und unordentliche Bewegung des Wassers anfieng und ein wenig jenseit der Sandbank aufhörete, wenn der Canal wieder tiefer ward oder sich beträchtlicher erweiterte. Man sagt, daß etwas diesem ähnliches bey den Orcadischen Inseln, in dem nordlichen Schottlande und in der Mündung der Garonne um Bordeaux, wo man diese Flut den Mascaret nennet, geschehen soll.

Die Furcht, welche der Befehlshaber meiner Indianer hatte, daß wir in fünf Tagen, welche wir noch bis zu den großen Fluten des vollen Mondes übrig hatten, das Nordcap nicht erreichen könnten, wovon wir nicht weiter, als funzehn Meilen entfernet waren, und jenseit dessen wir keinen Ort, wo wir sicher hätten liegen mögen,

finden konnten, brachte ihn ungeachtet meiner Vorstellungen zu dem Entschlusse in einer wüsten Insel neun ganzer Tage zu warten, bis daß der volle Mond vorüber wäre. Wir giengen von dort in weniger als zween Tagen nach dem Nordcap. Den folgenden Tag, an welchem das letzte viertel des Mondes eintrat, da die Fluten am niedrigsten sind, blieben wir in dem Schlamme stecken, und das Meer, welches immer niedriger ward, trat weit von uns zurücke. Den Tag darauf erreichte die Flut das Boot nicht, so daß ich bey nahe sieben Tage auf dem trocknen lag. Wärend denselben hatten meine Ruderer, deren Arbeit aufhörete, sonst nichts zu thun, als daß sie weit von da Brachwasser holeten, wobey sie bis an den halben Leib in den Schlamm fielen. Ich hatte inzwischen Zeit genug, meine Beobachtungen im Gesichte des Nordcaps zu wiederhohlen; wobey es mir jedoch sehr verdrießlich fiel, daß ich mich allezeit unter dem ersten Grade 51 Minuten nordlicher Breite befand. Mein Boot, welches in einem verhärteten Schlamme lag, war nunmehr ein festes Observatorium geworden. Die Abweichung der Magnettnadel war 4 Grade nordostwärts, zween und einen halben geringer als zu Pauris. Ich hatte endlich auch wärend einer ganzen Woche Zeit mich an allen Seiten umzusehen, ohne daß ich etwas anders als Manglebäume an statt der hohen Gebürge erblickte, deren Spitzen sehr umständlich in der Beschreibung der Küsten, welche zu den Karten in dem Flambeau de la Mer eingerücket worden, vorgestellet sind. Dieses Buch ist in alle Sprachen übersetzt; allein

was

was dieſe Gegenden betrifft, ſo ſcheint es mehr verfertigt zu ſeyn die Seefahrenden in die Irre zu führen, als ihnen den Weg zu weiſen. In den großen Fluten des folgenden neuen Mondes machte uns endlich der Anfang der obgedachten ſo fürchterlichen Barre, wiewohl nicht ohne Gefahr wieder flott, nachdem ſie das Boot in dem Schlamme mit größerer Geſchwindigkeit fortgetrieben hatte, als ich in dem Strome des Pongo, oben in dem Fluſſe, den ich heruntergefahren war, und deſſen Mündung ich endlich erblickte, wahrgenommen hatte. Hier erreichte meine Karte von dem Laufe des Amazonen-Fluſſes ihr Ende. Inzwiſchen fuhr ich fort die Küſte abzuzeichnen und die Breite bis nach Cayenne zu beobachten.

Einige Meilen oſtwärts von der Bank, worauf wir ſieben Tage gelegen hatten, und in eben der Höhe fand ich eine andere Mündung des Arawari, welche heutiges Tages mit Sande verſchlemmet iſt. Dieſe Mündung und der tiefe und breite Canal, welcher dahin gehet, wenn man von Norden zwiſchen dem feſten Lande des Nordcaps und den Inſeln, welche das Cap bedecken, herkommt, iſt Vincent Pinßons Fluß und Meerbuſen. Die Portugieſen zu Para haben ihre Urſachen gehabt dieſelben mit dem Fluſſe Oyapok zu vermengen, deſſen Mündung unter dem Oraniſchen Vorgebürge in der nordlichen Breite von 4 Graden und 15 Minuten liegt. Der Artikel in dem Utrechtſchen Frieden, welcher aus dem Oyapok und dem Pinßon nur einen und eben denſelben Fluß zu

machen scheinet, kann nicht hindern, daß sie nicht über 50 Meilen von einander entfernet seyn sollten. Diese Wahrheit kann von keinem wiedersprochen werden, der die alten Karten zu rathe gezogen und die Originalschriftsteller gelesen hat, welche von America vor der Zeit, da die Portugiesen sich in Brasilien fest setzten, geschrieben haben. Ich beobachtete in dem Französischen Fort Oyapok den 23sten und 24sten des Brachmonats die Breite, und fand sie 3 Grade 55 Minuten nordwärts. Dieses Fort liegt 6 Meilen heraufwärts an dem nordlichen Ufer des Flusses dieses Namens.

Endlich nach einer zweymonatlichen Schifffahrt zur See und sogar zu Lande, (ich rede, ohne die Sache zu vergrößern, weil die Küste zwischen dem Nordcap und der Insel Cayenne, so flach ist, daß das Seeuerruder beständig den Schlamm berührte, oder vielmehr niemahls aufhörte, darin Furchen zu ziehen, da das Wasser zuweilen eine halbe Meile weit nicht einen Schuh tief war;) kam ich von Para am 26ten des Brachmonats 1744 zu Cayenne an.

Es ist jedermann bekannt, daß der Herr Richer ein Mitglied dieser Academie auf dieser Insel im Jahr 1672 die Ungleichheit der Schwere unter verschiedenen Parallelzirkeln entdeckt hat, und daß seine Erfahrungen der erste Grund zu der Theorie des Herrn Huygens und des Herrn Newtons von der Gestalt der Erde gewesen sind. Eine von den Ursachen, welche mich zu dem Entschlusse gebracht

bracht hatte, nach Cayenne zu reiſen, war der Nutzen, der aus der Wiederholung eben dieſer Erfahrungen zu hoffen war. Denn wir waren darin ſehr geübt, und ſie werden heutiges Tages mit weit größerer Richtigkeit als ehemahls angeſtellt. Ich bringe ein ſtählernes Lineal mit, welches zufolge meiner Beobachtungen das richtige Maaß der überhaupt betrachteten Länge des einfachen Perpendickels zu Cayenne iſt; allein ich erwarte noch eine weit genauere Beſtimmung aus der Vergleichung der Anzahl der Schläge welche mein Perpendikel in 24 Stunden zu Cayenne, that, mit denenjenigen, welche es in einer gleich langen Zeit zu Paris thun wird, ſo bald ich nur im Stande ſeyn werde den Verſuch zu bewerkſtelligen. Dieſe Vergleichung wird den Ueberſchuß des Secundenperpendikels zu Cayenne in Anſehung des Secundenperpendikels zu Paris ſehr genau entdecken, deſſen überhaupt betrachtete Länge, welche von dem Herrn Mairan, der in dieſer Unterſuchung alle ſeine Vorgänger übertroffen hat, beſtimmet iſt, mit Rechte für die wahre kann gehalten werden. Man könnte auch als ein feſtgeſetztes Maaß die auf verſchiedene Art und mit verſchiedenen Werkzeugen zu Quito beobachtete Länge des Perpendikels annehmen, worin der Herr Godin, Bouguer und ich faſt bis auf den hundertſten Theil einer Linie übereinſtimmen. Aus welchem Punkte man auch abreiſen möge, ſo wird der Unterſcheid in der Anzahl der von eben demſelben Perpendikel zu Quito, zu Para und Paris geſchehenen Schläge, welcher durch eine lange Reihe Erfahrungen an jedem Orte angemerkt iſt, das

überhaupt betrachtete Maaß des Perpendikels unter der Linie an dem Ufer des Meers anzeigen; und dieſes wird unter allen am geſchickteſten ſeyn ein allgemeines Maaß abzugeben, welches alle einmüthig annehmen könnten. Und wie ſehr wäre es nicht zu wünſchen, daß ein ſolches wenigſtens unter den Mathematikern ſeyn mögte. Legt denn die Verſchiedenheit der Sprachen, eine Unbequemlichkeit, welche noch viele Jahrhunderte dauren wird, dem Fortgange der Wiſſenſchaften und Künſte nicht ſchon durch den Mangel einer hinlänglichen Gemeinſchaft unter verſchiedenen Völkern Hinderniſſe genug in den Weg, ohne daß man dieſelben gleichſam mit Vorſatz zu vermehren ſuchen ſollte, indem man ſich verſchiedene Maaße und Gewichte in jedem Lande und Orte zu gebrauchen beſtrebt; da doch die Natur uns in der Länge des Secundenperpendikels unter der Linie ein unveränderliches Muſter darſtellet, welches geſchickt iſt das Maaß und Gewichte an allen Orten feſtzuſetzen, und welches alle Weltweiſen einladet, es anzunehmen?

Meine erſte Bemühung nach meiner Ankunft zu Cayenne war dieſe, daß ich die Saamenkörner der China Chinä, welche damahls nur 8 Monate alt waren, unter verſchiedene Perſonen austheilete. Ich hoffete dadurch den Verluſt der jungen Pflanzen dieſes Baumes zu erſetzen, unter denen die letzten, die ich durch meine Vorſicht vor der Hitze und den Zufällen der Reiſe in acht genommen hatte, durch eine große Woge waren weggeführet worden, die mein Boot an dem Oraniſchem Vorgebürge bey nahe

in

in die See verſenket hätte. Die Saamenkörner ſind zu Cayenne nicht aufgegangen, und ich durfte mir darzu keine Hoffnung machen, da dieſe zarten Körner einer ſo groſſen Hitze waren ausgeſetzt geweſen. Ich habe bisher noch keine Nachricht von denen, welche ich den Herren Miſſionarien von dem Jeſuiter-Orden an dem Ober-Oyapok gegeben habe. Das dortige bergigte Land und der nicht ſo hitzige Himmelsſtrich kommt mit den zu Loxa mehr überein, wo ich dieſe Körner geſammlet hatte.

Ich habe in der Stadt Cayenne eben dieſelbe Breite, als der Herr Richer, nämlich ohngefähr 5 Grade 56 Minuten nordwärts beobachtet. Ich war anfänglich beſtürzt, da ich aus vier Beobachtungen des erſten Jupiters-Trabanten, welche mit einander übereinſtimmen, den Unterſcheid der Mittagszirkel zwiſchen Cayenne und Paris ungefehr um einen Grad kleiner befand, als er in dem Buche von der Kenntniß der Zeit* angemerkt iſt. Allein ich habe nachher erfahren, daß der Herr Richer die Trabanten des Jupiters zu Cayenne gar nicht beobachtet hatte, und daß die Länge dieſes Orts aus ſeinen andern Beobachtungen nur auf eine mittelbare Art, wobey leicht ein Fehler vorgehen kann, berechnet worden ſey. Eine umſtändlichere Beſchreibung ſowohl hiervon, als von meinen Beobachtungen der Ebbe und Flut, und von der Abweichung und Annäherung der Magnetnadel, welche an eben

*) De la Connoiſſance des Tems.

dem Orte angeſtellet worden ſind, kann allein in unſern beſondern Verſammlungen gegeben werden.

Weil ich wahrnahm, daß man aus Cayenne die Gebürge in Curu, welche man von da 20 Meilen entlegen zu ſeyn glaubt, ſehr deutlich ſahe; ſo hielte ich dafür, daß man an dieſem Orte, allwo man das Feuer in dem Fort zu Cayenne ſehen, und den Knall der dortigen Canonen würde hören können, ſehr wohl im Stande ſeyn würde, die Geſchwindigkeit des Schalles in einem von dem zu Quito ſo unterſchiedenen Himmelsſtriche, wo wir verſchiedene Erfahrungen damit angeſtellet hatten, zu meſſen. Der Herr d' Orvilliers, Commendant des Orts ertheilte darzu nicht nur die nöthigen Befehle, ſondern machte ſich auch ein Vergnügen die Arbeit mit mir zu theilen. Der königliche Kriegsbaumeiſter, Herr Fresneau nahm die Anſtalten wegen der Zeichen, wodurch man ſich einander was zu verſtehen geben kann, und verſchiedener anderer zu dieſer Verrichtung nöthigen Dinge über ſich, und erbot ſich zugleich die Geſchwindigkeit des Windes zu meſſen. Aus fünf in zween verſchiedenen Tagen angeſtelleten Erfahrungen, unter welchen vier in einer Zeit von 110 Secunden bis zu einer halben Secunde übereinſtimmeten, ward die Entfernung geometriſch auf 20230 Klaftern, durch eine Reihe von Triangeln, welche auf einer würklich zweymahl in einer ebenen Gegend ausgemeſſenen Grundlinie von 1900 Klaftern an einander geſetzt waren, berechnet; und die daraus folgende mittlere Berechnung beſtimmete die Geſchwindigkeit des Schalles,

nach-

nachdem die Geschwindigkeit des Windes davon abgezogen war, auf 183 und eine halbe Klafter in einer Secunde, an statt 175, welche wir zu Quito gefunden hatten. Das Stück Geschützes, dessen wir uns zu dieser Beobachtung bedienten, war zwölfpfündig.

Ich machte mir die schon gemessenen Winkel und die bekannten Entfernungen zu Nutze, um die Lage etlicher 30 oder 40 Punkte so wohl auf der Insel Cayenne, als auf dem festen Lande und der Küste, unter andern auch einiger Klippen, und insonderheit des so genannten Connetables, nach welchem sich die Schiffer, in ihrer Fahrt richten, geometrisch zu bestimmen. Ich maß auch die Winkel der Höhe der Vorgebürge und der Berge, die man am meisten sehen kann. Denn wenn diese Höhe wohl bekannt wäre, so würde sie den Piloten ein weit sicherers Mittel, als eine ungefehre Rechnung ist, an die Hand geben, um bey Erblickung des Landes ohne Rechnung, und mit Hülfe einer bloßen Tabelle die Entlegenheit einer Küste zu erkennen. Man weiß nur gar zu wohl, wie sehr viel darauf ankommt es an den Oertern, wo man das Land bey der Rückreise zu entdecken sucht, zu wissen. Jedoch dies ist nicht das einzige Hülfsmittel, welches die Geometrie den Seefahrenden anbietet, und welches sie bisher sich zu Nutze zu machen versäumet haben.

In einer andern Reise, welche ich mit dem Herrn d' Orvilliers außer der Insel vornahm, und in welcher wir ver-

verschiedene Flüsse in dem festen Lande herauffuhren, maßen wir ihre Umwege, und ich beobachtete einige Breiten. Diese Anmerkungen werden nebst den vornehmsten Punkten, welche ich schon bestimmet hatte, dienen können eine richtige Karte von dieser Colonie zu machen; zumahl wir noch keine haben, die diesen Namen verdienet.

Wärend meinem Aufenthalte zu Cayenne that ich aus Neugierigkeit einen Versuch, ob die vergifteten Pfeile die ich länger als ein Jahr verwahret hatte, noch ihre Kraft behalten hätten, und ob der Zucker würklich ein so kräftiges Gegengift darwieder wäre, als man mich versichert hatte. Beyde Erfahrungen wurden in Gegenwart des Commendanten der Colonie, verschiedener Officiere von der Besatzung und des königlichen Arztes angestellet. Ein Huhn, welches man mit einem kleinen durch ein Blaserohr geschossenen Pfeile, dessen Spitze zum wenigsten vor dreyzehn Monaten in das Gift getaucht worden, leicht verwundet hatte, lebte eine halbe viertel Stunde. Ein anderes, welches von einem solchen Pfeile, der erst neulich in das im Wasser zerlassenes Gift getaucht, und sogleich wieder aus der Wunde gezogen worden, in dem Flügel getroffen ward, schien eine Minute darauf einzuschlafen; bald hernach erfolgten die Convulsionen; und ob man es gleich damahls Zucker verschlucken ließ, so starb es dennoch. Das dritte, welches mit eben dem in das Gift aufs neu getauchten Pfeile verwundet ward, ließ, da man ihm in dem Augen-

genblick eben dieſelbe Arzeney gab, gar kein Zeichen eines empfundenen Ungemaches ſpüren. Ich habe eben dieſe Erfahrungen den 23 Jenner dieſes Jahres zu Leyden in Gegenwart vieler berühmter Profeſſoren* der dortigen Univerſität angeſtellet. Das Gift, deſſen Heftigkeit durch die Länge der Zeit und Kälte muß vermindert worden ſeyn, that ſeine Würkung erſt nach 8 oder 6 Minuten; aber der Zucker ward vergebens gebraucht. Das Huhn, welches ihn verſchluckt hatte, ſchien nur ein wenig länger zu leben als das andere. Die Erfahrung ward nicht wiederholet. Dieſes Gift iſt ein mittelſt des Feuers aus den Säften verſchiedener Pflanzen und inſonderheit gewiſſer Lianen gemachter Extract. Man ſagt, daß das Gift, welches die Ticunas machen, aus mehr als 30 Arten Kräuter oder Wurzeln verfertiget werde. Dieſes iſt dasjenige, womit ich meine Verſuche anſtellete, und welches unter den verſchiedenen längſt dem Amazonen-Fluſſe bekannten Gattungen am meiſten geſchätzet wird. Die Indianer machen es allezeit auf eben dieſelbe Art, und beobachten den von ihren Vorfahren empfangenen Proceß recht buchſtäblich und mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt, als unſere Apothecker in der Verfertigung des Theriaks Andromachus, wobey ſie nicht das geringſte vorgeſchriebene Zubehör wegzulaſſen pflegen; obgleich aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſe große Verſchiedenheit ſo wenig in dem

*) Der Herren Muſchenbroek, Vanſwieten, Albinus.

dem Indianischen Gifte, als in dem Europäischen Gegengifte nöthig ist.

Man wird sich sonder Zweifel verwundern, daß bey Leuten, die ein so sicheres und geschwindes Mittel in ihrer Gewalt haben, um ihrem Hasse, ihrer Eifersucht und Rache ein Genügen zu thun, dennoch ein so durchdringendes Gift nur zum Schaden der Affen und Vögel in den Wäldern gebraucht werde. Noch mehr aber muß man sich verwundern, daß ein von seinen neubekehrten Christen allezeit gefürchteter und zuweilen gehasseter Missionarius, welchem sein Amt nicht erlaubet ihnen alle Gefälligkeiten zu erzeigen, welche sie von ihm verlangen, unter ihnen ohne Furcht und Mißtrauen lebet. Dieses ist noch nicht alles; denn diese so wenig gefährliche Leute sind Wilde, und haben oft gar keinen Begriff von der Religion.

Weil ich zu Cayenne die wunderbare und beständig neue Vermehrung der Polypen erfahren hatte, welche von dem Herrn Trembley entdeckt, und nachher durch die Erfahrungen der Herren Reaumur und Jussieu und einer großen Anzahl Naturkündiger bestättiget worden; so stellete ich mit den großen See-Polypen, die auf dieser Küste sehr gemein sind, einige Versuche an. Die ersten sind

mir

mir nicht gelungen und meine Krankheit verhinderte mich dieſelben, wie ich willens war, zu wiederholen.

Meine Verweilung zu Cayenne, welche bey nahe fünf Monate gedauret hatte, ohne daß ich das erwartete königliche Schiff ankommen ſahe, und ohne daß ich Nachrichten aus Frankreich empfing, deren ich ſeit fünf Jahren beraubet war, hatten bey mir einen größern Eindruck gemacht, als die neun Jahre, die ich mit beſchwerlichen Reiſen zugebracht hatte. Ich ward von einer auszehrenden Krankheit und von einer Gelbſucht befallen, gegen welche das kräftigſte Mittel, das mir etwas helfen konnte, die ungemeine höfliche Antwort war, welche ich von dem Herrn Mauricius, Statthaltern der Holländiſchen Colonie zu Surinam empfieng. Er bot mir ſein Haus zu Surinam an, und ſtellete es mir frey mich nach meinem Gutbefinden nach Holland zu Schiffe zu begeben, wobey er mir auf den Fall eines Bruches zwiſchen Frankreich und den Generalſtaaten ſogar einen Paß zu geben verſprach. Ich verlohr nicht einen Augenblick, und nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalte zu Cayenne, reiſete ich von da, als es ſich mit meiner Krankheit zu beſſern anfing, den 22ſten Auguſt 1744 auf dem königlichem Boote ab, welches der Herr d' Orvilliers die Gütigkeit hatte mir mit einem Sergeanten von der Beſatzung, welcher Befehlshaber über die Ruderer war, zu geben und mich alſo nach

Suri-

Surinam bringen zu lassen. Diese Reise war kürzer, als die von Para nach Cayenne. Ich hielte mich unterwegens nicht länger auf, als nöthig war, die Anzahl der Indianischen Bootsleute vollständig zu machen. Der Missionarius zu Senamary verschafte mir die meisten derselben, ungeachtet des Schreckens wegen einer eingebildeten ansteckenden Krankheit zu Surinam, wovon das falsche Gerüchte sich unter ihnen ausgebreitet hatte. Nach Abziehung der Zeit, welche ich mich freywillig und gezwungen unterwegens aufgehalten hatte, verrichtete ich diese Reise von Cayenne nach dem Flusse Surinam in etlichen sechszig Stunden, und kam den 27sten in demselben an.

Den 28sten fuhr ich den Fluß 8 Meilen herauf, und begab mich nach Paramaribo, der Hauptstadt der Holländischen Colonie zu Surinam, allwo der Statthalter würklich noch ein mehrerers that, als sein gütiges Anerbieten mich hatte hoffen lassen. Ich beobachtete daselbst die Breite, welche 5 Grade 49 Minuten nordlich war, und machte wärend den fünf Tagen meines dortigen Aufenthalts noch einige andere Anmerkungen. Den 3ten September begab ich mich auf ein Kaufmannsschiff, welches nach Amsterdam segelte.

Den 29sten befreyete mich das ungestüme Wetter von der Nothwendigkeit meinen Paß einem Englischen Caper

zu

zu zeigen, welcher dem Ansehen nach für denselben keine große Achtung gehabt haben würde, weil er uns unter Holländischer Flagge so gleich eine scharfe Lage gab, um uns zu nöthigen, daß wir unser Boot aussetzen sollten.

Den 6ten November, als wir in einem eben so ungestümen Wetter in den Canal giengen, muthete uns ein Caper von St. Malo eben dieses, wiewol auf eine etwas höflichere Art zu; und nachdem er uns so nahe gekommen war, daß er uns zurufen konnte, begnügte er sich endlich mit der Versicherung, die ich ihm gab, daß er sich mit uns vergebliche Mühe machte. Den 16ten nahmen wir bey dem Eingange des Texels einen der Küste kündigen Piloten auf unser Schiff, um uns in den Hafen zu führen. Allein, da wir genöthiget waren, das Land, welches wir suchten, zu fliehen, so schweiften wir wärend den vierzehn kürzesten Tagen des Jahrs in einem beständigen Nebel, allezeit mit dem Bleywurfe in der Hand, in einer mit Untiefen und Klippen erfülleten See herum. Wir sahen einsten eine Nacht das Feuer zu Scheveling en, welches man nicht oft ohne ein Unglück thut. Endlich entdeckten wir Vlieland, da inzwischen unsere Piloten ihrer Rechnung nach dafür hielten, daß wir im Gesichte des Texels wären. Den 30sten November des Abends stieg ich zu Amsterdam an das Land, allwo und in dem Haag ich mich über zween Monate aufgehalten und auf die Pässe gewartet habe,

welche mir nöthig waren, um sicher durch die Niederlande reisen zu können. Die Englischen habe ich der Gütigkeit des Ministers dieser Krone, Herrn Trevors zu danken, welcher dieselben dem Französischen Minister, Herrn Abt de la Ville ohne Schwürigkeit bewilligte. Für diejenigen, welche ich von dem Minister der Königin von Ungarn erhielte, bin ich der Dienstfertigkeit des Herrn Grafen von Bentink verbunden. Endlich kam ich am 23sten des Hornungs in dem Jahre 1745. zu Paris an, bey nahe 10 Jahre hernach, als ich von dort abgereiset war.

An-

Anhang

Aus des Herrn Bouguers kurzer Beschreibung der von einigen Mitgliedern der Königl. Französischen Academie der Wissenschaften nach Peru gethanen Reise, worin dieses Land um die Mittellinie beschrieben wird.

Wir begaben uns den 16ten May 1735 auf der Rheede zu Rochelle auf ein königliches Schiff, und segelten glücklich nach St. Domingo, nachdem wir uns zu Martinique, wo wir angelandet waren, etliche Tage aufgehalten hatten. Wir stelleten auf diesen beyden Inseln verschiedene Beobachtungen an, von denen man schon einige in den Denckschriften der Academie gesehen hat. Wir maßen die Höhen verschiedener Berge, auf welche wir mit dem Vorsatze einige besondere Untersuchungen zu verrichten stiegen; wir thaten einen Versuch, ohne es zu wissen, auf andere ungleich höhere Gebürge, nämlich die so genannten Cordilleras zu klettern, welche in Europa fast nur dem Namen nach bekannt sind. Den 30ten des Weinmonats reiseten wir nach einem ziemlich langen Aufenthalte zu St. Domingo von dort nach Carthagena ab. Hernach segelten wir nach

Portobelo, und nachdem wir über die Erdenge gegangen waren, begaben wir uns zu Panama an der Südsee zu Schiffe, und den 9ten Merz 1736 erreichten wir zum ersten mahle die Peruanische Küste. Wir legten uns auf der Rheede zu Manta vor Anker, allwo wir anzulanden beschloßen hatten.

Man weiß allhier schon, daß der Herr de la Condamine und ich uns damahls von der übrigen Gesellschaft trenneten. Denn wir glaubten, daß wir auf diesem Theile der Küste unsere Zeit einigermaßen nützlich anwenden könnten, weil der große Regen daselbst schon aufgehöret hatte, welcher, wie man uns versicherte, weiter von hier, oder mehr südwärts noch lange anhalten würde, und welcher die Wege nach Quito dergestalt verderbte, daß man vor dem Brachmonat die Reise dahin nicht unternehmen könnte.

Wir sahen den Herrn Godin mit der übrigen Gesellschaft nach Guajaquil, woselbst sie an das Land zu steigen Willens waren, unter Segel gehen, und wir hatten nicht Ursache uns unsern gefaßten Entschluß reuen zu lassen. Denn unser Aufenthalt gab uns Gelegenheit eine ziemlich vollkommene Kenntniß von dieser Küste zu erlangen, welche das Stück von Südamerica ist, das sich am weitesten nach Westen erstreckt, und daher insbesondere sehr genau bestimmet werden muste. Wir maßen die Länge des Perpendikels unter der Linie, und ich für meine Person mach-

machte mir mit den aſtronomiſchen Refractionen eine ſtarke Beſchäftigung.

Dieſes Land muß nothwendig ſehr warm ſeyn, weil es mit dem Meere gleich, und mitten in dem heißen Erdſtriche liegt. Es hat vierzig bis fünf und vierzig Meilen in der Breite; denn ſo weit iſt es von den Cordilleras bis an das Meer. Zuweilen verändert die Küſte auf einmahl ihre Richtung, und es ſcheinet, als wenn die an einander hängenden Gebürge, ob ſie gleich ſo weit entfernet ſind, dieſe Abweichung gemerkt und ſich darnach gerichtet hätten; aber insgemein gehen ſie mehr in einer geraden Linie fort, ſo daß ſie nicht ſo weit von der See entfernet ſind, wenn ein Meerbuſen, als z. E. der bey Guajaquil ſich weit in das Land hinein erſtreckt. Jenſeit deſſelben, wenn man ſüdwärts nach Lima gehet, iſt das Land von einer ganz verſchiedenen Art. Man erblickt dort nichts, als Sand, welchen das Meer dahin geworfen zu haben ſcheinet; wiewohl man demſelben noch einen ganz andern Urſprung geben und muthmaßen könnte, daß er von den Cordilleras ſelbſt heruntergefallen ſey. In dem Lande iſt gar kein Holz, da man doch dergleichen dieſſeit des Meerbuſens findet. Allein, was dieſen Theil von Peru noch merkwürdiger macht, iſt dieſes, daß es darin niemahls regnet, obgleich der Himmel öfters wölkigt iſt. Dieſer Umſtand veranlaßt eine Frage in der Naturlehre, welche um deſto ſchwerer zu beantworten iſt, weil es dabey auf eine vollkommenere Einſicht in die Natur der Gewölke ankommt;

allein man würde sich in eine gar zu weitläuftige Untersuchung einlassen müssen, wenn man diese Naturbegebenheit mit aller nöthigen Deutlichkeit erklären wollte. Die engen Gränzen, worin ich meine Erzählung jetzo einschließen muß, nöthigen mich die Abhandlung solcher Frage auf eine andere Zeit zu verschieben.

Nachdem wir verschiedene Reisen in diesem Lande gethan hatten, welches so wenig bewohnet ist, daß die Indianischen oder Spanischen Dörfer darin oft funfzehn oder zwanzig Meilen, und zuweilen noch weiter von einander entfernet sind; so entschlossen wir uns nach Quito zu gehen, weil die Wege nunmehr, da der Regen aufgehöret hatte, anfiengen besser zu werden. Der Herr de la Condamine und ich nahmen Abrede verschiedene Wege zu erwehlen, damit wir im Stande seyn mögten desto mehr Anmerkungen zu machen. Damahls befanden wir uns an der Mündung eines Flusses Rio Jama genannt, welcher nur neun Minuten südwärts von der Mittellinie, und fast unter eben demselben Parallelzirkel, als Quito liegt. Der Herr de la Candamine gieng zu Wasser längst der Küste gegen Norden, bis zur Mündung des Smaragden-Flusses, welchen er herauffuhr, und machte eine Karte von diesem ganzen Lande, welches durchzureisen ihm unendliche Beschwerlichkeiten kostete. Ich nahm unterdessen meinen Weg südwärts nach Guajaquil durch Wälder, worin das Erdreich noch dergestalt überschwemmet war, das man öfters Wasser bis an die Knie hatte,

wenn

wenn man auf dem höchsten Pferde ritte. Es war ein beständiger Morast oder Sumpf; und da die Mauleſel mit solcher Heftigkeit sich herauszuarbeiten suchten, so gerieth man jeden Augenblick in Gefahr sich an den Bäumen in Stücken zu stoſſen. Und so ist es an den meisten Oertern des heißen Erdstriches beschaffen, wo Holz ist. Außerdem sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß das Land mehr von Tygern als Menschen bewohnet sey, wofern es nicht vollkommen wahr wäre, daß alle schädliche Thiere sich wenig vermehren. Die Tyger sind hier nur in einer geringen Anzahl: allein einer oder zweene sind auch schon hinlänglich eine ganze Landschaft zu verwüsten. Man hat sich gleichfalls vor den Schlangen zu fürchten, welche in den meisten heißen Ländern sehr gemein sind, und deren es viele höchst gefährliche Gattungen giebt. Die Häuser in dieser Landschaft sind insgemein nur aus Schilfe zusammen gesetzt, und stehen fast allezeit auf Pfählen, welche sieben bis acht Fuß hoch sind. Diesem ohngeachtet verdirbt und verfaulet dennoch alles darin, weil die Feuchtigkeit beständig durch die Wärme gestärket und würksamer gemacht wird.

Ich reiſete denſelben Tag von Guaſaquil wieder ab, an welchem ich daſelbſt angekommen war, und begab mich auf dem Fluſſe eben dieſes Namens zu Schiffe. Ich fuhr denſelben herauf, und kam den 19ten May 1736. nach Caracol, einem unten an den Cordilleras liegenden Orte, drey Tage hernach, da Herr Godin von demſelben abgereiſet

reiſet war, um über dieſes Gebürge zu gehen. Er hatte faſt alle Mauleſel in dem Lande nöthig gehabt, ob er gleich bey nahe den fünften Theil unſers Reiſegeräthes zu Caracol zurück gelaſſen hatte, weil man wegen der ſchlimmen Wege nur wenige Sachen mit ſich führen kann. Er ſetzte ſeinen Weg fort, und kam mit der übrigen Geſellſchaft den 29ten May ein Jahr und etliche Tage nach unſrer Abreiſe aus Europa, zu Quito an. Ich kam erſt am 10ten des Brachmonats dahin, weil ich zu Caracol wegen Mangel eines Fuhrwerks hatte warten müſſen; und meine Geſundheit war wegen der Beſchwerlichkeiten, die ich auf der Reiſe von Rio Jama, und inſonderheit von Puerto Viejo nach Guaſaquil ausgeſtanden hatte, ſehr geſchwächt worden. Unterdeſſen begab ich mich gleichfalls auf den Weg, um über die Gebürge, die ich vor mir ſahe, zu gehen. Ich brachte damit ſieben Tage zu, ob ich gleich dafür halte, daß es nur eine Reiſe von acht bis neun Meilen iſt. Der Weg herauf iſt überaus beſchwerlich und wird durch ſehr viele ſteile Höhen unterbrochen, auf deren Seiten man öfters zu Fuße gehen muß. Man ſetzt verſchiedene mahle über einen kleinen Fluß, Namens Ojiva, wobey jedes Jahr viele Menſchen umkommen. Er gehet erſchrecklich ſchnell, ob er gleich ziemlich breit iſt. Wenn man zum letzten mahle darübergegangen iſt, und ſich ſchon davon entfernet hat, ſo fürchtet man ſich dem ungeachtet davor, und es ſcheinet, daß er durch ſein Geräuſche noch einem Reiſenden drohet, der ihn bereits weit hinter ſich gelaſſen hat. Zuweilen gehet man Berg herunter, und findet tiefe Re-

gen-

genbäche, worüber man nicht anders, als mit der gröſ-
ſten Mühe kommen kann. Den übrigen Theil des Tages
bringt man zu, um nur auf der andern Seite wieder berg-
an zu gehen, und man ſiehet alsdenn, daß man von dem
Orte, wo man abgereiſet iſt, gar nicht weit gekommen ſey.
Die Mauleſel werden ſo müde, daß wenn ſie ſieben bis acht
Schritte heraufgethan haben, man ſie ſtille ſtehen laſſen
muß, damit ſie ſich ein wenig erhohlen mögen. Auf der
ganzen Reiſe thut man demnach nichts anders, als daß
man ſich beſtändig wechſelsweiſe ausruhet und ſehr langſam,
und dennoch mit dem gröſeſten Ungemache marſchiret. Der
Regen war ſo ſtark, und alles in den erſten Tagen ſo naß ge-
worden, daß es uns nicht möglich war Feuer anzuzünden.
Wir muſten uns mit ſehr ſchlechtem Käſe und Zwieback,
der zum theile aus Indianiſchem Korne gemacht war,
behelfen. Man machte mir jeden Abend das beſte Lager,
welches man konnte, von den Zweigen und Blättern der
Bäume, wenn man keine Hütte fand, die bereits ein an-
derer Reiſender gemacht hatte. Auf dieſe Weiſe reiſete ich
ſieben Tage lang; allein ich rechne die Zeit nicht, welche
ich in einem Flecken, Namens Guaranda zubrachte, der
in dem Gebürge liegt, und ein bequemer Ort iſt ſich auszu-
ruhen, den ſich daher ein jeder zu Nutze zu machen pflegt.
Endlich kam ich herauf, und befand mich an dem Fuße ei-
nes überaus hohen Gebürges, Namens Chimboraßo,
welches beſtändig mit Schnee bedekt iſt, und alles Erd-
reich dort herum war gefroren und mit Eiſe erfüllet. Weil
die Cordilleras nichts anders als eine lange Reihe an ein-

ander hängender Gebürge sind, deren unzählbare Spitzen sich in den Wolken verlieren; so kann man nur durch die engen Thäler zwischen denselben hindurch kommen. Allein in demjenigen, durch welches ich gieng, konnte man dessen große Höhe über die Horizontallinie des Meers merklich verspüren. Ich war unten an dem Chimboraßo, und dem ohngeachtet befand ich mich schon in einer Gegend, wo es niemahls regnet, und ich sahe bis zu einer großen Weite nichts als Schnee oder Reif um mich.

Ich war dem Wege genau gefolget, welchen in vorigen Zeiten ein Haufen Spanischer Soldaten, deren Andenken uns die Geschichtschreiber erhalten haben, genommen hatte. Diese wurden von Don Pedro Alvarado angeführt, als er in den ersten Jahren, da Peru erobert ward, und gerade zwey hundert Jahre vor mir, eben diesen Marsch that, um dem Francisco Pizarro eine beträchtliche Anzahl Hülfsvölker zuzuführen. Er marschirte von Puerto Viejo nach Guajaquil, und gieng durch Jipijapa, als ich gethan hatte. Von Guajaquil gieng er bis zum Fuße des Chimboraßo herauf, und er nahm seinen Weg auf der südlichen Seite dieses Gebürges nach Riobamba, welches damahls Riocpampa hieß. Allein da er auf einen Berg gieng, welcher nothwendig der heutiges Tages so genannte Arenal seyn muß; so kamen siebenzig von seinen Leuten, welche Peru bloß durch das Gerüchte von seinen Reichthümern kannten, und welche die gehörige Vorsicht ganz außer Acht gelassen hatten, vor

Kälte

Kälte und Mattigkeit um, und unter andern befanden sich auch darunter die ersten zwey oder drey Spanischen Weiber, welche sich in das Land gewagt hatten. Nachdem ich die Höhe erstiegen hatte, muste ich wieder herunter gehen: allein der neue Anblick, den ich vor mir hatte, setzte mich in Erstaunen. Nachdem ich die brennende Hitze des heißen, und den erschrecklichen Frost des kalten Erdstrichs nach einander empfunden hatte; so schien es, als wenn ich auf einmahl in einen von den gemäßigten versetzt worden wäre. Es kam mir vor, als wenn ich Frankreich und die Felder in dem Zustande, worin sie sich in der schönsten Jahreszeit befinden, erblickte.

Ich entdeckte von weitem ein wohl angebauetes Erdreich, eine große Anzahl Flecken und Dörfer, welche von Spaniern oder Indianern bewohnet waren, kleine Städte, die ein sehr feines Ansehen hatten, und ein ebenes und von Holze ganz entblößetes Land, welches so bevölkert war, als eine von unsern Provinzen. Die Häuser sind hier nicht von Schilfe gemacht, so wie sie es unten waren; sie sind dauerhaft zuweilen von Steinen, aber meistentheils von Ziegeln die an der Luft getrocknet sind, aufgebauet. Ein jedes Dorf ist allezeit mit einem großen Markte versehen, auf dessen einer Seite die Kirche stehet. Diesen Platz, welcher ein länglichtes Viereck ist, pflegen sie allezeit nach den vier Weltgegenden anzulegen, und es gehen von da Straßen oder schnurgerade Wege, welche sich zuletzt in den Feldern verlieren. Zuweilen sind auch die Felder durch die-

se

se Wege mit rechten Winkeln abgetheilet; und dieses giebet ihnen das Ansehen eines großen Gartens. So ist der Theil von der Provinz Quito beschaffen, welcher in den Gebürgen nord- und südwärts von der Hauptstadt lieget, welche übrigens diesen Titel durch ihre Größe, ihre Gebäude und die Menge ihrer Einwohner verdienet. Diese Stadt hat acht oder neun hundert Klaftern in der Länge, und fünf oder sechs hundert in der Breite; sie ist der Sitz eines Bischofs; und der Gerichtspräsident, der zugleich Statthalter der Provinz ist, hält sich hier ebenfalls auf. Es ist eine große Anzahl Klöster darinnen nebst zweyen Collegien, die eine Art von Universitäten sind. Das eine gehöret den Jesuiten, und das andere den Dominicanern. Die Einwohner belaufen sich auf dreyßig oder vierzig tausend, von denen ein drittel Spanier oder doch Spanischen Ursprunges sind. Die Lebensmittel sind daselbst nicht sehr theuer; allein die fremden Waaren, die man nicht anders als mit der gröstten Schwierigkeit dahin bringen kann, sind in einem unmäßigen Preise, als z. E. unsre Leinwand, Tücher und seidene Stoffe. Ich habe öfters ein Pfund Eisen, welches ich zur Verfertigung einiger Instrumente kaufte, mit sechs Realen, welches mehr als ein Thaler ist, bezahlet; und ein Trinkglas gilt achtzehn bis zwanzig Franken: allein alles was zum Leben unumgänglich nöthig ist, findet man überflüssig im Lande. Man muß gestehen, daß, wenn man in den Wüsteneyen ist, die außer den Cordilleras liegen, und wenn man diese an einander hängende rauhe und spitzige Gebürge ansiehet, man

sich

ſich dieſes alles nicht einbilden ſollte. Man mögte eher glauben, daß, wenn man dieſe Berge, die einen ſo erſchrecklichen Anblick haben, heraufkletterte, man ſich oben wegen des unfreundlichen Wetters genöthiget ſehen würde auf der andern Seite herunter zu ſteigen, und daß man wiederum in andere Wälder, die denjenigen, durch welche man gereiſet, gleich wären, gerathen würde. Keiner kann vermuthlich auf die Gedanken kommen, daß hinter dieſen erſten Gebürgen andere von eben der Höhe ſind, und daß ſie beyde nur dienen dieſes glückſeelige Land zu verbergen, wo die Natur in ihrer Freygebigkeit, oder vielmehr Verſchwendung das Andenken des irdiſchen Paradieſes erneuret.

Dies kommt daher, daß dieſes Land von den Cordilleras eingeſchloſſen iſt, welche ein doppeltes Gebürge ſind, und welche als zwo Mauren es auf der öſt- und weſtlichen Seite von dem übrigen America abſondern. Die erſte Reihe dieſer Gebürge iſt vierzig bis fünf und vierzig Meilen von der See entfernt, wie ich ſchon geſagt habe; ſie liegen beyde neben einander in einer Weite von ſieben oder acht Meilen, nämlich was ihre Gipfel betrifft. Bald entfernen ſie ſich weiter von einander, bald kommen ſie näher zuſammen; allein ſie gehen faſt allezeit in einer Richtung neben einander fort, welche von der Richtung des Mittagszirkels wenig unterſchieden iſt. Weil ſie ſo nahe an einander liegen, ſo iſt das Erdreich, welches ſie trennet,

und

und fünf oder sechs Meilen in der Breite hat, überaus erhaben, und die zwo Reihen, welche in Ansehung der Einwohner, die sich zwischen ihnen aufhalten, so sehr unterschieden sind, scheinen in Ansehung derer jenigen, welche sich außer ihnen befinden, nur ein einziger Klumpen zu seyn. Die Stadt Quito und der gröste Antheil dieser Provinz liegen also in einem langen Thale, welches deswegen allein nicht für ein Gebürge gehalten wird, weil es zwischen noch höhern Bergen lieget, welche gröstentheils mit Schnee bedeckt, oder vielmehr ganz verschneyet sind. Das Gebürge ist nicht in seiner ganzen Länge gedoppelt; allein über ein hundert und siebenzig Meilen, welche ich von den südlichen Gegenden zu Cuenca bis zu den nordlichen bey Popayan durchgewandert bin, sind sie so beschaffen, und ich weiß, daß sie noch weiter gegen Norden doppelt sind, obgleich das Land, indem es allmählig zu niedrig wird, die guten Eigenschaften verlieret, welche es um Quito hat. Die ziemliche Breite dieses Thals und seine Lage gegen die Sonne sollte vermuthlich die Hitze darin unerträglich machen; allein dagegen muß die große Höhe des Erdreichs und die Nachbarschaft des Schnees die Hitze mäßigen. Diese zwey wiedrigen Dinge sind hier, wofern der Ausdruck erlaubt ist, zusammen vermählet; und diese Verbindung muß so wohl einen beständigen Herbst, als Frühling hervorbringen. Das Wetterglas des Herrn von Reaumur stehet hier beständig auf vierzehn oder funfzehn Graden; die Felder sind allezeit grün; man hat daselbst

die

die Früchte des heißen Erdstriches nebst denjenigen, welche man aus Europa dahin gebracht hat, als Aepfel, Birnen, Pfirschen. Die Bäume sind hier fast beständig voll Saft; alle verschiedene Arten des Getraides, und insonderheit der Weizen gerathen vollkommen gut, und man könnte auch Wein machen, wenn die Stadt Lima nicht einen Freybrief damit allein zu handeln, erhalten hätte. Die Provinz Quito erhält sich indessen durch ihre eigene Waaren und durch die Tücher und baumwollene Zeuge, die darin gemacht werden. Kurz, wenn man sich ein wenig oben oder unten eine Gegend erwählet; (denn es ist leicht zu urtheilen, daß dieses lange Thal nicht eine vollkommen ebene Fläche ist,) so kann man daselbst die Witterung und Annehmlichkeiten der verschiedensten Himmelsstriche genießen.

Weil das Land nahe unter der Linie liegt, so sind die Tage fast allezeit den Nächten gleich, und der Grad der Witterung ist an einem Orte fast das ganze Jahr hindurch einerley: der Regen allein macht einen Unterscheid unter den Jahrszeiten. Es regnet daselbst von dem Wintermonate bis zum May, fast wie unten in den Wäldern. Dieser Regen nebst dem Erdbeben und dem oftmaligen Toben der feuerspeyenden Berge, die hier in großer Anzahl sind, gehöret zu den schlimmen Eigenschaften des Landes, welche die Güte desselben ein wenig vermindern. Uebrigens werden die Reisenden, welche weit in das Thal hineinkom-

kommen leicht anmerken können, daß sie inwendig nicht so sehr Berg heruntergehen, als sie draußen Berg heraufgegangen sind, und daß sie sich also ziemlich hoch über der Horizontallinie des Meeres befinden; allein es wird ihnen sehr schwer oder vielmehr unmöglich fallen die würkliche Höhe auszurechnen. Man hat nicht die Zeit auf so bösen Wegen Betrachtungen anzustellen, und der mechanische Mensch ist es fast allein, der hier reiset. Alle die Gewässer, welche, nachdem sie sich oben versammlet haben und durch eine oder die andere Reihe der Gebürge gebrochen sind, sich von da herunter stürzen und nach allen Seiten des Horizonts, entweder nach dem Nordmeere oder nach der Südsee fließen, zeigen die große Höhe noch deutlich genug an; sie machen die höchsten Wasserfälle in der Welt, aber sie lassen einen, welcher bloß reiset, nichts bestimmtes erkennen. Man darf sich also nicht wundern, wenn wir den Einwohnern in Quito gezeiget haben, daß sie die höchsten Völker auf der ganzen bekannten Erde wären, und daß sie eine Luft schöpften, welche um ein drittel dünner wäre als diejenige, welche andere Leute schöpften. Man könnte so gar die Einschränkung von der bekannten Erde weglassen. Denn wie wir sehen werden, so hat man alle Ursache zu glauben, daß die in den mäßigen und kalten Erdstrichen befindlichen Gebürge unbewohnt sind, und daß man dieselben, obgleich ihre Höhe kleiner ist, nicht ersteigen könne.

Wir

Wir alle empfanden anfänglich von der dünnen Luft viele Beschwerlichkeiten; diejenigen unter uns, welche eine etwas schwache Brust hatten, fühleten den Unterscheid noch mehr, und bekamen ein kleines Nasenbluten, welches ohne Zweifel daher rührete, daß die äußere Luft, welche ein kleineres Gewicht hatte, durch ihren Druck das Blut in den Gefäßen nicht genugsam zurück hielte, welches seines Theils allezeit fähig war gleich stark zu würken. Ich habe vor meine Person nicht wahrgenommen, daß diese Beschwerlichkeit viel größer ward, da wir hernach noch höher stiegen; vielleicht daher, weil ich mich schon zu dem Lande gewöhnet hatte, oder auch vielleicht, weil die Kälte Ursache ist, daß die Ausdehnung der Luft nicht so beträchtlich seyn kann, als sie ohne dieselbe seyn würde. Verschiedene unter uns fielen in Ohnmacht, da wir heraufstiegen, und musten sich brechen; allein diese Zufälle waren mehr eine Würkung der Müdigkeit, als der Schwürigkeit Athem zu hohlen. Dieses kann man daher unstreitig beweisen, daß man denenselben niemahls unterworfen war, wenn man ritte, oder wenn man einmahl den Gipfel erreicht hatte, ob gleich die Luft daselbst noch dünner war. Ich will nicht leugnen, daß diese große Dünnigkeit der Luft die Mattigkeit geschwinder verursachte und dieselbe größer machte; denn das Athemholen wird daselbst überaus schwer, wenn man auch nur ein wenig seine Kräfte braucht, und man findet sich durch die geringste Bewegung ganz außer Athem gesetzet; allein die Sache verhält sich gleich anders, wenn man in einer Unthätigkeit ist. Ich sage nichts,

als wovon ich verschiedene mahle ein Zeuge gewesen bin, und welches ich sonder Zweifel noch öfters würde gesehen haben, wenn die Erfahrung nicht die meisten unter uns bald hätte verspüren lassen, daß sie sich einer so überaus großen Abmattung nicht unterwerfen dürften.

Quito liegt unten an einem Gebürge Namens Pichincha, welches zu den westlichen Cordilleras gehöret, und zwar zu der Reihe, welche gegen der Südsee lieget. Man kann auf dasselbe so wie auf die meisten andern, sehr hoch heraufreiten. Viele von diesen Bergen sind sich darin ähnlich, daß ihr unterster Theil aus verschiedenen Hügeln von Leim oder gemeiner Erde bestehet, welche Kräuter hervorbringt, und daß sich in der Mitte eine hohe Pyramide oder Klumpe von Steinen befindet. Es ist einigermaßen wahrscheinlich, daß alles dieses vormahls mit Erde bedeckt gewesen, die aber allmählig weggeflossen oder auch durch eine plötzliche Erschütterung gesuncken ist, und folglich den Felsen hat zum Vorschein kommen lassen. Dieser Theil des Pichincha ist sehr schwer zu ersteigen. Wir brachten drey Wochen auf seinem Gipfel zu. Die Kälte war daselbst so stark, daß einige unter uns einige scorbutische Zufälle empfanden, und daß die Indianer und die andern Bedienten, die wir aus dem Lande mit uns genommen hatten, mit einem heftigen Reißen im Leibe geplaget wurden. Sie gaben Blut von sich, und einige waren genöthiget herunter zu gehen; aber ihre Unpäßlichkeit rührte beständig, da wir einmahl auf der Spitze des Felsen

unsre

unsre Wohnung eingerichtet hatten, von der strengen Kälte allein her, deren sie nicht gewohnt waren, ohne daß die Ausdehnung der Luft davon die Ursache zu seyn schiene; zum wenigsten schien sie nicht die unmittelbare und nächste Ursache zu seyn. Ich habe dieses mit einer desto größern Sorgfalt untersuchet, da ich wuste, daß die meisten Reisenden sich darin betrogen hatten, da die verschiedenen Würkungen von ihnen nicht genugsam waren erörtert worden. Wir hatten ofte, wenn wir des Abends speiseten, mitten unter uns ein irdenes Gefäß mit Feuer nebst vielen Wachsstöcken oder angezündeten Lichtern; die Thüre unserer Hütte war mit doppelten Fellen vermacht, und dem ohngeachtet fror das Wasser in unsern Gläsern. Wir hatten alle Mühe von der Welt einen Perpendikel aufzustellen. Wir befanden uns fast allezeit in einem Gewölke. Zuweilen veränderte sich der Himmel drey oder viermahl in einer halben Stunde. Auf ein Ungewitter folgte das schönste Wetter, und einen Augenblick hernach hörte man wieder den Donner um desto stärker, weil er so nahe bey uns war. Unser Fels that in Ansehung desselben bey nahe eben dieselbe Würkung, als eine Klippe in dem Meere, an welchem sich alle Wellen brechen. Gegen das Ende unsers hiesigen Aufenthalts brachte man uns ein Wetterglas; allein die Kälte hatte damahls ein wenig nachgelassen. Dieses Wetterglas, welches von des Herrn Reaumur Erfindung war, veränderte sich hier weit mehr, als unten zu Quito, oder an dem Ufer des Meers, und öfters

von dem Morgen bis nach Mittage auf 17 Grade, ob man gleich daſſelbe allezeit im Schatten hielte.

Das Queckſilber, welches in dem leeren Raum an dem Ufer des Meers 28 Zolle 1 Linie hoch ſtund, ſtund hier ungefehr 16 Zolle weniger 1 Linie hoch. Die ausdehnende Kraft der Luft ward auch ihrer Verdickung vollkommen gleichmäßig befunden, eben ſo wie unten und in Europa. Der Secundenperpendikel war hier, wenn man bey den unmittelbaren Erfahrungen ſtehen bleibt, $\frac{36}{100}$ einer Linie kürzer, als an dem Ufer des Meers*. Endlich nachdem wir allhier über zwanzig Tage ausgehalten und wärend denſelben alle Standthaftigkeit nöthig gehabt hatten um ſo lange wieder das rauhe Wetter an dieſem Orte zu ſtreiten, muſten wir erkennen, daß es eine vergebliche Mühe ſeyn würde die Triangel unſerer Mittagslinie ſo hoch zu ſetzen, und daß wir uns meiſtentheils würden begnügen müſſen, unſere Zeichen auf den unten an den felſigten Pyramiden befindlichen Hügeln aufzuſtellen. Dieſer ſo nöthigen Vorſicht ungeachtet iſt uns bey unſern Arbeiten nichts beſchwerlicher gefallen, als die plötzliche Abwechſelung der Hitze und Kälte, welche wir von einem Augenblicke zum andern jedesmahl ausſtunden, wenn wir

*) Ich habe ihn oben 36 Zolle $6\frac{71}{100}$ Linien, zu Quito 36 Zolle $6\frac{83}{100}$ Lin. und an dem Ufer des Meers 36 Zolle $7\frac{7}{100}$ Lin. lang befunden.

wir etwas weit herauf oder herunterstiegen. Wir hatten hier Zeit genug zu erkennen, wie sehr sich einige Naturlehrer betrügen, welche dafür halten, daß die Gewölke von einer andern Beschaffenheit seyn, als der Nebel. Die Gewölke reichten oft nicht an uns, sie waren fünf bis sechs hundert Klaftern zu niedrig, und verhinderten uns die Erde zu sehen, da indessen dieselben den Einwohnern zu Quito den Himmel verdeckten. Zuweilen hatten diese Gewölke keine so große Schwere; sie stiegen höher, und waren in Ansehung unser ein bloßer Nebel, in welchem wir uns befanden, obgleich die sich unten aufhaltende Beobachter sie allezeit mit Grunde für Gewölke hielten. Wenn ich sie weit unter uns sahe, schienen sie mir stets sehr weiß zu seyn, und ich kann sie in Betrachtung ihrer damahligen Farbe und Gestalt nicht besser als mit einigen Klumpen Baumwolle vergleichen, welche sich so berührten, daß ihre an einen Ort versammlete Menge eine gewässerte Fläche formirte. Was die Farbe betrifft, so hat es mit dem Wasser und dem Glase gerade einerley Bewandtniß. Man weiß, daß das helleste Glas, wenn es pulverisirt ist, dunkel wird, wenn man das Licht von der Seite ansiehet, und daß es so weiß als Schnee scheinet, wenn man es von der Seite, wo es sehr helle ist, betrachtet. Eben dieses geschicht auch mit dem Wasser, wenn dasselbe in sehr kleine Theilchen oder Tröpflein, die in den Gewölken oder Nebeln fast unkennbar sind, zertheilet ist. Diese Tröpflein sind dem Ansehen nach nichts anders als hohle Kugeln voll Luft, welche, so wie sie sich mehr oder weniger ausdehnet, Ursache

ist, daß das Wasser, welches die Kugel formiret, die Dicke verändert; und wenn die Kugel ihre Größe verändert, so steigt das Gewölke mehr oder weniger in die Höhe, bis daß es sich mit der Lage der äußern Luft, worin es schwebet, im Gleichgewichte befindet. Heute haben die Gewölke eine gewisse und ihnen eigene Schwere; sie erhalten sich in einer bestimmten Höhe, und man siehet sie nur bis zu einem gewissen Punkte in allen Gebürgen steigen: allein morgen wird der Durchmesser der kleinen Wasserblasen, woraus sie bestehen, kleiner oder größer seyn; diese Gewölke werden also schwerer oder leichter werden, und sich in einer niedrigern oder höhern Luftgegend aufhalten. Aber, damit ich wieder zu ihrer Durchsichtigkeit komme, gleichwie die kleinen Wasserblasen, woraus sie bestehen, eine gar zu große Anzahl kleiner Flächen dem Lichte darstellen; also scheinen sie dunkel, wenn man sie von unten ansiehet: dahingegen, wenn der Zuschauer über ihnen ist, so wie wir es oft auf dem Pichincha und den andern Gebürgen waren, alle zurückprallende und in einander vermischte Strahlen, nachdem sie verschiedene mahle gebrochen worden, das weiße hervorbringen; welches also zufolge den Grundsätzen geschicht, die wir von den Eigenschaften des Lichtes wissen.

Man siehet fast alle Tage auf dem Gipfel eben dieser Gebürge eine außerordentliche Lufterscheinung, welche so alt, als die Welt seyn muß, und welche allem Vermuthen nach niemand vor uns gesehen hat. Das erste mahl,

als

als wir dieſelbe wahrnahmen, waren wir alle mit einander auf einem nicht ſo hohen Berge, Namens Pambamarca. Eine Wolke, von welcher wir umgeben waren, zertheilete ſich, und ließ uns die Sonne ſehen, welche mit einem großen Glanze aufgieng. Die Wolke zog ſich nach der andern Seite; ſie war nicht dreyßig Schritte, und noch zu wenig entfernet um die Weiße zu bekommen, wovon ich kurz zuvor geredet habe, als ein jeder von uns auf derſelben ſeinen Schatten, und zwar nur ſeinen Schatten allein ſahe, weil die Wolke nicht eine an einander hangende Fläche darſtellete. Weil ſie gar nicht weit von uns entfernet war, ſo konnte man alle Theile des Schattens deutlich erkennen; man ſahe die Arme, die Beine, den Kopf. Aber das, ſo uns in Verwunderung ſetzte, war dieſes, daß der Kopf mit einem Kreiſe von Strahlen gezieret war, der aus drey oder vier concentriſchen Cronen beſtund. Eine jede hatte ſehr lebhafte und eben die verſchiedenen Farben, als der erſte Regenbogen, und die rothe war auf der Außenſeite.

Der Raum zwiſchen dieſen Kreiſen war gleich groß, der letzte aber der ſchwächſte, und endlich ſahen wir weit von uns einen großen weißen Kreis, welcher alles zuſammen einfaßte. Dies war gleichſam eine Art der Vergötterung für einen jeden Zuſchauer, und ich kann nicht umhin anzumerken, daß ein jeder das empfindliche Vergnügen ruhig genoß ſich mit allen dieſen Cronen geſchmücket zu ſehen, ohne etwas von ſeiner Nachbaren ihren wahrzuneh-

men. Ich machte in aller Eile aus den ersten Linealen, die ich fand, eine Art von einem Jacobsstabe, um die Durchmesser dieser Kreise zu messen; denn ich befürchtete, daß dieser wunderbare Anblick sich nicht oft zeigen würde. Ich beobachtete hernach, daß diese Durchmesser ihre Größe von einem Augenblicke zum andern veränderten, jedoch so, daß der Raum zwischen denselben immer gleich groß blieb, sie mögten entweder größer oder kleiner werden. Uebrigens wird diese Lufterscheinung nur auf den Wolken abgebildet, die voller Eistheilchen sind, aber nicht auf denen, die aus Regentropfen bestehen, so wie es mit dem Regenbogen geschicht. Insgemein war der Durchmesser des ersten Bogens $5\frac{2}{3}$ Grade, des andern 11 Gr. des dritten 17 Gr. u. s. w. und des weißen Kreises 69 Grade groß. Die eigentliche Zeit dieser Erscheinung, welche erfordert, daß der Schatten auf eine Wolke geworfen werde, entschuldiget die Peruaner, daß sie dieselbe nicht gesehen haben, und man muß ihnen deswegen keinen Vorwurf machen. Denn es geschicht zu einer ungewöhnlichen Stunde, da sonst niemand, als Leute, die Liebhaber der Naturlehre sind, sich auf dem Gipfel eines hohen Berges zu befinden pflegen. Jedoch würde man solche Erscheinung dem Ansehen nach zuweilen auf unsern hohen Thürmen wahrnehmen können. Ein jeder von uns hat Nebel, die sich nicht weit erstreckten, und die nur einige Schritte von uns entfernet waren, gesehen. Es fehlte nur die andere Bedingung, nämlich daß die Sonne in dem Horizont gegenüber stünde. Ja, wenn auch dieser letzte Umstand nicht vollkom-

kommen vorhanden ist, so kann man doch oft ein Stück von dem weißen Kreise sehen, so wie ich es oft verschiedene mahle wahrgenommen, wenn ich darauf Achtung gegeben habe.

Die Höhe des felsigten Gipfels des Pichincha ist bey nahe auch die Höhe der untern beständigen Grenze des Schnees auf allen Gebürgen des hitzigen Erdstrichs. Ich habe gefunden, daß dieser felsigte Gipfel über die Horizontallinie der Südsee 2434 Klaftern erhaben ist. Der Schnee fällt zwar weit niediger; allein er pflegt auch an eben dem Tage wieder zu schmelzen; dahingegen derselbe oben in dem ganzen Theile der Cordilleras, den ich durchgereiset habe, beständig liegen bleibt. Etliche Berge reichen nicht bis an diese Grenze, andere aber berühren sie, als der Pichincha. Viele andere erstreken sich noch weit höher; ihr öberster Theil ist allezeit mit Schnee bedeckt, und man kan sie daher nicht ersteigen; weil der Schnee sich darauf in Eis verwandelt. Seine Oberfläche muß zwar am Tage ein wenig schmelzen, wenn das Gebürge nicht in den Wolken versteckt ist: allein so bald die Sonne aufhöret zu würken, so entstehet ein Glatteis; die Oberfläche wird harte und so glatt, als ein Spiegel. Und daher ist es unmöglich höher hinaufzusteigen. Diese Grenze des Schnees beruhet auf gar zu verschiedenen Umständen, und daher muß sie auch großen Veränderungen unterworfen seyn. Viele Gebürge in Peru sind so beschaffen, daß sie sich leicht entzünden können; denn sie sind fast alle feuerspeyen-

de Berge geweſen, oder ſind es noch würklich ungeachtet alles Schnees, um deſſentwegen man ſie nicht dafür anſehen ſollte. Außerdem iſt es gewiß, daß, je einen größern Umfang der Klumpen hat, der ihnen zur Grundlage dienet, derſelbe ihnen auch eine deſto größere Hitze mittheilen und die Grenze des Froſtes deſto weiter entfernen müſſe, weil man dieſen Klumpen faſt als ein andres Erdreich zu betrachten hat, welches alle Tage von der Sonne erwärmet wird. Dahingegen bringet der beſchneyete Theil, wenn er größer iſt, eine ganze wiedrige Würkung hervor. Er verurſachet rund herum eine größere Kälte, durch welche ein wenig weiter unten Froſt und Eis entſtehen kann. Unterdeſſen iſt der Unterſcheid nicht groß, ſo weit ich ihn habe beobachten können, und der unterſte Rand des Schnees machet gleichſam eine Horizontallinie an allen Peruaniſchen Gebürgen, ſo daß man von ihrer Höhe durch den bloſſen Anblick urtheilen kann.

Allein wenn wir die Sache im großen betrachten und unſre Gedanken auf die ganze Erdkugel richten; ſo gehet dieſe Linie mit der Fläche der Erde nicht allezeit parallel. Es iſt augenſcheinlich klar, daß ſie ſich ſtuffenweiſe in der Verhältniß herunterſenken muß, worin ſie ſich von dem hitzigen Erdſtriche entfernet oder den Polen näher kommt. Dieſe Linie iſt mitten in dem heißen Erdſtriche 2434 Klaftern über der Horizontallinie des Meers; bey dem Anfange der gemäßigten Erdſtriche wird ſie nur 2100 Klaftern hoch ſeyn nnd über den Gipfel des Berges Theyde oder

Pico

Pico auf der Inſel Teneriffa, der bey nahe dieſe Höhe hat, gehen. In Frankreich und Chili wird ihre Höhe 15 oder 1600 Klaftern betragen, und indem ſie ſich ſolchergeſtalt nach der Verhältniß ihrer allmähligen Entfernung von der Mittellinie, beſtändig mehr herunterſenkt, ſo wird ſie die Erde jenſeit der zween Polarzirkel berühren, ob wir gleich dieſelbe nur allezeit im Sommer betrachten.

Dieſe Linie kann man die Linie der untern beſtändigen Grenze des Schnees nennen; denn es muß noch eine andere, nämlich die Linie der obern Grenze ſeyn, an welche aber allem Anſehen nach die höchſten Berge der Welt nicht reichen. Wenn einige ſo hoch wären, daß ſie ihre Gipfel über alle Wolken erſtreckten; ſo würden dieſe hohe Spitzen in ihren oberſten Theilen von dem Schnee befreyet ſeyn; und wie ſie vermuthlich ſich bis in die Gegend erheben würden, wo die Luft nicht mehr beweget wird: alſo würde man dort oben, wofern man dahin kommen könnte, einen vollkommen und beſtändig heitern Himmel haben, ſo wie man ſich dergleichen Vorſtellungen ohne Grund von dem Olympus, von dem Berge Ararat, von dem Theyde oder Pico auf Teneriffa gemacht hat, obgleich dieſer letzte nicht einmahl vollkommen bis zur untern Grenze des Froſtes reicht. Ich will hier weiter nichts, als bloß dasjenige anführen, was ich ſelbſt als wahr befunden habe. Auf einigen Bergen, die uns dieneten unſre Triangel zu errichten, als z. E. auf dem Cotopaxi iſt ein Stück von 6 bis 700 Klaftern in ſenkrechter Höhe beſchneyet. Es würde

un-

unnütz seyn noch mehrere, welche längst unserer Mittagslinie liegen, oder auch andere zu nennen, welche man auf beyden Seiten des Magdalenen-Flusses antrifft, wenn man gegen das Nordmeer bis nach St. Martha kommt. Der Chimboraßo, welcher der höchste unter allen denen ist, die ich beobachtet und gesehen habe, ist 3217 Klaftern höher als das Meer, und das Stück desselben, welches mit Schnee bedeckt ist, hat eine Höhe von mehr als 800 Klaftern. Allein wenn die Wolken zuweilen viel weiter heruntergehen, als welches die Ursache ist, daß man den Gipfel des Berges oben sehen kann, so steigen sie auch oft weit höher, und zuweilen 3 oder 400 Klaftern herauf, so weit ich nämlich von weitem durch die Vergleichung ihrer Höhe mit der Größe des Berges, die ich schon gemessen hatte, habe urtheilen können. Mit einem Worte, der Raum zwischen der obern und untern Grenze des Schnees beträgt nach einem senkrechten Maße zum wenigsten 11 bis 1200 Klaftern in dem heißen Erdstriche. Wenn demnach so hohe Berge wären, so würde man um dieselben einen Eisgürtel sehen, welcher von 2440 Klaftern über der Horizontallinie des Meers anfangen und sich bey 3500 oder 3600 Klaftern endigen würde, nicht deswegen, weil die Kälte dort aufhörte; (denn es ist vielmehr gewiß, daß dieselbe nach der Verhältniß, in welcher man sich von der Erde in den Luftkreis entfernet, zunimmt,) sondern weil die Wolken oder die Dünste nicht höher steigen können.

Ob-

Obgleich der Schnee Urſache iſt, daß man nicht auf die Berge kommen kann, wie ich ſchon angemerkt habe; ſo ſtieg ich doch mit dem Herrn de la Condamine im Brachmonat 1742 auf den feuerſpeyenden Gipfel des Pichincha, welches eine andere noch höhere Spitze deſſelben als die erſte iſt, hinter welcher er von Quito zu rechnen, liegt. Wir waren ganz mit Schnee umgeben, und wir ſahen ſolchen weiter unten über 1000 Klaftern von uns fallen; er verſperrete etliche Tage lang alle Wege um zu uns zu kommen, und zuweilen waren wir alle genöthiget Hand anzulegen, um zu verhüten, daß er das Gezelt welches uns zum Aufenthalt dienete, nicht niederreißen mögte. Gleichwie dieſer Schnee friſch war und ſich ein wenig niedertreten ließ; alſo konnten wir ganz herauf bis zum Rande des feuerſpeyenden Schlundes ſteigen, deſſen oftmahlige Entzündungen der Stadt Quito nur gar zu ſchädlich geweſen ſind. Wir erkannten aus der Beſichtigung des Ortes, daß zwo Hinderniſſe die große Würkung deſſelben auf dieſe Stadt aufgehalten hatten, nämlich der dazwiſchen liegende felſigte Gipfel, auf welchem wir unſer langes und beſchwerliches Lager, von dem ich ſchon geredet habe, gehabt hatten, und außerdem die Mündung des Schlundes, welche die Geſtalt einer halben Krone von Felſen auf der Seite nach Quito hat, welche durch ihren Widerſtand den ausgeworfenen Brennzeug gemeiniglich nöthiget einen andern Weg zu nehmen. Es trug ſich auf eine ſonderbare Weiſe zu, daß wärender Zeit, da wir uns mit dieſer Unterſuchung beſchäftigten, ein anderer feuerſpeyender Berg

in

in der öſtlichen Reihe ſich entzündete; und der Cotopari that es gleichſam vor unſern Augen; ſeine Hitze zerſchmolz den Schnee, und wir erinnerten uns dabey des großen Schadens, welchen er in vorigen Zeiten gethan hat. Der Herr de la Candamine und ich ſtiegen noch einmahl über die beſtändige untere Grenze des Schnees auf den Chuſſalong oder den Coraßon de Barionuevo, einen andern Berg, deſſen eine Spitze uns auch einen Stand zu unſern Triangeln gegeben hat. Der felſigte Theil deſſelben hat gleichſam die Geſtalt eines Daches auf einem Hauſe; und weil ſein nordliches Ende damahls faſt gänzlich von Schnee entblößet war, ſo machten wir uns dieſen Umſtand zu nutze, und ſtiegen wiewohl mit großer Beſchwerlichkeit hinauf; denn als wir oben ankamen, waren wir mit Eis bedeckt. Dieſer Berg hat 2476 Klaftern in der Höhe; das Queckſilber ſtund daſelbſt in dem Barometer 15 Zolle 9 Linien hoch, und etwas über 12 Zolle 3 Linien niedriger, als an dem Ufer des Meers. Man hatte wohl niemahls ein Barometer an einen ſo hohen Orte geſehen; ja es iſt ſehr wahrſcheinlich daß niemand zuvor ſo weit hinaufgegangen war; denn zu Unternehmung ſolcher Reiſen muß man Bewegungsgründe haben. Die Liebe zu den Reichthümern, welche in Peru, ſo wie ſonſt allenthalben ſo viele Leute in Bewegung ſetzet, führet ſie keinesweges auf dergleichen hohe Felſen, ſondern reizet ſie vielmehr die unten befindliche Regenbäche durchzuſuchen.

Die

Die Gebürge um Quito scheinen wenig Erz in sich zu halten, ob man gleich ehemahls Goldkörner darin gefunden hat, und zuweilen noch findet. Man siehet dorten auch keine Spuren der großen Ueberschwemmungen, welche so viele Merkmahle in allen andern Gegenden gelassen haben. Man kann in Peru mit leichter Mühe das inwendige der Erde bis zu einer sehr großen Tiefe besehen, weil dort alles voller Regenbäche ist. Man findet sehr viele, die 200 Klaftern breit und 60 bis 80 tief sind; ja es giebt einige, welche mehr als zweymahl so groß sind. Man darf nur in dieselben heruntersteigen, so wird man alle Eigenschaften der verschiedenen Lagen der Erde sehen, und es ist was besonderes, daß keine Fossilien darin gefunden werden. Man trifft indessen darin eine Menge von dem schwarzen Sande an, welchen der Magnet an sich ziehet, und man nimmt überhaupt wahr, daß die Lagen der Erde, welche man dort siehet, und in welchen die Vermischung der Farben sehr unterschieden ist, gar nicht durch einen oftmahligen Anfluß, sondern vielmehr aus dem von den feuerspeyenden Bergen ausgeworfenen Brennzeuge entstanden sind; denn es scheinet daselbst fast alles ein Werk des Feuers zu seyn. Einige von diesen Bergen bestehen bis zu einer ziemlich großen Tiefe ganz aus Schlacken, Bimsensteine und Stücken von verbrannten Steinen von allen Größen; und zuweilen liegt alles dieses unter einer Lage gemeiner Erde verborgen, worauf Kräuter, ja gar Bäume wachsen. Ich habe Schichten von verbrannten und in sehr kleine Stücken verwandelten Steinen gesehen, welche fünf oder sechs Mannes-

neslängen dicke waren, insonderheit unten an dem Berge Cotopaxi, welcher ein vollkommen abgekürzter Kegel ist, weil sein Gipfel heruntergestürzt worden. Das unterste dieses feuerspeyenden Berges hat eine runde und regelmäßige Gestalt durch allen diesen ausgeworfenen Stoff bekommen, welcher nicht mit einer genugsamen Gewalt fortgetrieben worden, oder welcher zu leicht war, als daß er in eine starke und geschwinde Bewegung gesetzt werden konnte. Die oberste Schichte ist die dickeste, zum wenigsten bey dem Berge; und dieses veranlasset mich zu glauben, daß man dieselbe der erschrecklichen Entzündung des Berges zuschreiben müsse, welche, wie alle Geschichtschreiber anmerken, sich nach dem Tode des letzten Kayfers Atahualpa bey dem Anfange des Jahrs 1533 ereignet hat, und davon wir mit dem größesten Erstaunen noch andere außerordentliche Merkmahle gesehen haben, als z. E. Steine, die über 8 bis 9 Fuß lang und eben so dicke sind. Sie sind weiter als 3 Meilen fortgetrieben worden, und viele darunter formiren Striche, welche noch jetzo den Berg anzeigen, welcher sie so weit geworfen hat. Diese großen Steine sind gar nicht so wie diejenigen verbrannt, womit der Fuß des Berges bedeckt ist, und sie können nicht anders als durch die erste Gewalt des ausbrechenden Feuers so weit geworfen worden seyn. Daher wird man dem Ansehen nach eine gleiche Würkung nicht zu befürchten haben, so lange als die Mündung des Berges 5 oder 600 Klaftern weit seyn wird, wie sie heutiges Tages zu seyn scheinet.

Nach

Nach der Meynung der Indianer war diese Begebenheit ihnen vorhergesagt worden, und sie sahen dieselbe als den unglücklichen Augenblick an, da es ihnen, wie sie glaubten, nichts mehr helfen konnte sich wieder die Fremden zu wehren, welche sie unter das Joch bringen sollten, und welche ihre Eroberungen schon ziemlich weit getrieben hatten. Pedro Cieza de Leon, Garcilasso, Herrera und alle andere Geschichtschreiber thun davon Erwehnung; sie schreiben diese Prophezeyhungen zum Theil dem Huayana Capac zu, welcher der zwölfte Kayser und des Atahualpa Vater gewesen ist, und nennen diesen feuerspeyenden Berg Latacunga. Wenn man seine verschiedene Entzündungen nach der Menge der verschiedenen Schichten verbrannter Steine, die unten bey demselben liegen, zählen sollte, ohne einmahl die untersten Schichten, welche zerstreuet und durch einander geworfen sind, in Betrachtung zu ziehen; so würde dieser Brand zum wenigsten der zwanzigste seyn. Allein vermuthlich wirft eine jede Entzündung einen Stoff von verschiedenen Farben und verschiedenen Arten aus, und vielleicht wird derselbe nach ein ander herausgeworfen, so wie solcher in dem Schooße des Gebürges in einer verschiedenen Ordnung liegt. Was den letzten Brand betrifft, welcher sich im Jahre 1742 in unserer Gegenwart ereignete, so hat er keinen andern Schaden, als nur durch den geschmolzenen Schnee gethan, ob er gleich auf der Seite, um die Mitte seiner Höhe, eine neue Mündung gemacht hat. Es waren in diesem Jahre zwo plötzliche Wasserfluten, eine am 24ten des Brachmonats,

und die andere am 9ten des Christmonats; aber die letzte war ungleich größer. Das Wasser warf in seiner ersten Heftigkeit den Posten, welchen wir bey unserm sechsten und siebenden Triangel zu unserm Stande erwählet hatten, gänzlich über den Haufen, und stieg an einigen Oertern über 120 Fuß hoch. Ohne eine unzählige Menge Vieh, die dasselbe wegführete, riß es 5 bis 600 Häuser nieder, und 8 bis 900 Menschen kamen dabey um das Leben. Alle diese Gewässer musten 17 bis 18 Meilen südwärts in den Gebürgen laufen oder vielmehr wüten, ehe sie unten an dem Tonguragua abfließen konnten, und dieses geschahe in einer Zeit von 3 Stunden.

Wenn das Land uns so viele natürliche Merkwürdigkeiten darstellet, von denen einige, wie man siehet, sehr betrübt sind; so werden die Sitten und Gewohnheiten dieser Völker unsere Aufmerksamkeit nicht weniger erregen, und sie könnten einen genugsamen Stoff zu einer langen Erzählung geben. Es ist bekannt, daß dieses Land theils von den Spaniern, die es erobert haben, und theils von den Indianern bewohnt wird, welche dessen ursprüngliche Einwohner, und von den andern Völkern nicht unterschieden sind, die man unter dem Namen der Wilden, oder der Caraiben kennet. Gleichwie der heiße und die kalten Erdstriche in Peru gleichsam vermischet sind; und wie man daselbst die wiedrigsten Witterungen antrifft, so daß man nur einige Meilen reisen, und entweder in das Gebürge hinein, oder wieder herausgehen darf, wenn man Länder,

di-

die von einander weit mehr unterschieden sind, als wenn man ganz Europa durchwanderte, finden will: so muß diese überaus große Verschiedenheit auch nothwendig einen Unterscheid in den Sitten dieser Völker, und in ihren natürlichen Neigungen verursachen. In den untersten Gegenden wohnen sie einsam in den Wäldern, und machen gleichsam kleine Republiken aus, welche von ihrem Pfarrer, der ein Spanier ist, und von ihrem Statthalter, der einige andere Indianer zu seinen Gehülfen und Officieren hat, regieret werden. Sie leben alle in einer so großen Einigkeit, als sie in einer vollkommenen Unschuld zu leben scheinen. Sie sind angenehme und ehrliche Leute und nicht des geringsten Mißtrauens fähig; ja sie lassen es sich nicht einmahl einfallen, daß man jemahls die Absicht haben könne sie zu betrügen. Ihre Hausthüren stehen allezeit offen, ob sie gleich Baumwolle, Kürbsflaschen, Pito welches eine Art von Aloe ist, woraus sie Garn spinnen, und einige andern Waaren darin haben, womit sie einen Handel treiben. Die große Hitze macht, daß sie fast nakend gehen; sie streichen sich insgemein mit Roucou roth an, und diese Mahlerey dienet ihnen öfters zu ihrem Putze. An statt sich ganz zu färben, bemahlen sie sich nur streifenweise, und dieses thun sie sogar auf dem Gesichte. Es scheinet, daß sie diese Gewohnheit ursprünglich als eine Vorsorge gegen das Stechen gewisser Arten von Mücken, Maringoinen oder Muskiten genannt, angesehen haben; denn ihre Menge ist in allen niedrigen Orten des heißen Erdstriches, die nicht genugsam angebauet sind, ungemein

groß. Eben dieſe Indianer verſtehen alle Handwerke, die ihnen nöthig ſind. Sie ſind Zimmerleute, und die Baumeiſter ihrer Häuſer; ſie machen ihre Pyrogen, und ſie ſind auch Weber. Was die großen Gebäude betrifft, ſo arbeiten ſie daran insgemein gemeinſchaftlich. Ein Indianer bittet alle andern in der Nachbarſchaft zu Gaſte; und wenn er ſie wohl bewirthet, ſo wird das Haus, wie groß es immer ſeyn mag, (denn in gewiſſen Oertern wohnen drey oder vier einzelne Familien unter einem Dache, und eine jede hat einen Platz von etlichen Schuhen,) denſelben Tag, und zuweilen in einer oder zwoen Stunden fertig. Inzwiſchen iſt ihr Zuſtand beglückt genug; ſie ſind allein oder ohne Vermiſchung einiger Fremden, die ſie veranlaſſen könnten ſich einigen Zwang anzuthun. Außer den Früchten der Erde, die ihnen niemahls fehlen, gehen ſie auch auf die Jagd und Fiſcherey, wodurch ſie ſich ihren Unterhalt reichlich verſchaffen. Sie erlegen das Wild entweder mit Pfeilen, die zuweilen vergiftet ſind, oder mit Kugeln von Thone, welche ſie durch Blaſeröhre ſchießen. Was die Fiſcherey betrifft, ſo iſt dieſelbe ihnen um deſto leichter, weil die Flüſſe bey ihnen nicht mehr ſo abſchüßig ſind als oben, wo dieſelben überaus ſchnell gehen, und die Fiſche ſind darin in großer Menge. Obgleich die Indianer, welche nicht unter das Joch gebracht ſind, und die man die kriegeriſchen Indianer nennet, ſogar in den Ländern, in welche ſie zuweilen Streifereyen thun, wenig bekannt ſind; ſo weiß man doch, daß ſie in ihrer Lebensart mit den übrigen ſehr übereinkommen. Eben dieſelbe Beſchaf-

Beschaffenheit des Landes hat auch gleiche Sitten bey ihnen einführen müssen.

Uebrigens wissen wir nicht, ob wir uns in Ansehung dieser Völker eben die Schwierigkeit nothwendiger Weise vorstellen sollen, die uns in Betrachtung der Mohren so viel zu schaffen macht. Dem Ansehen nach sind sie von uns bloß darin unterschieden, daß sie in einem Himmelsstriche wohnen, der von dem unsrigen unterschieden ist, und dieses hat in der Länge sehr merkliche Würkungen hervorgebracht. Ich bin wenigstens versichert, daß man ihre Farbe, die ein wenig kupfericht ist, und welche man, weil sie nicht von ihrer Mahlerey herrühret, insgemein als etwas ihnen eigenthümliches ansiehet, nur als einen vergänglichen Unterscheid betrachten müsse. Ich habe Gelegenheit gehabt anzumerken, daß diejenigen, die gleich unten an den Cordilleras, an der westlichen Seite, oder an der Südsee wohnen, fast eben so weiß sind, als wir. Diese sind nicht wie die andern der heftigen und beständigen Sonnenhitze blosgestellet; sie bringen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande zu, wo eine so vollkommene Windstille regieret, daß sie niemahls durch die geringste Bewegung der Luft unterbrochen wird, weil die Gebürge sie gegen den beständigen Ostwind beschützen, welcher bey nahe eine Meile hoch über ihren Kopf streichen muß. Wenn man sich weiter von den Gebürgen entfernet und gegen die Küste zugehet, so verhält es sich dorten ganz anders; der Wind gehet daselbst, und die Indianer haben dort auch ihre Kupferfarbe. Es ist wahr, daß wenn die Fleischfar-

be der erstern sie nicht von uns zu unterscheiden scheinet, doch dieses noch einen merklichen Unterscheid zwischen ihnen und uns macht, daß sie keinen Bart und keine Haare auf der Brust, noch an einer andern Stelle des Leibes haben, und insonderheit, daß ihr Haar so lang ist. Sie haben alle dicke, schwarze, gerade und sehr starke Haare: allein, wenn man zugiebt, daß ihre Farbe, welche überhaupt von der unsrigen so unterschieden ist, von der Beschaffenheit des Himmelsstriches, oder von der starken Würkung der Luft herkomme, zu welcher der Mangel der Kleider Gelegenheit giebt; so sollte man wahrscheinlicher Weise muthmaßen, daß das übrige, wodurch sie sich von uns unterscheiden, fast von eben den Ursachen herrühren müsse.

Die Indianer, welche oben in den Cordilleras wohnen befinden sich in einem andern Zustande, und sie sind auch von den vorigen ganz unterschiedene Menschen. Sie haben so viele böse Eigenschaften, als die andern gute haben, wenn man sie als Bürger oder Leute betrachtet, die einen Theil der Gesellschaft ausmachen; denn außerdem sind sie nicht im Stande böses zu thun. Sie sind alle ungemein faul und tumm; sie bringen ganze Tage auf einer Stelle zu und sitzen gebückt auf ihren Ferſen, ohne sich zu regen oder ein Wort zu sprechen. Sie dienen in den Städten als Hausgesinde, und man braucht sie in dem Felde zum Ackerbau. Die Kleidung welche man ihnen giebt, nebst den Zugemüsen und dem Getraide, welches sie zu ihrem Unterhalte bekommen, macht einen Theil ihres Lohns aus. Wenn sie sich verheiraten, sind die Gebühren des

Pfar-

Pfarrers sehr groß, so wohl als die Begräbnißkosten, wenn jemand aus ihrer kleinen Familie stirbt. Daher kommt es, daß sie niemahls was eigenthümliches haben, und daß sie ihren Herren fast allezeit schuldig sind. Diese Umstände vergrößern ihre Faulheit nicht wenig. Es ist unmöglich zu sagen, was für eine große Gleichgültigkeit sie in Ansehung der Reichthümer und sogar aller Bequemlichkeiten bezeigen, vielleicht weil sie merken, daß es ihnen nichts helfen würde, wenn sie solche zu erwerben suchten. Und da sie hiernächst dem Trunke eines gewissen Biers, welches sie von Indianischem Korne machen, ein wenig zu sehr ergeben sind, so stellen sie gleichsam eine große Secte von Stoischen oder vielmehr von Cynischen Weltweisen vor. Man weiß öfters nicht, durch was für einen Bewegungsgrund man sie überreden solle, wenn man von ihnen einen Dienst verlanget. Man bietet ihnen umsonst einige Stücken Geld an; denn sie antworten, daß sie nicht hungrig sind. Man darf sich also nicht verwundern, daß sie die Taschen in den Kleidern für was unnützes halten. Sie haben gar keine; und wenn man sie nöthiget ein kleines Stück Geld zu nehmen, so wissen sie es nicht besser, als in dem Munde zu verwahren. Es ist ihnen nicht erlaubt leinen Zeug oder Strümpfe zu tragen, und ihre Kleidung ist von der nicht unterschieden, deren sie sich vor alters bedieneten. Dieselbe bestehet in einem Camisölchen ohne Ermel von Tuche, das in dem Lande gemacht wird. Dieses reicht ihnen bis auf die Knie, und sie ziehen darüber öfters ein anders Stück Zeug an, welches länger als weit

ist. In der Mitte desselben ist eine Oeffnung, um den Kopf dadurch zu stecken, und dieser Ueberrock siehet fast wie ein Meßgewand aus. In ihren kleinen Hütten haben sie nicht das geringste Hausgeräthe. Sie legen sich auf die Erde auf ein Fell schlafen, und bringen zuweilen ganze Jahre zu, ohne Fleisch zu essen. Sie ziehen zuweilen zwar einiges Vieh oder Geflügel auf; allein das geschicht fast allezeit, um es ihren Pfarrern zu schenken. Sie selbst essen solches nur in einigen außerordentlichen Fällen, insonderheit, wenn jemand unter ihnen stirbt. Die Freunde und Anverwandten des Verstorbenen versammlen sich alsdenn in großer Eile, um sich bey ihren Wehklagen von demjenigen, was sie der Kirche entziehen können, etwas zu gute zu thun. Das Trauergelag dauret so lange, bis ihnen schlechterdings nichts mehr übrig ist.

Es scheinet, daß diejenigen, welche außerhalb den Gebürgen wohnen, etwas mehr von ihren alten Sitten behalten haben; dahingegen diejenigen, welche sich oben aufhalten, wo das Land ungleich mehr bevölkert ist, die Würkungen der Unterwürfigkeit mehr empfinden. Aus ihrer Vermischung mit den Spaniern ist eine dritte Gattung von Menschen, nämlich die Mestizen entstanden, welche jetzo den gröſten Theil der Einwohner ausmachen, und welche gemeiniglich die zwo Sprachen, nemlich die Spanische und die alte Sprache des Landes, welche der Incas ihre war, verstehen. Diese Mestizen, welche fast alle unehelich gebohren werden, sind nicht mehr Spanier, als sie Indianer sind. Dem ungeachtet genießen

sie

ſie alle Vorzüge der erſtern und werden für weiße gehalten. Es fehlet ihnen nicht an natürlicher Geſchicklichkeit, und man muß ſie als Leute anſehen, deren Gewalt den Indianern am ſchwerſten fällt. Inzwiſchen hat die Spaniſche Regierung aus einer weiſen Vorſorge alle nöthige Maßregeln ergriffen, um dieſem Uebel zu ſteuren, und dem erbärmlichen Reſte dieſes Volkes, welches beſtändig abnimmt, ihren Schuß angedeihen zu laſſen. Man hat geſucht ſie von aller Arbeit, wodurch ſie übermäßig gedruckt werden könnten, zu befreyen. Man hat in allen Städten gewiſſe Perſonen verordnet, die ſich ihrer von Amtswegen annehmen und ſie beſchützen ſollen. Man hat es ſogar für beſſer befunden ſie von der Gerichtbarkeit der Inquiſition frey zu ſprechen, als dieſes Gerichte zu nöthigen in ihrem Betrachte andere Regeln zu beobachten, als diejenigen, welche ihm ſeine gewöhnliche Schärfe vorſchreibet. Sie ſind alſo nur der Zucht der Biſchöfe oder der Pfarrer unterworfen. Aber die weite Entlegenheit der Oerter iſt Urſache, daß dieſe weiſen Verordnungen nicht alle die Würkungen haben, welche ſie haben könnten, und daß in Erwegung aller dieſer Umſtände die Indianer ſich nirgends beſſer, als in ihren Wäldern befinden. Dieſes trägt ſonder Zweifel nebſt den andern Umſtänden etwas bey, daß unter den Indianern in verſchiedenen Ländern ſo wenig ähnliches gefunden wird. Allein man muß geſtehen, daß, wenn man ſie insgeſammt nach der vortrefflichen Abſchilderung betrachtet, welche einige Geſchichtſchreiber von ihnen machen, man ſeinen eigenen Augen nicht glaube. Alles, was

von ihren natürlichen Gaben, von den verschiedenen Wohnplätzen, die sie hatten, von ihren Gesetzen und ihrer Policey gemeldet wird, scheinet ein Traum zu seyn, und würde für verdächtig gehalten werden, wenn es möglich wäre dem Zeugniße einer so großen Anzahl glaubwürdiger Schriftsteller zu wiedersprechen, und wenn nicht außerdem viele Denkmahle vorhanden wären, die unstreitig erweisen, daß man den alten Zustand dieser Völker nicht nach demjenigen, worin wir sie jetzo sehen, beurtheilen müsse. Man kann nicht begreifen, wie sie die Mauren ihres Sonnen-Tempels, davon man noch die Ueberbleibsel zu Cusco siehet, haben aufführen können. Diese Mauren sind von Steinen, die 15 bis 16 Fuß im Durchmesser haben, gebauet; und obgleich dieselben unbearbeitet sind, und keine regelmäßige Figur haben, so passen sie doch genau zusammen, daß kein leerer Raum dazwischen ist. Wir haben die zertrümmerten Stücke von vielen Gebäuden gesehen, welche sie Tambos nenneten, und welche zu Lager- oder Vorrathshäusern dieneten, worin auch die Incas, wenn sie reiseten, ihre Wohnung nahmen. Ihre Thore sind nicht breit, aber sehr hoch, weil ihr Kayser, wenn er ausgieng, allezeit von den vornehmsten Herren seines Hofes in einer großen Sänfte auf ihren Schultern getragen ward. Die Mauren dieser Gebäude sind oft aus einer Art von fleckigtem Marmor gebauet, und die gehauenen Steine scheinen gegen einander gerieben zu seyn; so ungemein gut sind sie zusammen gefüget. Man siehet noch an einem von diesen Tambos einige zum Zierathe angebrachte Thierköpfe, in

deren

deren Naſenlöchern, welche durchbohret ſind, Ringe hängen, welche ſich bewegen laſſen, ob ſie gleich aus eben dem Steine gemacht ſind. Alle dieſe Gebäude lagen längſt dem prächtigen Wege, welcher in die Cordilleras von Cusco nach Quito, ja gar weiter ging. Er war faſt 400 Meilen lang, und wir ſind öfters ſeiner Spur gefolget. In unſerm 24ſten Trieangel ſind die Ueberbleibſel einer alten Feſtung, um welche Wachhäuſer und verſchiedene Gebäude lagen, die von einander abgeſondert und in einer ziemlichen Ordnung aufgeführet waren. Ich will nichts von verſchiedenen verſchanzten Oertern ſagen, welche auf den Gipfeln vieler Berge, inſonderheit auf denen, welche uns zu Errichtung unſerer erſten Triangel dieneten, nach der Kunſt angelegt ſind. Man muß dieſelben den urſprünglichen Einwohnern des Landes zuſchreiben, als ſie ihre Freyheit den andern von Cusco unter der Anführung des Huayana Capac gekommenen Indianern theuer verkauften. Dieſer war damahls noch nicht Kayſer; er ſetzte ſich aber mit Gewalt auf den Thron, und war wie ich ſchon geſagt habe, der zwölfte in der Ordnung kurz vor der Ankunft der Spanier. Der Wahrſcheinlichkeit nach muß man die Gräber, welche von einer erſtaunlichen Größe und Geſtalt ſind, und welche wir an einem Orte, Cochesqui genannt, gefunden haben, in eben die Zeit ſetzen. Dieſe ſind Wälle von Erde, von denen einige 40 Fuß in der Höhe, 70 Klaftern in der Länge, und 40 in der Breite haben, mit überaus langen allmählig heruntergehenden Gängen, durch welche man unvermerkt zu ſolchen Gräbern gelanget. Es ſind

deren

deren 7 oder 8, und mehr als 100 von einer andern Figur. Unsere Mittagslinie endiget sich an der nordlichen Seite auf einem von diesen Klumpen. Die Geschichtschreiber gedenken eines Pallastes, welchen die Incas sich an eben dem Orte hätten bauen lassen: allein es ist keine Spur davon mehr vorhanden; dahingegen die Gräber, von denen niemand etwas erwehnt hat, noch jetzo stehen. Fast alle alten Gebäude der Peruaner sind eben diesem Schicksale unterworfen gewesen. Je mehr sie die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, desto eher sind sie zerstöret worden. Alles was ich noch hinzufügen kann, ist dieses, daß man dergleichen Denkmale nicht ansehen kann, ohne daß man eine Neigung empfinden sollte vortheilhaft von denenjenigen zu urtheilen, welche sie unternommen und das Herz gehabt haben, sie zum Stande zu bringen.

Regiſter

der merkwürdigſten Sachen.

A.

Acajou-Bäume. 46.

Acuña ein Jeſuit Deſſen Reiſebeſchreibung. 258 261.

Affen, verſchiedene merkwürdige Arten derſelben. 303. 304.

Aguirre ein aufrühriſcher Spaniſcher Soldat. 200.

Aguthy-Läuſe. 47 49. 50.

Amana ein Fluß. 18. 19.

Amazonen. Ob dergleichen Weiber in America geweſen, oder noch ſind? 261 268.

Amazonen-Fluß. Woher ſein Name rühre. 199. Woher er Marañon heiße. 199. Sein Urſprung. 202. Weite ſeines Laufs. 203. 204. Stürme auf demſelben, 250. Gefahr in der Schiffahrt auf demſelben, 257. Seine Gemeinſchaft mit dem Orenok. 272 276.

Amazonen-Steine. 262.

Ameiſen, ſchädliche, 44.

Laufende Ameiſe. 47.

Amicuanen ein Indianiſches Volk. 263.

Apruak ein Fluß. 11.

Arenal. Ein Berg in Peru, worauf ein Haufen Spaniſche Soldaten umgekommen ſind. 346. 347.

Arruas. Ein tapferes und geſchicktes Volk in Guiana. 123.

Arzeneywiſſenſchaft der Indianer. 152. 153.

Aerzte oder Gaukler bey denſelben. 153. 154 Schwere Proben der jungen Aerzte. 156. 157. Ihre Gebräu-

Gebräuche bey Beſuchung und Heilung der Kranken 159. Ihre Betrügereyen. 160. 161. Bezahlung. 162.

Auſtern hängen ſich an die Mangle-Bäume. 15. Große Art derſelben. 18.

B.

Ballonen. Sehr elaſtiſche der Indianer. 103. 104.

Bardacken oder Krüge. 14.

Barometer. Anmerkung von deſſen Veränderungen. 207. 208. 356.

Barre oder ſtarke Flut. S. Flut.

Bart. Palicuriſcher. S. Palicurer. Die Peruaner haben keine Bärte. 374.

Batates. 45.

Baumwolle zu Cayenne Handel damit. 83

Bäume. Große an dem Amazonen-Fluſſe, 289. 220.

Berge feuerſpeyende in Peru. 361. Werfen ſehr große Steine aus. 368.

Blattern. Sind den Wilden gefährlich, 316. Ihre Einpfropfung hat bey ihnen eine gute Würkung, 317.

Boote, Portugieſiſche in America werden beſchrieben, 254.

C.

Cacao wird zu Cayenne gepflanzt, 85

Cachipur Fluß, 7.

Caffee-Baum in Cayenne wird beſchrieben, 81 82. ꝛc.

Cahuitau, ein ſonderbarer Vogel, 309.

Camiza eine Tracht der Indianer, 32.

Camoppi, ein Fluß. Deſſen Beſchreibung, 10.

Caux ein Fluß, 12. 13.

Cayenne, Inſel wird beſchrieben, 24. Warum die Franzöſiſchen Colonien daſelbſt in Abnehmen gerathen, 32. 33. ꝛc. Wildpret und Eßwaren in dem Lande, 37. 38. Geſunde Luft, 45. Handlung, 61. ꝛc. 86. Materialiſten-Waaren, 85. Mangel an Sklaven daſelbſt, 87.

Cayenne, Flecken wird beſchrieben, 25. 26. ꝛc Wird von den Holländern, und wieder von den Franzoſen erobert, 30. Einwohner werden beſchrieben, 28. 29

Chike eine Art von Flöhen. 50.

Chimboraßo großer Berg in Peru, 345.

China Chinä, Pflanzen derſelben, 211.

Cogke wird beſchrieben, 41.

Colibri ein ſchöner Vogel, 307. 308.

Conomama ein Fluß, 18.

Condor ein großer Vogel, 310.

Connetable ein merkwürdiger Fels im Meer bey Cayenne, 11. 12.

Coral eine beſondere Art von Schlangen, 305.

Coraßon de Barionuevo, ein groſſer Berg. Deſſen Höhe, 366.

Cordilleras oder die groſſen Gebürge in Peru ſind eigentlich eine doppelte Reihe Berge, 349

Cotopaxi, feuerſpeyender Berg, 366. Erſchreckliche Entzündung deſſelben, 368. War den Indianern prophezeyet worden, 369.

Couillaras oder kleine Indianiſche Kähne, wie ſie gemacht werden, 97.

Crocodille in dem Amazonen-Fluſſe; 300. Kampf derſelben mit dem Tyger, 301.

Croſſart ein Jeſuit. Deſſen Eifer in Bekehrung der Wilden, 16.

Cumery. S. Rothholz.

Curupa eine Pflanze, wird ſtatt Schnupftabaks gebraucht. 241.

Curupa eine Portugieſiſche Stadt am Amazonen-Fluſſe, 293.

D.

Danta oder Elendthier, 302.

E.

Elendthiere in America, 302.

Erde. Ihre Geſtalt, 194. 195.

F.

Farbe, kupferigte der Indianer iſt ihnen nicht weſentlich. 373. 372.

Feijoo, ein Spaniſcher Benedictiner. Deſſen critiſches Theater. 268.

Fiſche wie ſie von den Indianern betäubet werden, 117. 118 299. 300.

Fledermäuſe. Groſſe und ſchädliche, 307.

Flut kommt ſpäter in den Flüſſen herauf, nach Verhältniß der Entlegenheit von dem Meere, 283. 284. merkwürdige und ſchnelle Flut in dem Amazonen-Fluſſe zwiſchen Macapa und dem Nord-Cap, 322.

Franzoſen, wenn ſie ſich in Guiana feſtgeſetzet, 1. 2. Ihre Colonien und Handlung daſelbſt. 3. 4.

Fregatten, eine Art Seevögel, 12.

Fritz, ein Jeſuite und Miſſionarius, 248. 255. 258.

G

Galibis, ein Indianiſches Volk. Deſſen Sitten und Gemüthseigenſchaften, 91. Complimenten, 92.

Gebäude, ungemeine groſſe der alten Peruaner, 378.

Geld wird von den Indianern verachtet. 130.

Gewölke, Anmerkung von deren Schwere und Farbe, 357. 358.

Gold, die Indianer verachten es, 213.

Goldenes Dorf, 257. Deſſen Lage, 259.

Goldſee S. Parima.

Gräber in Peru von ungemeiner Größe. 379

Grüne Steine in America werden beſchrieben, 130. 131. Ihre vorgegebene Tugenden, 287. Fabel von ihrem Urſprunge, 288.

Guiana, Lage und Fruchtbarkeit dieſes Landes, 2. 4. 5 Wenn die Franzoſen ſich darin feſtgeſetzet, 1. 2. Colonie und Handlung daſelbſt, 3. 4. 21. Streit zwiſchen den Portugieſen und Franzoſen wegen des Landes, 20. 22. 23.

H.

Haare, die Peruaner haben keine Haare auf dem Leibe, 374.

Hamaks oder hängende Betten der Indianer werden beſchrieben, 100. 101.

Harz, beſondere Eigenſchaften und elaſtiſche Kraft eines gewiſſen Harzes, 245.

Häuſer der Indianer S. Karbet. Fabel von den Häuſern einiger Indianer auf den Bäumen wird widerlegt. 109. 110.

Heiraten der Indianer, wie ſie geſchehen, 164. 165.

Holzläuſe, ſchädliche in Cayenne, 48.

Hunde in Cayenne werden beſchrieben, 114.

I.

Jaen eine Stadt in Peru, 212.

Jeſuiten. Ihr Eifer in Bekehrung der Wilden wird gelobt, 16. 164.

Indianer in Guiana gehen nackend, 84. Ihre Gemüths-Eigenſchaften, 90. 91. Neigung zur Satyre, 94. Große Empfindlichkeit und Eigenliebe, 94. 95. Ihre Weiber ſind der Männer Sklavinnen. 95. Ihre Faulheit 96. Ihre Jagd und Fiſcherey. 113 - 116. Sparſamkeit. 121. Feigheit. 122. Kriege und Waffen. 124. 125 Grauſamkeit gegen die Ueberwundenen. 126. 127 Ceremonien bey ihren Friedensſchlüſſen. 129. Bey ihren Geſandtſchaften. 138. 139. Handlung. 130. Reiſen. 132. 133. Aberglauben bey Ausſprechung gewiſſer Wörter. 136. 137 bey ihren Tänzen, 149. bey ihren Speiſen, 172. Ihre öffentliche Reden. 140. 141. Tänze, 142. 143. 148. 149. Muſik, 143. Sie lieben die Pracht, 144. Streichen ſich mit Farben an, 146. 147.

Sind groſſe Säufer, 150. 151. Ihre Arzeneywiſſenſchaft, 152. Aerzte; 153. Sie halten den Teufel für die Urſache ihrer Krankheiten, 153. 154. Ihre Religion, 163. 164. Heirathen und Vielweiberey, 165. Eiferſucht, 166. Hartes Geſetze der jungen Ehemänner, 167. Der jungen Mägdchen. 168. Sie tödten ungeſtalte Kinder, 169. Gebräuche bey ihren Begräbniſſen, 170. Ihre Trauer, 171. Verzeichniß der Indianiſchen Nationen in Guiana, 174. ꝛc. ꝛc.

Indianer in Süd-America, verachten das Gold, 213. Groſſe Aehnlichkeit der verſchiedenen Nationen, 226. 227. Die Unempfindlichkeit iſt der Grund ihres Characters, 228. Armuth ihrer Sprachen, 229. Es giebt Menſchenfreſſer unter ihnen, 248. 257.

Indianer in Peru. Beſchreibung derſelben, 374.

Indigo, Wie er gebauet und zubereitet wird, 75. 76.

Joanes, eine Inſel. S. Marayo.

Iraku, ein Fluß, 18.

K.

Kähne, Indianiſche, wie ſie gemacht werden, 96. 97.

Karua oder Karuabo, ein Fluß, 18.

Karbets oder Häuſer der Indianer, 105. groſſe Karbets, 107. 108.

Klapperſchlangen, 15. 305.

Krabben, die Wilden fangen nur die Männlein davon, 115.

Krabbenholz, 291.

Krankheit. Sonderbare in Cayenne, 51. ꝛc. ꝛc.

Kriege der Indianer. Urſachen dazu, 124. 125.

Kürbisſchalen, 103.

Kuru, ein Fluß. 15.

L.

Laet (Johann) deſſen Sammlung von Reiſebeſchreibungen, 3.

Laguna, ein Indianiſches Dorf, 234.

Lampreten, eine Art derſelben von beſondrer Eigenſchaft. 298.

Lianen oder Liennen; was ſie ſind, 100. Schlingen ſich um die Bäume und erſticken dieſelben zuweilen, 243. 244.

Loxa eine Stadt in Peru, 210.

Luft, Würkungen der dünnen Luft, 353.

Lufterscheinung, Eine außerordentliche auf den hohen Bergen in Peru, 358. 359.

M.

Maaß, Nutzen eines allgemeinen, 328.

Magnin, ein Missionarius zu Borja, 321. Dessen Beschreibung der Indianischen Völker. 232.

Makaka-Wurm, Beschreibung desselben, 55. 307.

Makuria, ein Fluß, 19.

Maldonado (Don Pedro) 233.

Manglebäume, 6. Austern hängen sich daran, 15.

Maniok, wie derselbe gebauet wird, 42. Ist ein Gift, 43.

Manoa del Dorado oder die goldne Stadt, 277. Ursprung der Fabel von derselben, 279.

Marañon, ein Fluß hat von einem Spanischen Schiffshauptmann den Namen, 199. S. Amazonen Fluß.

Marayo eine Insel wird in den Landkarten unrichtig vorgestellt, 293 319 Ist grösstentheils überschwemmt, 320.

Marony, ein Fluß, 19.

Maynas, eine Spanische Provinz und Mission, 220

Meer-Ochs wird beschrieben, 118. 296. wie er gefangen wird, 119. 120.

Mestizen, 212. 376. Sind Tyrannen der Indianer, 377.

Mixano, eine merkwürdige Art kleiner Fische, 297.

Mohren sind große Plauderer, 93. halten sich besser, als die Indianischen Sklaven, 94. Ihre hölzernen Schlösser, 106. 107.

Mücken, verschiedene Arten derselben in Cayenne, 47. 48.

N.

Narren-Vögel, 12.

Norager sind Menschenfresser, 8

Nord-Cap, (Gesellschaft von) 3.

O.

Oel, verschiedene Arten desselben in Süd-America, 244. 245.

Ohrläpplein, Größe desselben bey einigen Wilden, 244. 245.

Omayas, eine Nation in Süd-America, deren Wanderung,

rung, 240 drucken die Köpfe ihrer Kinder platt, 241.

Orellana, (Franz von) ſeine Reiſe auf dem Amazonen-Fluſſe, 198. 199.

Oyak, ein Fluß in Cayenne, 13. 14.

Oyapok ein Fluß, 8. 9.

P.

Palicurer, 8.

Palicuriſcher Bart, 10.

Papageyen, ſeltene Art derſelben, 308. wie die Indianer ihre Farben verwandeln, 309.

Para Portugieſiſche Stadt in America, deren Lage, 294. Handel 311. 312.

Parima oder Gold-See, 2. Gelegenheit zu der Fabel von demſelben, 260. 277. 279.

Perpendikel, Unterſcheid der Länge deſſelben in verſchiedenen Oertern, 313. 356.

Peru, Lage des Landes, 341. In einem Theile deſſelben regnet es niemahls, 341. Es iſt ſchlecht bewohnet, 342.

Peruaner, Unterſcheid derſelben in ihren Sitten und Gebräuchen, 371. Bemahlen ſich auf dem Leibe, 371. Ihre Handwerke, 372. Geſchicklichkeit in vorigen Zeiten, 377-379. Ihre kupferichte Farbe iſt ihnen nicht weſentlich, 373.

Peruaner in den Gebürgen, deren Character, 374. Armſeeliger Zuſtand, 374. 375. Tracht und Kleidung, 375. Vorſorge der Spaniſchen Regierung um ſie zu beſchützen, 377.

Pevas, eine ſpaniſche Provinz am Amazonen-Fluſſe, 248.

Pfeile, vergiftete, 125. 126. Verſuche mit denſelben, 332. 333.

Pflanzen, eine Menge nützlicher in Süd-America, 342. 343. Eine Gattung, wodurch die Fiſche betäubet und gefangen werden, 299.

Pichincha, hohes Gebürge in Peru, 354. Große Kälte darauf. 355. Ein Gipfel deſſelben wirft Feuer aus, 365.

Pitte oder Pito ein Gewächſe, welches ſtarkes und feines Garn giebt, 84.

Polypen S. See-Polypen.

Pongo de Manſeriche, Ein enger Paß des Amazonen-Fluſſes. 219. 223.

Porroroca, eine ſtarke und ſchnelle Flut S. Flut.

Portugieſen, maßen ſich einen zu großen Theil von Guiana, 22-24.

Puguly-Baum, deſſen Gift, 126.

Puma oder Löwe in Peru, 301.

Pyramiden, welche die Franzöſi-

zöſiſchen Mathematiker in Peru aufrichten laſſen, 196. 197.
Pyrogen, 7. S. Röhne.

Roucou, 63. wie er gebauet und gemacht werde, 71. 72. ꝛc. ꝛc.

Q.

Quito, Schönheit dieſes Landes, 347. Deſſen hohe Lage, 352. Gebürge daſelbſt haben wenig Erz, 367. Inwendige Beſchaffenheit der Erde daſelbſt, 367.
Quito, eine Stadt, deren Beſchreibung, 348.

R.

Raleigh (Walter), 4. 277. Seine Nachrichten von den auf den Bäumen lebenden Indianern werden wiederlegt. 110.
Remira (Inſeln von) 57.
Richer entdeckt zuerſt die Ungleichheit der Schwere unter verſchiedenen Parallelzirkeln, 326.
Ringe, elaſtiſche der Judianer, 104.
Rio de la Madera, 287.
Rio Negro, 270.
Rothholz, eine Art Bäume. Deren Beſchreibung, 15.

S.

St. Jago de las Montañas. 218.
St. Joachim. Eine Miſſion am Amazonen-Fluſſe, 240.
St. Paul, eine Miſſion, 9. 252.
Sanſon, deſſen Karte von dem Amazonen-Fluſſe iſt fehlerhaft, 202.
Sarmiento (P.) deſſen Schutzſchrift des Critiſchen Theaters, 268.
Savannas, was ſie ſind, 5. 19. geben gute Viehweide, 34.
Schall, deſſen Geſchwindigkeit zu Cayenne, 330.
Schildkröten, verſchiedene Arten derſelben, 116. 299.
Schlangen, verſchiedene Arten derſelben in Süd-America, 305. 306.
Schlöſſer (hölzerne) der Mohren von beſonderer Erfindung, 106. 107.
Schnee, wie weit die Gränze deſſelben unten und oben gehe, 361. 363. ꝛc. Deſſen Horizontallinie, 362. 363. Würkung deſſelben auf den hohen Gebürgen, 362.

Schwerdtfiſch, 60.
Schwere, Ihre Ungleichheit unter verſchiedenen Parallelzirkeln von dem Herrn Richer zuerſt entdeckt, 326.
See-Polypen, 334.
See-Schildkröten, wie ſie gefangen werden, 58. große Art derſelben, 60.
Seewaſſer, verwandelt ſich in Salz, 15. 16.
Senery, ein Fluß, 14.
Silberberg, 10.
Sinamary, ein Fluß, 17. 18.
Sklavenhandel, in Cayenne, 78. 79.
Smaragden in Peru, künſtlich gearbeitete, 288.
Sonnen-Tempel zu Cuſco, 378.
Sprachen, Anmerkungen über die Aehnlichkeit der Wörter in verſchiedenen Sprachen, 230. 231.
Armuth der Sprachen in Süd-America, 229.
Exempel einer ſehr ſchweren, 237.

T.

Tabui, S. Karbet.
Tafia, ein Getränke, woraus es gemacht wird, 70.
Talk, in Guiana, 14.
Tambos, alte Peruaniſche Gebäude, 378.
Teufel, wird für die Urſachen der Krankheiten von den Indianern gehalten, 153. 154. wunderliche Begriffe der Indianer von demſelben, 154.
Teufels-Eylande, 16 17
Texeira, Pedro ſeine Reiſe auf dem Amazonen-Fluſſe, 201
Tike, ein Ungeziefer in Cayenne, 49
Topayes, berühmte Indianiſche Nation, 287
Tragkörbe der Indianer beſchrieben, 102
Trompeter-Vogel, 309. 310
Tucan, ein ſonderbarer Vogel, 308.
Tyger in Cayenne, haben der Colonie großen Schaden gethan, 35. Durch welches Mittel ſie daſelbſt vertilget worden, 36. Kampf des Tygers mit dem Crocodill, 301.

U. V.

Ucayali, ein groſſer Fluß. Deſſen Vergleichung mit dem Amazonen-Fluſſe, 238. 239.
Ucumary oder Bär in Peru, 302.
Vögel, einige beſondere Arten derſelben. 307-310.
Urſoa, [Pedro de] deſſen Reiſe und Schickſal. 200 201.

W.

Wangen, durchbohrte der Indianer, 10.

Waſſerfluten, groſſe und ſchädliche in der Provinz Quito, 370.

Weiber, Indianiſche, werden beſchrieben, 95. Sind Sklavinnen der Männer, 95. 96.

wieſel, beſondere Art davon, 302.

X.

Xibaros, ein Indianiſch Volk, fällt von den Spaniern ab, 219.

Y.

Yameos, ein Volk in Süd-America, deſſen überaus ſchwere Sprache, 237. Ihre Blaſerohre, 238. Vergiftete Pfeile, 238

Yupura, ein groſſer Fluß, 256.

Z.

Zaruma, Stadt in Peru, 207.

Zuckerrohr, wie es gebauet werde, 66 67.

Zuckermühle, beſchrieben, 67.

Zuckerſiederey, deren Beſchreibung, 63. 69.

Anweisung an den Buchbinder wegen der Kupfertafeln.

	Seite.
Karte von dem Amazonen-Flusse bis bis zu dem Maronv.	1.
Karte von der Insel Cayenne	24.
Rhede von Cayenne	25.
Karte von dem Laufe des Maragnon oder Amazonen-Flusses	193.
Akoquoua, Palikur	10.
Werkzeuge, welche man braucht um den Roucou zu machen	72.
Eine Indianerinn, ein Indianer in Guiana	90.
Indianische Pyrogen	97.
Eine Creolinn, die in dem Hamak getragen wird	100.
Pagaras oder Körbe der Indianer in Guiana	102.
A Ein Ring BB. Ballonen der Wilden in Guiana aus einem Stücke	104.
Tabui oder das große Karbet. Sura oder das hohe Haus	105.
Der Meerochsenfang	118.
Waffen der Indianer in Guiana	124.
Indianisches Feuerzeug	132.
Moule oder Indianischer Sessel	140.
Cuyu oder Indianische Schürze	144.
Verschiedene Arten von Schmuck, deren sich die Indianer in ihren Tänzen bedienen	145.
Andere Arten von Indianischem Schmuck	145.
Noch mehrere Arten von Indianischem Schmuck	145.

Druckfehler.

Seite	Zeile	anſtatt	wird geleſen
16	1	verändert	verwandelt
46	8	Regen von Acajou	Acaju-Regen
47	6	Aguthiſche Läuſe	Aguthy-Läuſe
77	22	aufbauen	anbauen
94	1	deſſelben	derſelben
227	8	Uewinder	Ueberwinder
232	18	fliegen	flieget
347	8	unter	über
267	18	werden	worden
283	5	Fot	Fort
327	11	es	er

Auf der Kupfertafel Seite 1. wird geleſen: Karte von dem Amazonen-Fluſſe bis zu dem Marony.